This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rumpelt
BWV

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar.

Vorstand:

Dr. G. v. Goßler, Exc.,
Staatsminister, Oberpräsident der Prov. Westpreußen zu Danzig.

Prof. A. v. Werner,
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Dr. Erich Schmidt,
ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. M. Jordan,
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Litteratur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w zu einem billigen Preise zugänglich zu machen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

In den bisher erschienenen XXVII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

***Heyse, Paul**, Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

***Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

***Lorm, Hieronymus**, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

***Reclam, C.**, Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Ringelstedt, Franz**, Litterarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

***Büchner, Ludwig**, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lanser, M.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

*Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

*Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

*Kreyßig, Friedrich, Litterarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Gumpteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Reményi.

Abteilung VIII

*Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

*Neuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Litterarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- u. Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

*Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltanschauungen. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

*Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Gefficken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Milh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von**, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel**, Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.**, Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.**, Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. v.**, Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.**, Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

***Büchner, Ludwig**, Das goldene Zeitalter.

***Brugsch, H.**, Steininschrift u. Bibelwort.

***Meyer, M. Milh.**, Mußestunden eines Naturfreundes.

***Sterne, Carus**, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

***Henne am Rhyn, O.**, Die Frau in der Kulturgeschichte.

***Gottschall, Rud. v.**, Studien zur neuen deutschen Litteratur.

***Falke, Jacob v.**, Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

***Werner, Reinhold**, Auf fernen Meeren und Daheim.

***Ullrich, Titus**, Reisestudien.

***Jähns, Max**, Über Krieg, Frieden und Kultur.

***Bierck, G.**, Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

***Brugsch, H.**, Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

***Fitzner, Rud.**, Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

*Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.
*Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.
*Ehrlich, H., Modernes Musikleben.
*Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Teil.)
*Voss, Karl, Südwest-Afrika.
*Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

*Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.
*Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
*Hirschfeld, G., Aus dem Orient.
*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

*Karpeles, Gustav, Litterarisches Wanderbuch.
*Voss, Karl, Vom Kap zum Nil.
*Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.
*Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
*Isabel, Eugen, Russische Litteraturbilder.
*Below, Ernst, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
*Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

*Gottschall, Rud. v., Zur Kritik des modernen Dramas.
Königsmark, Graf Hans v., Japan und die Japaner.
*Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner. Biographieen und Begegnungen.
Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen.
Rumpelt, A., Sicilien und die Sicilianer.

Bezugs-Erleichterung umstehend!

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	M.	jetzt	20	M.	kosten.
10	„	„	60— 80	„	„	35	„	„
15	„	„	90—120	„	„	50	„	„
20	„	„	120—160	„	„	65	„	„
25	„	„	150—200	„	„	80	„	„
30	„	„	180—240	„	„	95	„	„
35	„	„	210—280	„	„	110	„	„
40	„	„	240—320	„	„	125	„	„
50	„	„	300—400	„	„	155	„	„
60	„	„	360—480	„	„	183	„	„
70	„	„	420—560	„	„	210	„	„

Sicilien und die Sicilianer

Sicilien
und die Sicilianer

Von

Dr. Alexander Rumpelt

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1902

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
255487
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1902 L

Inhalt.

Land und Leute 1
In ſicilianiſchen Städten 33
Sicilianiſche Landwirtſchaft 52
Glauben und Aberglauben 69
Die Mafia 128
Im Schwefelbergwerk 150
Im Findelhauſe 160
Eine Teufelsaustreibung 172
Taormina 186
Caſtrogiovanni—Enna 198
Syrakus 210
Rund um den Ätna 249
Deutſche Dichter in Sicilien 305

Land und Leute.

Eines Tages erging ſich der Herr mit ſeinen Heiligen im Himmel. Fröhlich und guter Dinge, dachte er der Erde ein Geſchenk zu machen und brach einen Diamanten aus ſeiner Krone. Den warf er ins Meer gegen Oſten. Und ſiehe, da wuchs ein neues Land aus den Fluten empor, das nennen die Leute jetzt Sicilien. In Wahrheit aber iſt es ein Diamant des ewigen Vaters.

Die Legende hat recht: Sicilien iſt ein Edelſtein, einen ſtrahlenden Saphir möcht' ich es nennen, rings umrahmt vom blauen Türkis des Meeres. Wer je das Glück hatte, die Inſel vom Gipfel des Ätna zu ſeinen Füßen liegen zu ſehen, dem hat ſich ein unvergängliches Bild von erhabenſter Größe in die Seele geprägt. — Welches iſt die Phyſiognomie dieſes Eilands, welches die ſeiner Bewohner?

Der Charakter eines Landes wird beſtimmt durch Klima und Bodenbeſchaffenheit.

Sicilien, deſſen Hauptſtadt mit Granada, Athen

und Smyrna ungefähr die gleiche Breite hat, rühmt sich eines außerordentlich milden Klimas. Die mittleren Temperaturen Palermos in den Monaten November bis März sind nach Prof. Bartsch 15,5 — 12,3 — 11,0 — 11,5 — 12,8° C. An der Küste fällt ganz selten einmal Schnee. Nur im gebirgigen Innern ist der Winter zuweilen rauh, wie bei uns, und der bis zu 3313 m aufsteigende Ätna vollends trägt etwa fünf Monate hindurch eine prächtige Schneepelerine. Ebenso selten wie der Schnee sind in den Niederungen die Nebel, die die hochgelegenen Bergstädte des Innern: Castrogiovanni, Troina, San Giuliano, Caltagirone oft wochenlang verhüllen. Bei feuchtem Schirokko — im Gegensatz zu dem trockenen, Wüstenstaub mit sich führenden — verschimmelt alles, verrostet alles, selbst die Nadeln in der Büchse, das Fleisch geht in wenigen Stunden über, das Holz an Thüren und Fenstern quillt, Streichhölzer, die man liegen läßt, fangen kein Feuer mehr. Es ist die reine Treibhausluft, bei der man die Pflanzen geradezu wachsen sieht. Andererseits mildert die Nähe des Meeres wenigstens zeitweise die enorme Hitze der ungefähr 5 Monate dauernden völlig regenlosen Zeit im Sommer.

Also oceanisches Klima, das aber in den höheren Lagen und um den Ätna herum ein gemischtes, nämlich zugleich Gebirgsklima wird. Dieses Mischklima ist der Gesundheit außerordentlich dienlich: wie leicht atmet es sich in der dünnen Seeluft, auch noch im heißen April und Mai, wenn von den Schneefeldern des Ätna ein kühler Wind herniederstreicht! Im Winter kann

man den größten Teil des Tages im Freien ſitzen. Die beſtändig mit Feuchtigkeit getränkte Atmoſphäre härtet ab, ſo daß man ſelbſt in den Zimmern 12° C. noch gut ohne Feuer aushält. Aber auch an ſtürmiſchen und Regentagen iſt es beſſer, nicht zu unſeren hier erſt durch die Fremden eingeführten Öfen ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern ſich durch wärmere Kleidung zu ſchützen. Der Sommer allerdings mit ſeiner geradezu afrikaniſchen Hitze, die auch nachts — wenigſtens an der Küſte — nicht unter 25° C. ſinkt, iſt für den Mitteleuropäer unerträglich.

Wie das Klima ſchroffe Gegenſätze zeigt: naſſe Winter und trockene Sommer faſt ohne die bei uns ſo ſtark hervortretenden Übergänge Frühling und Herbſt, ſo auch die Bodenbeſchaffenheit: Die reich bebaute Küſte mit ihren blühenden Städten und dahinter die ſonnverbrannten, entſetzlich öden Gebirge mit den armen, kleinen Bergneſtern — zwei verſchiedene Welten!

Sicilien hat nur drei größere Ebenen (bei Catania, bei Syrakus und Palermo), ſonſt iſt es durchweg gebirgig. Im Norden fällt die lange Quermauer der Madoniden ſteil zum Meer ab, gegen Süden ſenken ſich eine Menge Höhen mäßiger hinab und geben zuweilen einer breiteren Küſtenniederung Raum. Im Nordoſten finden wir Urgeſtein, im übrigen herrſchen Jurakalk, Sandſtein und Kreide vor, die vielfach ſchöne Linien und auch intereſſante Kuppen formen, z. B. den Monte San Giuliano (bei Trapani), den Monte San Calogero (bei Termini), den Monte Pellegrino (bei Palermo), den Monte Scuderi (bei Meſſina). Den

Preis unter diesen Einzelerhebungen möchte ich aber der Busambra geben, die wie ein Felsenschloß der Giganten im Westen 1400 m hoch über das mehr wellenartige Gelände aufragt, gleich schön in der klaren Morgenluft mit ihrem goldigen Kalkton, wie wenn sie schwer dunkelblau sich von dem orange glühenden Abendhimmel abhebt.

Zwischen all diesen älteren Kameraden steht ganz isoliert, aus sich selbst geworden, ein wahrer self-made man der Ätna da, er der jüngste und doch der größte. Und so herrlich und prächtig er inmitten all jener Zwerge thront, er ist noch nicht zufrieden und verändert noch beständig seine Gestalt. Jede Stunde kann einen neuen Ausbruch bringen, der zu den etwa 60 kleinen Seitenkratern einen oder mehrere neue fügt.

Nur zwei kleine Seen, die im Sommer größtenteils austrocknen, den von Lentini und den Pergusa-See, hat die Insel und nur wenige kaum nennenswerte Flüßchen, die im Sommer gleichfalls fast sämtlich ihr Wasser verlieren, während sie durch die wolkenbruchähnlichen Winterregen nicht selten zu reißenden Strömen werden. Infolge der allmählichen Bodenerhebung sind selbst der Alcantara (bei Taormina), der Simeto (bei Catania) und der Oreto (bei Palermo mündend) nicht mehr schiffbar, wie denn auch eine Anzahl im Altertum berühmter Häfen aus derselben Ursache jetzt völlig versandet ist.

Die Flora ist im großen und ganzen die des übrigen Südeuropa, also: Feigen-, Mandeln-, Oliven-, Citronen-, Orangen-, Granatäpfelbäume, hin und wieder

Dattelpalmen, die aber keine eßbaren Früchte erzeugen. Für Sicilien besonders bezeichnend ist die indische Feige, die ganze Felsen bis zu 600 m Höhe hinauf bedeckt, die Aloe, die wie jene als Straßeneinfassung und Markscheide dient, der ehrwürdige Johannisbrotbaum mit seinem dichten, buntfarbigen Laub, der für die Feingerberei unentbehrliche Sumachstrauch und ganz vereinzelt das Zuckerrohr (bei Noto) und der Papyrus (bei Syrakus). Da die Orangen erst durch die Araber aus China (im 10. Jahrhundert), die indischen Feigen durch die Spanier aus Mexiko (im 16. Jahrhundert) eingeführt worden sind, so muß früher das Bild der Landschaft ein ganz anderes gewesen sein als heute, zumal man sich auch die Berge früher mit Wäldern bedeckt vorstellen muß, die jetzt bis auf einige karge Reste — Pinien und Eichen am Ätna, Kastanien in den Madoniden — vollständig fehlen.

Daneben blühen Wein- und Getreidebau. Freilich wenn jener zugleich mit den genannten Südfrüchten einen wesentlichen Exportartikel bildet, decken Korn und Mais den Bedarf noch nicht und müssen in diese ehemalige „Kornkammer Italiens" jetzt zum Teil eingeführt werden.

Für den Botaniker ist Sicilien das reine Elysium; nicht nur finden sich viele unserer Gartenblumen hier im wilden Zustand, auch eine Menge echter Tropengewächse: Araukarien, Bananen, die verschiedensten Euphorbien, Sedum und Kakteen gedeihen ohne Winterschutz im Freien.

Sicilien liegt ungefähr gleich weit von den Säulen

des Herkules, wie von dem östlichen Rand des großen Wasserbeckens entfernt, um welches sich die Völker der Alten Welt durch anderthalb Jahrtausend gruppierten, und ebenso liegt es in der Mitte zwischen zwei Erdteilen mit ihren verschiedenen Klimaten, Rassen, Religionen. Diese centrale Lage hat von jeher seine Geschichte bestimmt. Jeder Mächtige in Nord und Süd, in Ost und West wollte diesen Edelstein in seiner Krone haben, und da die Insel zu klein war, um ein selbständiges Reich zu bilden — sie hat ungefähr die doppelte Ausdehnung des Königreichs Sachsen —, so wurde sie immer leicht die Beute fremder Eroberer.

Im Lauf der Zeiten ist Sicilien denn von allen möglichen Orten der Welt aus regiert worden, von Rom und von Karthago aus, von Byganz, von Madrid und von Neapel, von Turin und Wien aus, jetzt wieder von Rom. Und doch ist es die Sehnsucht der Sicilianer von jeher gewesen und wohl auch heutzutage noch, daß ihre Insel keinem großen Herrn der Welt da draußen gehorche, sondern in ihrem schönen Palermo, dieser wie keine andere Stadt der Welt zur Residenz prädestinierten Stadt, ein eigener Fürst die Geschicke ihrer Heimat lenke, wie in den Tagen der normannischen und aragonischen Könige.

Doch ich greife vor: um den Charakter des heutigen Sicilianers recht zu würdigen, ist es unerläßlich, in großen Zügen ein Bild von der Geschichte der Insel zu geben. Sie erst läßt uns so manchen Widerspruch, so vieles Rätselhafte im Volkscharakter wenigstens annähernd lösen.

Ich übergehe die alte Streitfrage wegen der Urbevölkerung von Sicilien, der sogenannten Sikaner, und ob die Sikuler, ein lateinischer Stamm, auf Schiffen aus Afrika, wie neuere Ethnologen annehmen, oder aus Italien auf Flößen herübergekommen sind. Die ältesten Insulaner hausten in Höhlen, wie vielfache Felsenwohnungen im Innern (bei Palazzolo, Castrogiovanni u. s. w.) beweisen, die ältesten Bauwerke (auf dem Monte San Giuliano, bei Cefalu) werden den Phöniziern zugeschrieben. Die Ursprache ist verloren gegangen, jedenfalls hat das Altsikulische, das der römischen Mundart sehr verwandt ist, nur wenige Bestandteile von jener in sich aufgenommen. Die Sikuler waren keine Seefahrer, sondern gründeten ihre Städte im Innern auf den zahlreichen, schwer zugänglichen Bergen. Nachdem eine noch in Dunkel gehüllte Niederlassung durch die Rhodier Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. im Süden stattgefunden, setzten sich die Phönizier und nach ihnen die Karthager im Westen, die Griechen zuerst im Osten, dann auch im Süden und Norden fest und führten Kriege mit den Eingeborenen, welche sie zwar nie ganz unterwarfen, gegen die sie aber doch die Küste siegreich behaupteten.

So liegt das Schwergewicht der geschichtlichen Bedeutung Siciliens im grauen Altertum. Als Rom, noch eine mäßige Landstadt, kaum seine sagenhafte Königszeit hinter sich hatte, siegten die sicilianischen Griechen bereits über die Semiten in der furchtbaren Schlacht bei Himera (480 v. Chr.) und leiteten damit für die Insel eine Periode hoher Blüte in Handel,

Kunſt und Wiſſenſchaft ein, und hundert Jahre, ehe die erſten Germanen auf den Schauplatz der Geſchichte traten, gehörte dieſe Epoche ſelbſtändiger hoher Kultur bereits der Vergangenheit an. Zweimal fiel eben hier die Entſcheidung in den Kämpfen zwiſchen Rom und Karthago. 240 wurde Sicilien römiſche Provinz, die erſte, die es annektierte, aber nicht in ſeinem ganzen Umfang; erſt 212 durch die Eroberung des bisher noch ſelbſtändigen Syrakus wurde es dem römiſchen Beſitz völlig einverleibt.

Nun war es mit ſeinem Glück auf lange Zeit vorbei. Der Fluch der römiſchen Volkswirtſchaft, der Großgrundbeſitz niſtete ſich auch hier ein. Der ſelbſtändige Bauernſtand verſchwand, große Sklavenherden bebauten die „Inſel der Ceres", die mit der Provinz Afrika zuſammen das ganze rieſige römiſche Reich mit Brot verſorgte. Von den römiſchen Prokonſuln ausgeſogen, verſank Sicilien in Armut und Barbarei. Bei der Teilung des Weltreiches wurde es zu Byzanz geſchlagen. Unter dieſer jämmerlichen Regierung mußte es leicht eine Beute des Halbmondes werden, der von 831 bis 1072 hier herrſchte. Dieſem entriſſen die Normannen das Scepter. 120 Jahre ſpäter kam durch ſeine Vermählung mit Konſtanze, der Tochter des letzten Hauteville, das Scheuſal Heinrich VI. auf den Thron, der alle noch übrigen Glieder des normanniſchen Königshauſes auf die grauſamſte Weiſe unſchädlich machte. Sein genialer Sohn Friedrich II. (1197—1250) brachte dann die Kulturperiode, die ſchon die Sarazenen eingeleitet, die tapferen Normannen fortgeführt hatten, zu

einer Höhe, die in ganz Europa nur noch in dem arabischen Granada ein Gegenstück hatte. Nach dem Untergang der Hohenstaufen sank auch Siciliens Stern. Denn wennschon es sich nach der vorübergehenden Unterwerfung durch Karl von Anjou (1266—1282) noch unter den Aragonesen bis 1419 einer selbständigen Herrschaft erfreute, so wurde diese durch die Anmaßung der Barone und beständige innere Kriege schwer getrübt. Dann kam es an Neapel und 1504 an die Krone Spanien. Bei ihr blieb es, von immer wechselnden Vizekönigen regiert, bis 1696. Nach den Wirren des Spanischen Erbfolgekriegs, durch den es für einige Jahre zuerst an Savoyen, dann sogar an Österreich fiel, wurde es 1734 wieder dem Königreich Neapel einverleibt. Unter dem bourbonischen Despotismus litten Land und Volk in der traurigsten Weise. Endlich schlug auch für Sicilien die Stunde der Erlösung: 1860 landete Garibaldi mit seinen „Tausend" in Marsala, verhalf der Revolution in Palermo zum Sieg und stürzte das längst untergrabene und morsche Gebäude, welches die Welt „das Königreich beider Sicilien" genannt hatte. Sicilien gliederte sich durch Volksabstimmung dem neu gebildeten „einigen Italien" an und bildet mit seinen sieben Provinzen: Palermo, Trapani, Girgenti, Syrakus, Caltanisetta, Catania und Messina, einen wertvollen Bestandteil der jungen Krone.

Nach diesem Überblick über die Faktoren des Volkscharakters: Klima, Bodenbeschaffenheit, Lage und Geschichte, wird es möglich sein, einzelne typische Eigenschaften des Sicilianers deutlicher zu erkennen.

Der lange heiße Sommer hat in Verbindung mit dem häufigen Schirokko eine verweichlichende Wirkung. So finden die Sicilianer das Meer nur im Juli und August warm genug zum Baden, verhüllen bei jedem kleinen Oſt- oder Nordwind ängſtlich Hals und Kopf mit Tüchern und verlaſſen gar im Winter, bei einer Temperatur, wo der Nordländer kaum den Sommerüberzieher anzieht, nur ungern ihre Häuſer, wo ſie dann tagelang um die großen, eiſernen Kohlenbecken ſitzen und Hände und Füße wärmen. Das gilt aber mehr vom Küſtenbewohner. Die abhärtende Bergluft des Innern ſchafft notwendigerweiſe andere Charaktere als die mildere Küſte, wie ſchon das Äußere zeigt. Dort vielfach große, muskulöſe, hier kleine, biegſame oder in ihrem Fett beinahe erſtickende Geſtalten, dort mehr entſchloſſene, oft rauhe, hier zarte und empfindſame Geſichtszüge.

Natürlich wird auch die Neigung zur Faulheit durch das Klima gefördert, und die verſchwenderiſch ſchenkende Natur unterſtützt ſie. Leben doch z. B. an der Südküſte im Sommer die meiſten Leute drei Monate lang faſt nur von indiſchen Feigen. Wer nicht vorzieht, dieſe Früchte in der unbewachten Wildnis ſelbſt zu pflücken, d. h. zu ſtehlen, bekommt für ein bis zwei Soldi ſo viele, daß ſie zur täglichen Sättigung genügen. Ebenſo iſt es mit der wilden Mineſtra, einem aus etwa zwanzig wildwachſenden Kräutern beſtehenden Gericht, das man ſich ſelbſt draußen zuſammenſucht. Wenn eine Mutter mit ihren Töchtern früh ausgeht, hat ſie bis Mittag genug, um die ſieben bis acht Köpfe

ſtarke Familie abends mit einer ſchönen warmen Suppe traktieren zu können, die ſie außer etwas Salz und ein paar Tropfen ſchlechtes Öl nichts koſtet; denn das Geſtrüpp zum Brennen findet ſie auch allenfalls am Wege.

Der erſchlaffenden Wirkung des Klimas ſchreibe ich es zu, daß die ſo tapferen und zähen Araber den aus dem kühlen Norden hereinbrechenden Normannen ſo bald erlagen, und daß letztere bereits nach kaum einem Jahrhundert durch die Hohenſtaufen dasſelbe Schickſal ereilte. Das Dahingehen von drei Generationen genügte, um jenes eiſerne Geſchlecht ſo zu verweichlichen, daß ſie den ſtammverwandten Deutſchen nicht mehr die Spitze bieten konnten.

Eine gute Wirkung des warmen Klimas hingegen iſt die Mäßigkeit im Eſſen und Trinken. Unglaublich, wie wenig der Sicilianer bedarf, um ſich zu ſättigen. Die meiſten, auch die Wohlhabenden, nehmen zu Mittag den erſten Imbiß und nur eine warme Mahlzeit des Abends. Obſchon die köſtlichſten Weine faſt auf der ganzen Inſel wachſen und trotz des billigen Preiſes (30—40 cts für den Liter) ſieht man nur ſelten Betrunkene.

Gebirgsvölker ſind immer ernſt, ſtarr und unzugänglich wie ihre Berge. Das Rauhe und Herbe der Landſchaft ſpiegelt ſich auch im ſicilianiſchen Volkscharakter, wenngleich hierzu noch manches andere, z. B. die Abgeſchloſſenheit der Inſel und Jahrhunderte lange Fremdherrſchaft mitgewirkt haben. Das fällt namentlich dem auf, der von Neapel kommt. In Parthenopes

ewig heiterer Natur tummelt ſich ein offenherziges, leichtſinniges Völkchen: der Sicilianer iſt verſchloſſen und ſchwerblütig. Und doch vielleicht nicht weniger feurig. Wie bei ſeinem Ätna liegt die Glut nur tiefer verborgen, um bei irgend einem Anlaß deſto höher und gefährlicher aufzulodern. Wenn Du einem Neapolitaner, der Dich betrogen hat, eines der üblichen Schimpfworte an den Kopf wirfſt, etwa porco fetente (ſtinkiges Schwein) oder scravágghiu schiffiosu (ekelhafter Miſtkäfer), ſo wird er die Achſeln zucken, ſelbſt bedauernd, daß er ein ſo minderwertiges Geſchöpf Gottes iſt, und ſeiner Wege gehen. Einen Sicilianer im gleichen Fall mit den viel harmloſeren Titulaturen birbante (Spitzbube) oder animale (Vieh) zu ſchmücken, iſt nicht zu raten. Sein Kopf wird rot, ſeine Stirn verfinſtert ſich, ſein Auge funkelt Dich an. Wenn er Dir als Fremdem auch nicht gerade einen Meſſerſtich dafür verſetzt, Dir wohl ſogar, ſeinen Jähzorn bezwingend, nicht einmal unhöflich antwortet, ſo kannſt Du doch ſicher ſein, daß er Dir das Wort nie vergißt und vielleicht nach zwei, drei Jahren noch ſich auf irgend eine Art dafür rächen wird.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens führte von altersher den überwiegenden Teil der Bevölkerung zum Landbau, und man kann ihr im weſentlichen die guten Eigenſchaften des Bauern: Anhänglichkeit an die Scholle, Feſthalten am Hergebrachten, Religioſität und Familienſinn nicht abſprechen. Doch werden ſie beeinträchtigt, ja oft geradezu ganz verwiſcht durch verſchiedene ſchädliche Momente: perſön-

liche Unterdrückung, materiellen Notstand, Aberglauben und Eifersucht, die teils in sozialen Mißverhältnissen, teils in der Rasse begründet sind, wie später zu zeigen ist.

Viel schärfer tritt ein anderes Merkmal hervor, welches dem Charakter des Sicilianers dadurch aufgeprägt wird, daß er Inselbewohner ist.

Sicilien wurde von den Römern nicht zu Italien gerechnet, und auch heute gehört es nur politisch zu Italien. Der Sicilianer fühlt sich als solcher, nicht als Italiener, wie er sich unter den Byzantinern nicht als Grieche, unter den Muhamedanern nicht als Araber und später nicht als Normanne, als Spanier, als Neapolitaner fühlte, sondern immer Sicilianer blieb. Ähnlich wie der Ungar seine Heimat („Extra Hungariam non est vita"), wie der Chinese sein Reich der Mitte für das erste und vorzüglichste Land der Erde hält, so der Sicilianer seine Insel. Er kennt meist die Welt jenseits des Wassers nicht, und wenn er sie gesehen hat, macht ihn sein starkes Heimatsgefühl blind gegen die Vorzüge der Fremde. So spricht er mit großer Geringschätzung vom „Continente" wie von einer ganz fremden Sache, die ihn eigentlich gar nichts angeht, und geradezu verächtlich von den ihm zunächst wohnenden Calabresen, die er — sehr der Wahrheit zuwider — sämtlich für ruchlose Banditen oder für plumpe Dummköpfe ausgiebt.

Pitré vergleicht den Sicilianer mit der Auster am Felsen. Früher wurde die Insel in drei Thäler eingeteilt, in das Val di Noto, Val Demone und das Val di Mazzara, da war das Jiri d'un vaddu a'n

autru (aus einem Thal in das andere gehen) bei dem Mangel an Landstraßen und dem Überfluß an Räubern etwas so Ungeheuerliches, daß man vor der Reise stets beichtete und kommunizierte. Obgleich jene Übelstände jetzt fast ganz behoben sind, steckt von dem Austerhaften doch noch viel im Durchschnittssicilianer. Zum mindesten begreift er nicht, wie diese pazzi inglesi, denen es, nach ihren gespickten Börsen zu urteilen, zu Hause doch recht wohl gehen muß, die Unannehmlichkeiten einer Reise und wohl gar einer Fußwanderung auf sich nehmen können.

Ist eine gute Seite der rings abgeschlossenen Lage ein hoher Patriotismus, so hat diese Abgeschiedenheit von je als ein Hemmschuh der Kultur gewirkt und wirkt heute noch so. Verhältnismäßig spät erst wurden auch nur die größeren Städte durch Eisenbahnen verbunden, die Industrie hat noch wenig Fuß gefaßt, nennenswert ist eigentlich nur die Ausbeutung des Schwefels, die etwa 35 000 Menschen beschäftigt. Hingegen hat sich in mancherlei Sitten und Anschauungen, Einrichtungen und Gebräuchen das Mittelalter unverfälscht erhalten. Darauf näher einzugehen, muß ich mir hier versagen, wende mich vielmehr jetzt der Beantwortung der Frage zu: Inwiefern hat die wechselvolle Geschichte des Landes die Bildung des sicilianischen Volkscharakters beeinflußt? und damit zusammenhängend: Welches sind die ursprünglichen Eigenschaften desselben, welche sind später, namentlich durch die fremden Rassen, hinzugekommen?

Es konnte nicht ausbleiben, daß jede der ein-

ander folgenden Fremdherrſchaften mit ihren verſchiedenen Sprachen, Sitten, Geſetzen und Religionen das innere wie äußere Leben der Eingeborenen umgeſtaltete, und daß auch die urſprüngliche Raſſe durch die wiederholte Vermiſchung mit anderen ſich nach und nach änderte. Die Phyſiologen haben gefunden, daß Baſtarde leichter die ſchlimmen als die guten Eigenſchaften ihrer Eltern annehmen. Dieſes Geſetz dürfte auch für den Sicilianer verhängnisvoll geworden ſein.

Jeder Eroberung der Fremden ging ein Kampf voraus, ein um ſo längerer, je verſchiedener die beiden Elemente waren, die aufeinanderſtießen. Wurde dann endlich ein Ausgleich geſchaffen (der z. B. bei der muhamedaniſchen Invaſion erſt nach 150 Jahren eintrat!), ſo war die Folge, wie es auch ſchon Bedingung hierzu mit geweſen war: eine teilweiſe oder wohl gar völlige Umbildung des Charakters.

Anmaßung und Gewalt waren allen dieſen Fremdlingen eigen und wirkten ſchädigend auf das eingeſeſſene Volk: den einen vom Glück Begünſtigten machten ſie ſelbſt anmaßend und gewaltthätig, den anderen im Daſeinskampf Unterliegenden nur ſcheinbar unterwürfig, dafür verſchmitzt, mißtrauiſch und rachſüchtig.

Ganz ſeinem eigenſinnigen und freiheitliebenden Temperament widerſprechend, iſt der Sicilianer von jeher zu viel regiert worden. Zu viel und dabei herzlich ſchlecht.

Die ſyſtematiſche Unterdrückung jeder ſelbſtändigen Regung unter den Spaniern und Bourbonen, ja auch

noch unter der heutigen Regierung (Aufstand von 1894), der beständige Steuerdruck, der dem ohnehin armen Volk seinen mühseligen Gewinn wieder abpreßte, während die Lasten des Feudaladels und der Geistlichkeit gering waren; das Latifundienwesen mit seinen verderblichen Folgen: all das hat wohl allmählich der großen Masse „jene trotzige, murrsinnige Physiognomie der gedrückten Armut und des Mangels" (Seume) aufgeprägt.

Die Römer nannten die Sicilianer ein genus acutum et suspiciosum, scharfsinnig und argwöhnisch, ein Urteil, das heute noch zutrifft. Der Sicilianer besitzt eine gute Naturanlage, weiß seinen Vorteil leicht wahrzunehmen, hat ein sicheres Auge für die Schwächen anderer. Er mokiert sich gern, und wenn die englischen Ladies und die deutschen Geheimräte, die Philologen und Maler aus Mitteleuropa oft wüßten, was für Witze hinter ihrem Rücken über ihren Aufzug gerissen werden, sie würden nicht so gleichmütig auf den Ruinen Siciliens wandeln. Dem Sicilianer mag es noch so schlecht gehen, er wird immer noch einen faulen Witz machen, sagt Cicero. Das gilt jetzt noch. Und der gemeine Mann steht dem Gebildeten hierin nicht nach. So fand ich einst bei drückender Julihitze in einem Wagen dritter Klasse von den Aufschriften an den beiden Querwänden „POSTI 50" (50 Sitzplätze) die eine verändert in „ROSPI 50", d. h. 50 Kröten, vor die andere hatte derselbe Spaßmacher AR vorgesetzt und das P in R verwandelt, so daß „ARROSTI 50" daraus wurde, d. h. 50 Rostbraten — für

die in den engen Holzſtall zuſammengepferchten Paſſagiere kein übler Vergleich. Ein Beiſpiel, daß Sicilien noch heute homines acuti erzeugt, iſt u. a. Crispi.

Auch das Mißtrauen, das durch die rückſichtsloſe Ausbeutung ſeitens der Fremdherrſcher und heimiſchen Gewalthaber immer neue Nahrung empfing, iſt ein Merkmal des Charakters noch heute. Mißtrauen gegen die Regierung, die man für alles perſönliche Unglück verantwortlich macht, Mißtrauen gegen den Nächſten, ob der einen trotz aller freundlichen Mienen und ſchöner Worte nicht übervorteilen will. Kauft man z. B. Cigarren, ſo hält der Händler zuvor die Banknote gegen das Licht, um zu ſehen, ob das Waſſerzeichen nicht fehle, befühlt ſie und vergleicht die Nummern, falls die oft durchgeriſſene Note zuſammengeleimt iſt, in den Ecken. Der Käufer zählt erſt genau die Dutzende von kleinen Münzen, die er herausbekommt, und vergewiſſert ſich dann noch einmal durch Umdrehen und Auf-den-Tiſch-Werfen, ob kein griechiſches oder argentiniſches Soldoſtück, kein Vierſoldi-Nickel aus Blei darunter iſt. Darin findet kein Menſch etwas. Es gilt als ſelbſtverſtändlich, daß einer den anderen betrügen will, und daß ſich daher jeder vor dem lieben Nächſten ſchützt. Ein weiteres Beiſpiel, das für uns ſehr lehrreich war: Im Anfang unſeres Aufenthaltes in Sicilien brachte ein Fiſcher meiner Frau einen Fiſch, deſſen Kiemen ſchon verblaßt waren. Sie wies ihn deshalb ab. Nach kaum zehn Minuten kam der Biedermann mit einem gleich großen Fiſch an mit wunderſchönen, purpurroten Kiemen. Wir wogen ihn ſchon,

da bemerkte ich, daß die Röte der Kiemen ſich der Wage mitteilte — der Schlauberger hatte einfach Blut darauf geſchmiert. Entrüſtet zeigten wir dem Kerl die Thür. Daß er ſich geſchämt hätte? Keine Spur. Er warf den Kopf zur Seite, zog die Achſeln ein und trabte mit ſeinem Fiſch von dannen. Das Gefühl des Unrechts ging ihm vollſtändig ab. Ein mißlungener Handel war's, vielleicht fand er bald einen Dummen, bei dem's ihm beſſer glückte!

Dieſes Mißtrauen gegen jeden, aber auch jeden, das der Fremde ſich natürlich wohl oder übel ſelbſt aneignen muß, verleidet dem Nordländer gar oft die ſchönen Tage im Süden. Iſt man länger da, ſo gewöhnt man ſich, wie an manches andere, ſo auch hieran.

Klugheit und Witz, Mißtrauen und Liſt möchte ich als urſprüngliche Eigenſchaften des Sicilianers anſprechen, ebenſo wie die noch heute vorhandene Lascivität, die den ſelbſt nicht gerade ſehr ſittenreinen Römern bereits auffiel. Vielleicht iſt die ſittliche Leichtfertigkeit aber ſchon ein Erbſtück der Griechen. Es ſind nämlich unſchwer in der heutigen Beſchaffenheit des Volkscharakters gewiſſe Züge zu erkennen, die unzweifelhaft zu den „erworbenen" zählen. Während die Normannen und die Deutſchen, die ja nur in geringer Zahl und für kurze Zeit ihren Fürſten nach dem Süden folgten, meiner Meinung dem geiſtigen Habitus hier kein einziges Zeichen ihrer Eigenart aufgedrückt haben, glaube ich ſo manches andere, was am ſicilianiſchen Charakter auffällt, im weſentlichen fremdem

Einfluß zuſchreiben zu müſſen, ſo Parteiſucht und egoiſtiſche Kleinſtadtpolitik den Hellenen, die ſich ja ſelbſt durch dieſe Untugenden ſo früh zu Grunde richteten, Härte und Grauſamkeit den Römern, Fatalismus, der vielfach im Innern und unter den ärmeren Klaſſen hervortritt, den Arabern, eine gänzlich unberechtigte Eitelkeit und Großmannsſucht den Spaniern.

Freilich berührt es ſchon im übrigen Italien höchſt unangenehm, wenn junge Leute, wie die häufigen Studentenkrawalle beweiſen, ihre politiſche Meinung aufdringlich kundgeben, wenn ſie, ſtatt die Naſe in ihre Bücher zu ſtecken, Proteſtverſammlungen einberufen, um Miniſter zu ſtürzen. Dieſe Leidenſchaft verſchärft ſich aber noch bedenklich im Süden. Hier iſt jeder Politiker, jeder Parteigänger. Kommt ein neues Geſetz, hat ein Staatsmann eine mißliebige Rede gehalten, ein Präfekt eine ſcharfe Verordnung erlaſſen, ſo wird nicht nur in den großen Städten, nein, auch in den kleinen und kleinſten ſofort eine Volksverſammlung anberaumt, und in Ausdrücken, die bei uns Jahrhunderte von Gefängnis für Aufreizung, Majeſtäts- und Beamtenbeleidigung nach ſich ziehen würden, über die tyranniſche Neuerung, über die elende Haltung der Regierung gewettert und auch das jüngſte, unreifſte Produkt von Beredſamkeit, wenn nur das nötige Salz und Pfeffer nicht geſpart ſind, mit leidenſchaftlichem Bravo und Klatſchen begrüßt. Nach vielen ſchönen und unſchönen Reden wird eine Tagesordnung verleſen und feierlich angenommen, und jeder geht mit dem Bewußtſein nach Hauſe, ſeinerſeits wieder einmal in die Speichen des Zeitrades eingegriffen zu

haben. Welche schädlichen Folgen diese Wut, zu politisieren, dieser Parteihader im Gemeinde- wie im Privatleben zeitigt, muß späterer Erörterung vorbehalten bleiben.

Wenn wir die in ganz Italien heute noch übliche Tierquälerei ansehen, müssen wir uns immer daran erinnern, daß seine Bewohner Nachkommen jener Römer sind, die ihr Gefallen daran fanden, stundenlang den Kämpfen der Gladiatoren untereinander und mit wilden Tieren zuzuschauen. Das Christentum hat da nicht viel gemildert infolge der mehr äußerlichen Form, die es in den romanischen Ländern angenommen und bis auf den heutigen Tag beibehalten hat. Eine tiefere Wirkung auf die Moral hat es nicht. Der Klerisei genügt es, wenn das Volk die vorgeschriebenen Riten einhält, zur Messe und Beichte geht und im übrigen die Priester treiben läßt, was sie wollen. So ist die Liebe zu den Tieren einem Italiener ganz unverständlich. Er unterwirft es kaltblütig den größten Qualen, wie man immer und überall zu beobachten Gelegenheit hat, und antwortet, wenn man sich darüber ereifert: è un animale, non è cristiano (Es ist ein Tier, kein Christ). Natürlich ist es ganz unnütz, den Fuhrleuten zu sagen: Wenn Du Dich den steilen Berg hinauf nicht mit auf den überschweren Wagen setzest, so sparst Du an Futter, wenn Du Dein Tier nicht blutig peitschest, wenn Du ihm ein paar Tage Erholung und heilende Pflege angedeihen läßt, nachdem es sich an schlecht sitzenden Riemen und Gurten große Wunden aufgescheuert hat, so lebt es mehrere Jahre länger und Du gewinnst das

Zehnfache von dem, was Dir jetzt durch übermäßig Anſtrengung eingeht. Wenn die arme Mule oder der geduldige Eſel dann aber halb verhungert, mit eiternden Beulen und fliegenbeſetzten Schwären unter der Deichſel zuſammenbricht, dann verfluchen ſie natürlich ihr Geſchick. Daß ſie dieſe großen Verluſte von 80, von 150 Lire leicht hätten vermeiden können, daran denken ſie nicht.

In Sicilien nun, wo das Volk durch Jahrhunderte lange Mißwirtſchaft knechtiſch geſinnt und verroht iſt, wo das Leben den einzelnen ſo rauh und brutal behandelt, daß er für ſeinen Mitmenſchen kein Erbarmen mehr kennt: welches Gefühl ſollte er für Tiere übrig haben! Mit Ausnahme der geliebten Katze und allenfalls eines zur Kurzweil gehaltenen Papageis oder Singvögelchens werden denn wohl alle Tiere gelegentlich grauſam mißhandelt. Iſt es doch z. B. vielfach üblich, die Hühner zu ſchlachten, indem man ſie zwiſchen die Knie klemmt, den Schnabel in den Mund nimmt und nun durch Rückwärtsbeugen des Kopfes am Schnabel zieht, bis die Wirbelſäule durchgeriſſen iſt. Einſt brauchte ich ein paar Federn. Da lief unſere kleine Magd zu unſerem Hühnerſtall, um dem dort ſtolzierenden Hahn drei oder vier ſeiner Schwanzfedern auszurupfen. Einen anderen ſchlagenden Fall erlebte ich mit einem Prieſter. Dem bot ein Bauernjunge eine lebende wilde Taube zum Kauf an, die er glücklich gefangen hatte. Es war ein prächtiges Tierchen. Er wollte einen Franken. Der Prieſter nahm ſie in die Hand, befühlte ſie und — knickte ihr einen Flügel. Nun war die Taube kaum mehr die Hälfte wert, und der arme Junge mußte ſie

muß, ſo ſpielt meines Erachtens doch auch das Moment der Raſſe hierin eine Rolle. Man begegnet gar oft merkwürdigen Geſichtern in Sicilien: die einen zeigen breite Stumpfnaſe, wulſtige Lippen, große, weit auseinanderſtehende Augen, breite, niedrige Stirn, umrahmt von wolligem Haar, die anderen: große, ſchwarze, mandelförmige Augen, kleine, etwas gekrümmte Naſe, zart geſchnittene, volle Lippen, ſcharf gebogene Augenbrauen, bleiches längliches Oval, beide ſüdlich-dunklen Teint. Jene ſind ausgeſprochen Berbern- und Kabylen-, dieſe Arabertypen. Und auf dieſen Geſichtern lieſt man Gleichgiltigkeit, Fatalismus, zuweilen eine dunkle Schwermut. Das iſt ein Erbſtück aus der Sarazenenzeit, ein Charakteriſtikum, das dem Sicilianer vorher jedenfalls noch nicht eignete. „Non c'è chi fari" iſt das dritte Wort, das man hört: „Es iſt nicht zu ändern!" Daneben finden ſich noch mancherlei andere Eigentümlichkeiten des Charakters, die auf eine ſtarke Verſetzung mit mauriſchem Blut zurückzuführen ſind, die Vorliebe für Märchen und Legenden, die vielfach ganz orientaliſche Bilderſprache auch des gewöhnlichen Volkes, der Sinn für das Wunderbare, in dem der weit verbreitete Aberglaube wurzelt, die Abgeſchloſſenheit, worin die Frauen noch gehalten werden. Wenn aber Mantegazza einmal bemerkt: „Vielleicht ſind monogamiſche Nationen durch den Verkehr mit polygamen eiferſüchtig geworden, wie dies in Sicilien der Fall iſt", ſo weiß ich wirklich nicht, ob man auch die ſprichwörtliche Eiferſucht der Sicilianer den armen „Ungläubigen" in die Schuhe ſchieben ſoll. So viel ſteht feſt, alle die

eben berührten Erſcheinungen im Weſen des Sicilianers treten zurück vor jener muhamedaniſchen Ergebung in das Schickſal, die in dem bunten Kolorit ſeines Charakters eine der Grundfarben darſtellt.

Nichts iſt für dieſe Reſignation bezeichnender als die Thatſache, daß bei dem Aufruhr von 1894 nur ein Soldat von der Volksmenge getötet wurde, hingegen 95 Aufſtändiſche von der bewaffneten Macht! Oft befanden ſich kaum zwanzig Soldaten einer Volksmaſſe von dreitauſend gegenüber; aber ſchon nach der erſten Salve zerſtob ſie. So ſchnell trat an Stelle des Verzweiflungsmutes wieder der alte Fatalismus. Und wie gerecht waren die Beſchwerden der armen Menſchen, wie beſcheiden ihre Forderungen!

Ein ganz anderes Moment hat die lange ſpaniſche Herrſchaft, nicht nur das ſpaniſche Syſtem, ſondern auch die damit verbundene Einwanderung von Spaniern jenem Kolorit beigemiſcht. Es iſt die geradezu unter dem Namen: spagnuolismo bekannte Großmannsſucht. Wie man echt ſpaniſchen Typen manchmal begegnet: kleinem, zierlichem Wuchs, ſehr weißer Haut, hellkaſtanienbraunem Haar und einem ſtolzen, faſt wegwerfenden Ausdruck in den zarten, etwas ſchlaffen Zügen, ſo auch dem ſpaniſchen Weſen.

Durch das ganze Volk geht eine ungeheure Überſchätzung des Äußeren und des Geldes, eine nicht minder große Unterſchätzung des moraliſchen Gehaltes und der Bildung. Beſonders aus den Mienen der jungen Leute ſpricht ebenſo, wie aus ihrem modiſchen Anzug und ihren geckenhaften Manieren eine große Verachtung

und Überlegenheit. Aber wen haben sie das Recht zu verachten, wem sind sie überlegen, diese grünen Jungen, die vielleicht als einziges Verdienst einen reichen Vater besitzen, der ihre Schulden bezahlt, die sich für die erste Person der Welt halten und dabei oft kaum lesen und schreiben können?

Wer ist das Mädchen, das dort im gelbseidenen Kopftuch und duftiger Bluse beim öffentlichen Konzert graziös dahintänzelt auf ihren zierlichen Hackenschuhen, dazu den Fächer mit der Würde einer Baronin handhabt und majestätisch mit gnädigem Augenniederschlagen bald rechts, bald links grüßt? — Eine Schneidermamsell. Wer der flaumbärtige Jüngling dort, im bunten, gestreiften Hemd, mit noch bunterer Krawatte, gelben Glanzschuhen, eine Nelke im Knopfloch des gebügelten Anzugs, ein steifes Hütchen auf den wohlfrisierten Locken, sein Stutzerstöckchen schwingend? Ein Maurerlehrling.

In den Zeitungen bringt dieses hochtrabende Wesen oft köstliche Blüten hervor, deren falschen Duft der solide Nordländer je nach seinem Temperament mit Entrüstung oder mit ironischem Behagen einatmen wird. Als Beispiel hier die Nachricht von einer Verlobung, die in zwei sogenannten guten Familien einer ganz kleinen Stadt gefeiert wurde: „Heute fand im intimsten Kreise die Verlobung zweier erlesener junger Leute statt: Frl. Candida P., Tochter jenes verehrungswürdigen Gentleman, der der Kavalier (Ritter pp.) Don Francesco P. ist, und der edle Giovanni V., Sohn des Kavaliers Franzesko V., der so großen Anteil an unserem öffentlichen Leben nimmt. Beiden Familien, hervor-

ragend durch Adel wie durch Reichtum, den beiden jungen Verlobten, dieſem ſchönen und liebenswürdigen Paar unſere beſten Glückwünſche!" Handelt es ſich aber erſt um eine wirklich ariſtokratiſche Verbindung — denn viele führen ein Wappen, das ſie ſich ſelbſt fabriziert haben —, ſo geben die Blätter in Extrabeilagen nicht nur eine Tabelle aller am Feſt beteiligten Perſonen, ſondern berichten auch noch über die Toiletten jeder einzelnen Dame und zählen ſämtliche Geſchenke auf, woraus dann der Fremdling nicht ohne Neid entnehmen kann, welcher Überfluß von allen möglichen Ringen, Ohrgehängen, Broſchen u. ſ. w. im Boudoir der glücklichen Braut ſich aufgehäuft hat. Es ſchwindelt einem und kommt uns nicht mehr ſonderbar vor, wenn wir auch im ärmſten Volk oft ganz zerlumpten Frauen begegnen, die gleichwohl große, goldene Ringe im Wert von dreißig, vierzig Liren in den Ohren tragen. Die beſten Geſchäfte machen dabei natürlich die Juweliere, wenn freilich, einem on dit zufolge, nicht immer jeder Schmuck gleich bar bezahlt wird. In der That iſt es für uns bei der notoriſchen bitteren Armut von 90 pCt. der Bevölkerung unverſtändlich, wie in Palermo und Meſſina die Läden halber Häuſerblöcke lediglich von Juwelieren in Beſchlag genommen ſind, die alle trotz der Konkurrenz wohl beſtehen.

Der Dünkel, der ſich infolge der langen ſpaniſchen Herrſchaft in den Köpfen der oberen Zehntauſend feſtgeſetzt und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbt hat, und ſein Gegenſtück, das Gefühl der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der unterdrückten Plebs, finden ihren

Ausdruck ſchon in der Anrede. Während drüben im Neapolitaniſchen jeder den anderen — und ſei er noch ſo vornehm — mit Voi (Ihr) anredet, iſt dies einem Sicilianer gegenüber, der nur etwas auf ſich hält, eine Beleidigung. Da läßt ſich ſchon der gewöhnliche Handwerksmeiſter von ſeinem Geſellen Vossia (Euer Gnaden) titulieren, und beanſprucht das Lei (Sie), während er ihn natürlich „Du" nennt. Zu Frauen aus dem Volk ſagt man „Ihr", zu Mädchen, auch erwachſenen, „Du", und ſo muß der arme Fremde immer dreierlei Anreden in Sicilien parat haben und daher ſeine Konjugation gut verſtehen.

Auch bei uns ſind ja die Klaſſengegenſätze unnatürlich groß. Aber ſie ſind bei uns eine Folge der Überkultur, in der Hauptſache wohl auch der gewaltigen Bewegung von unten und darauf folgenden Reaktion von oben. In Sicilien ſind es noch die echt mittelalterlichen Gegenſätze zwiſchen dem ſelbſtherrlichen Feudalen und dem abhängigen Hörigen.

Dies alſo wären die Eigenſchaften, die, wie ich glaube, in den Nationalcharakter durch die verſchiedenen Raſſen hereingetragen worden ſind. Sie berühren uns Germanen meiſt nicht angenehm, doch müſſen wir ſie — vielleicht nur mit Ausnahme des Fatalismus — als allen Romanen gemeinſam anerkennen und zugeben, daß manche dieſer Fehler, ſo Aberglaube, Prahlſucht, Gewaltthätigkeit, oft nur Auswüchſe oder notwendige Ergänzungen von Vorzügen ſind, nämlich von reger Phantaſie, Selbſtgefühl und Freiheitsliebe.

Als gute Seiten des Sicilianers möchte ich den

ſtarken Familienſinn und den glühenden Patriotismus noch einmal hervorheben. Die ſtarre patriarchaliſche Sitte verlangt, daß der Bruder ſich nicht verheiratet, ſo lange noch unverſorgte Schweſtern im Hauſe ſind, und daß von mehreren Brüdern wenigſtens einer ledig bleiben muß, falls ſich für die Schweſter kein Mann findet. Und zwar iſt nicht ſowohl der Verdienſt die Urſache, den er den Schweſtern zuwenden muß, als der Schutz, deſſen die Alleinſtehenden bedürfen. Dieſes Geſetz wird nicht nur in den mittleren, ſondern auch den niederſten Ständen ſtreng gehalten. Ebenſo allgemein iſt die oft entſagungsvolle Fürſorge der Kinder für ihre alten gebrechlichen Eltern. Freilich darf nicht verhohlen werden, daß die gewöhnlich ſehr kinderreichen Ehen den Mann trotz aller ſeiner Liebe ſpäter, wenn die Reize der Frau verblüht ſind, nicht hindern, ſeine Neigung zu ihr mit anderen Damen zu teilen, was die Frau hinwiederum bei der ſtarken muhamedaniſchen Färbung, die das Verhältnis der Geſchlechter in Sicilien bis auf den heutigen Tag hat, nicht beſonders übelnimmt, wohl gar ſelbſtverſtändlich findet.

Als ein mindeſtens ebenſo heiliges Band wie die Ehe wird die Gevatterſchaft betrachtet, enger als ſelbſt die Blutsverwandtſchaft. Nach den religiöſen Anſichten begründet das comparatico (compare, commare=Gevatter, Gevatterin) eine unlösliche geiſtige Verbindung voll Liebe, Freundſchaft und gegenſeitiger Wertſchätzung. Zu jedem Dienſt iſt man dem Gevatter verpflichtet und verlangt von ihm jeden Dienſt: Gaſtfreundſchaft, Hilfe in Not und Gefahren, Rat und That in jeder Lage des Lebens:

„Wir ſind Gevattern, wir bleiben Gevattern,
Der Tod nur kann uns ſcheiden".

Die Vaterlandsliebe offenbart ſich u. a. in zahlreichen Chroniken, die die größeren Städte aufweiſen, und die auch den kleinſten, entlegenſten Gebirgsſtädtchen, wie Centuripe, Randazzo u. ſ. w., nicht fehlen. Große nationale Geſchichtswerke aus den letzten drei Jahrhunderten zeigen das lebhafte Intereſſe, das insbeſondere der Adel an den Geſchicken ſeiner Heimat nimmt; ich nenne nur die Namen: Fazzellus, Torredifalco, Biscari, Torremuzza. —

Alles in allem ſehen wir alſo ein Miſchlingsvolk in körperlicher wie geiſtiger Beziehung. Daraus erklären ſich ſo manche Widerſprüche im Charakter: kühner Mut und Begeiſterung, denen aber ebenſo ſchnell Verzagtheit, ja Verzweiflung folgt, früher und mächtiger Trieb, eine Familie zu gründen, und zärtliche Kinderliebe neben dem Hang zu Ausſchweifungen, gute Auffaſſungsgabe und ſtarker Gegenwartsſinn neben einer zügelloſen Phantaſie, die dem einzelnen mit tauſend abergläubiſchen Vorſtellungen das Bild der Welt fälſcht, der wir aber doch auch jene Fülle von Volksliedern verdanken, worin Sicilien vielleicht von keinem Land der Erde übertroffen wird. Dieſe tiefe poetiſche Veranlagung vor allem verſöhnt uns immer wieder mit ſo manchen abſtoßenden Seiten des Sicilianers.

Überhaupt, wenn es ſchon ſchwer iſt, ſich über einen einzelnen Menſchen ein richtiges Urteil zu bilden, wie viel mehr über ein ganzes Volk! Noch dazu ein aus ſo vielen Elementen entſtandenes und deshalb ſo viel-

gestaltiges Volk wie das der Sicilianer! Den Zeugnissen, die sie über sich selbst ausstellen, werden wir, an ihrer Unbefangenheit zweifelnd, nicht ohne weiteres Glauben schenken können. Der Fremde hat diese Unbefangenheit. Aber selbst wenn er lange Jahre im Lande lebte und mit den verschiedensten Angehörigen desselben in Berührung gekommen ist, wird es ihm doch unmöglich sein, bis zur vollen Tiefe in den Charakter der anderen Nation einzudringen. Denn auch er ist parteiisch: er betrachtet sie von dem ihm angeborenen Standpunkt seiner eigenen und wird so leicht in den gegenteiligen Fehler fallen, d. h. ein zu strenger Richter sein.

So werde ich es freudig begrüßen, wenn ein Berufener die tadelnden Bemerkungen, zu denen ich mich mehrfach genötigt sah, aus seiner besseren Erkenntnis heraus widerlegt.

Es ist ja selbstverständlich und trifft für Sicilien im vollen Umfang zu: wenn eine schon durch ihre abgeschlossene Lage zur Selbständigkeit bestimmte Bevölkerung Jahrhunderte lang immer fremden Mächten unterworfen gewesen ist, ruchlos vernachlässigt und unbarmherzig ausgesogen, so muß das für Sinn und Geist, für Herz und Gemüt der Gesamtheit die schädlichsten Wirkungen im Gefolge haben. Wie die Abhänge des Ätna da, wo die harte Lava urbar gemacht ist, die reichsten Ernten ergeben, aber leicht durch einen plötzlichen Ausbruch meilenweit für ganze Generationen vernichtet werden: so haben auch die Sicilianer als Nation immer wieder den Anlauf genommen, auf der Lava stürmischer Zeiten sich anzubauen, die tote Wüste

zu nutzen; aber immer wieder ſind von irgend einer Seite her neue Ausbrüche gekommen und haben die gedeihliche Entwickelung des Volkes wieder vereitelt. Nach kurzen Blüteperioden lange Jahrhunderte traurigen Verfalls. Es iſt das Verhängnis Siciliens geweſen, daß dieſes von der Natur ſcheinbar zu einem irdiſchen Paradies beſtimmte Eiland ſeit den älteſten Tagen bis heute zehnmal mehr Elend und ſchreckliche Zeiten zu beſtehen hatte als manches arme Land, dem ſeine Bewohner ſtets nur mühſelig einen kargen Gewinn abzuringen vermochten. Die Menſchen haben Gottvaters Diamanten nicht zu ſchleifen verſtanden!

Wird das auch in Zukunft Siciliens Schickſal ſein?

Von den Norditalienern iſt in den letzten Jahren ihren ſüdlichen Landsleuten, vor allem den Sicilianern, „unheilbare Entartung" vorgeworfen worden. Steckt in dieſem hochbegabten Volk nicht noch ſo viel Kraft und Kern, daß es einer Regierung, die ſich ſeiner ſorglich annähme und die ſchwere Schuld der Vergangenheit durch geeignete Reformen zu tilgen verſuchte, im Laufe der Zeiten gelingen müßte, beſſere Zuſtände und damit eine allgemeine Geſundung des moraliſchen Lebens herbeizuführen? Es iſt mein Glaube, und daß die Reformen recht bald und in recht weitem Umfang eintreten, mein inniger Wunſch. Denn ich liebe Sicilien ſeit dem Glückstage, da ich zum erſten Male meinen Fuß auf ſeinen Strand ſetzte, wie eine zweite Heimat. Ich liebe es, wie man ein ſchönes Weib liebt trotz ſeiner Fehler oder wohl gar — wegen ſeiner Fehler. . . .

In ſicilianiſchen Städten.

Sicilien ernährt auf einer Fläche von 532 Quadratmeilen etwa 3 Millionen Menſchen. Palermo, Catania und Meſſina, die einzigen Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, zeichnen ſich wenigſtens in ihren Hauptſtraßen durch Sauberkeit aus, ſie haben ein reges, öffentliches Leben, glänzende Läden, ſchmucke Cafés, Hotels mit allem Komfort, ſtattliche Theater und prächtige öffentliche Gärten, wo an beſtimmten Tagen die Muſik ſpielt. Die eleganten Viertel ſind täglich im Winter von 4—5 Uhr, im Sommer von 9—11 Uhr abends von zahlreichen Wagen belebt. Denn es gewährt den Sicilianern, wie den Italienern überhaupt, ein ungeheures Vergnügen, im Wagen zu fahren. Zu Fuß gehen iſt plebejiſch. Wer es nur irgend vermag, fährt alſo in der eigenen oder einer Mietkaroſſe mit galoniertem Kutſcher und Groom in der langen Wagenreihe mit, immer hin und zurück. Dann hält man wohl auch einmal vor einer Konditorei, die Damen nehmen einen Sorbetto (Gefrorenes), man empfängt Beſuche

im Wagen, und nachdem man die Bekannten gegrüßt, die Vorüberfahrenden gemuſtert und genug mit dem Fächer gewedelt und kokettiert hat, geht's wieder nach Hauſe. Die böſen Zungen ſagen, daß manche ſogenannte feine Familie hinter ihren vier Wänden hungert, ſich kaum Maccaroni gönnt, nur um in dem nötigen Putz in einer Staatskaroſſe, wenigſtens an Sonn- und Feſttagen dieſen „corso“ mitfahren zu können.

In dieſen drei großen Städten hat der Adel ſeine Paläſte und der Großkaufmann ſeine Fabriken. Es herrſcht reger Handel und Fremdenverkehr. Täglich kommen Dampfer an und laufen aus, darunter auch viele deutſche, namentlich Hamburger, von denen manche zwei Millionen Apfelſinen oder Citronen auf einmal mitnehmen.

Auf der zweiten Rangſtufe ſtehen die gleichfalls durch den Handel aufblühenden Küſtenſtädte Girgenti, Syrakus, Acireale, Marſala, Trapani und Termini. Sie ahmen jenen drei Großſtädten nach, haben auch ihre öffentlichen Gärten und wenigſtens Sonntags ihren corso. Sie ſtreben nach Reinlichkeit, ſind gut beleuchtet und zum Teil ſogar ſchon mit Waſſerleitungen verſehen.

Ein ungeheurer Abſtand iſt zwiſchen dieſen immer mehr aufblühenden Gemeinden und den übrigen Städten. Wenn man allenfalls noch das ſaubere und wohlhabende Caltagirone, das in jüngſter Zeit mächtig aufſtrebende Taormina und die Provinzhauptſtadt Caltaniſetta ausnimmt, ſind der ganze Reſt Landſtädtchen, die vor 300 Jahren kaum anders ausgeſehen haben dürften als jetzt. Um einen oder mehrere, gewöhnlich traurig verfallene

Adelspaläſte und um eine Hauptkirche, oft einen unvollendeten Rohbau, aber ſtets mit prunkvoller Façade, kauern und drücken ſich, wie Bettler um einen reichen Herrn, Hunderte von kleinen elenden Häuſern, die in winkeligen, ſchmutzigen Gaſſen und Gäßchen durch- und übereinander ſtehen. Hier raucht kein Fabrikſchlot — für den Romantiker ſehr ſchön, für die Bewohner weniger. Denn die Quelle, der jeder Staat wie jedes Gemeinweſen vor allem ſeinen Wohlſtand verdankt, fehlt ganz. Ebenſo fehlt der geiſtige Aufſchwung. Caſtrogiovanni z. B., eine Stadt von 20 000 Seelen, hat keinen Buchhändler, keine Zeitung! Der Schulunterricht liegt noch überall im argen. Viele halten ihn ſogar für gefährlich. Es ſei beſſer, die Leute in ihrer tieriſchen Verdummung weiter vegetieren zu laſſen. Und nicht nur die Geiſtlichkeit verficht dieſen Standpunkt: in einer Verſammlung von Großgrundbeſitzern zu Palermo erklärte noch 1894 ein Redner, man müſſe den obligatoriſchen Schulunterricht abſchaffen, und wurde lebhaft applaudiert. Nun ſteht dieſer in Wahrheit, wie ſo vieles andere in Italien, lediglich auf dem Papiere. Schon die merkwürdige Bedingung, daß die Schule nur Kinder beſuchen dürfen, die anſtändig gekleidet ſind und insbeſondere Schuhe haben, können eben Tauſende nicht erfüllen. Der Elementarunterricht iſt frei. Aber, wo ſoll das Geld für Bücher und Hefte herkommen? Statt zu lernen oder zu ſpielen, müſſen vielfach Kinder von 5 Jahren ſchon mitverdienen, indem ſie für vier Soldi (16 Pfennige) pro Tag bei einem Seiler das Rad drehen oder bei der Mandel- und Feigenernte mithelfen oder bereits ſelbſt

wieder Kinder warten! So wachſen denn thatſächlich in Sicilien wenigſtens 70 Prozent noch heute ohne jeden Unterricht auf.

Drei Stände ſind in dieſen, meiſt nur vom Ackerbau lebenden Landſtädten zu unterſcheiden. Den erſten bilden die Gelehrten und die Gutſituierten: der Pretore (Amtsrichter), der, wenn Frau und Töchter nicht allzu hohe Toilettenanſprüche machen, mit ſeinen 3000 Lire Gehalt recht wohl auskommt, der Arzt, oft von der Gemeinde mit 2000—3000 Lire beſoldet (ſog. medico condotto), weil er ſonſt trotz ſeiner ausgedehnten Praxis verhungern würde, die zwei Apotheker — jede noch ſo kleine Stadt hat zwei, einen konſervativen und einen radikalen Apotheker —, der Bürgermeiſter, die Gemeinderäte und einige Poſſidenti (Grundbeſitzer), der Oberpfarrer und, je nach der Herkunft, noch dieſer oder jener andere Geiſtliche, das iſt ſozuſagen die Ariſtokratie mit ganz beſonderen Rechten und Pflichten. Die Damen dürfen den cappello, den Hut, tragen, aber ſie dürfen nie allein über die Straße gehen, ſich auch zu gewiſſen Verrichtungen um Gotteswillen nicht erniedrigen. Staub zu wiſchen z. B., wenn dies überhaupt in Sicilien irgendwo vorkommt, oder ihrer Magd in irgend einem häuslichen Geſchäft an die Hand zu gehen, würde ihre Würde als Signora für alle Zeiten mit einem unauslöſchlichen Makel beflecken.

Die kleinen Kaufleute, Steuer- und Poſtbeamten, die Gendarmerie, die niederen Geiſtlichen kann man nicht als eine beſondere Kaſte bezeichnen, ſondern ſie nehmen mehr eine Zwiſchenſtufe ein zwiſchen den Hono-

ratioren und dem zweiten Stand, den Handwerkern oder Meiſtern (mastri). Dieſe ſtehen ſich, wenn es Arbeit giebt, recht gut. Die Steinmetzen, Tiſchler und Maurer verdienen 2,50 Lire (2 Mark) den Tag, ihre Gehilfen (manuali) 1,25—1,75 Lire. Drei Jahre lernt der Gehilfe, dann macht er ſich, ohne irgend welche Ceremonie, ohne Meiſterſtück, ohne Zeugnis und andere überflüſſige Umſtände ſelbſt zum mastro. Auffällig zahlreich ſind die Schuſter. Auf ungefähr zehn ſchuhtragende Bewohner kommt in Sicilien wenigſtens ein Schuſter. Nächſtdem häufig ſind die Friſeure. Wie dieſe beiden Kategorieen bei der geringen Nachfrage nach ihrer Bemühung beſtehen können, wird ewig ein Rätſel bleiben. Zudem betrachten es ſämtliche Kunden des betreffenden Friſeurladens als ihr gutes Recht, abends ſich bei dem compare, dem Gevatter Friſeur, einzufinden und gratis ſtundenlang „Licht zu ſchinden", wo dann einer der wenigen, die leſen können, die Zeitung aus der Taſche nimmt und den lauſchenden Kannegießern das Neueſte nicht ohne Pathos vorträgt, ein anderer auf der Mandoline oder Guitarre ſich hören läßt. Ähnliche Anſammlungen von Männern bis zu einem Dutzend und darüber, von denen einige würfeln, andere Karte ſpielen, aber kein einziger es für nötig hält, dem gaſtfreundlichen Wirt nur einen Soldo zuzuwenden, trifft man regelmäßig auch in den Cafés, eine merkwürdige Erſcheinung für den Nordländer, der ſich dieſes ſtundenlange Kneipen ohne Stoff nicht erklären kann. Ebenſo anſpruchslos ſind übrigens auch die Ariſtokraten, die ſich bei den beiden Apothekern abends in derſelben

Weiſe zuſammenfinden, der radikale Doktor, Gemeinderat, Grundbeſitzer u. ſ. w. bei dem radikalen, der konſervative Doktor, Gemeinderat, Grundbeſitzer bei dem konſervativen Apotheker.

Die Handwerkerfrauen dürfen den cappello nicht tragen. Nur an hohen Feſten ſieht man jetzt hier und da eine huttragende Schneiders- oder Schuſterstochter. Der nivellierende Einfluß unſerer demokratiſchen Zeit! Vielleicht hofft man durch ſolche noble Allüren die Töchter beſſer zu verheiraten. Auch im übrigen werden ſie vielfach in dieſem Stande zur „signora“ erzogen, dürfen beileibe nie barfuß gehen, nicht Waſſer tragen. Zwei kleine Beiſpiele, die ich ſelbſt erlebte, werfen ein ſcharfes Licht auf dieſe Standesvorurteile. So ſchickte uns einſt unſere Waſchfrau, da ſie ſich in den Finger geſchnitten hatte, ihre Tochter als Erſatz, bat aber um der Mutter Maria und aller lieben Heiligen willen meine Frau, es ja nicht laut werden zu laſſen, daß ihre Angiolina bei den Leuten um Geld waſche, weil ſonſt ihr Verlöbnis mit einem Klempner gelöſt werden könnte! Und ein andermal galt es, einen Korb Orangen, die ich im Garten einer Schneiderswitwe ſelbſt mit dieſer vom Baume gepflückt, nach unſerer Wohnung zu ſchaffen. Die Mutter, eine ſechzigjährige, ſchwerfällige Perſon, gab es nicht zu, daß ihre kräftige achtzehnjährige Tochter den Korb auf das wohlgebildete Griechenköpfchen nähme, ſondern trug ihn unter Keuchen und Seufzen ſelbſt. Man ſieht alſo: auch ein Mädchen dieſes mittleren Standes erniedrigt ſich durch Arbeiten, ſie füllt ihre Zeit vom zwölften Jahre bis zu ihrer

Verheiratung, da jede geiſtige Beſchäftigung entfällt und Geldverdienen eine Schande iſt, mit Schneidern für das Haus und mit „puntine“ machen aus, d. h. ſie häkelt die Decke für das große, doppelte Ehebett, das ſie ihrem Zukünftigen mitzubringen hat, etwa 150 feingemuſterte Quadrate, eine Arbeit, würdig einer Penelope, die ſich ihrer Freier dadurch wohl für immer erwehrt hätte. . . .

Nie wird ein Meiſter eine Fiſcherstochter heiraten. Die Fiſcher bilden mit den Tagelöhnern, den Straßenreinigern, den kleinen Gemüſehändlern und ähnlichen geringen Leuten die letzte Klaſſe. Dieſe Leute ſchämen ſich nicht, barfuß zu gehen — ein wahres Bedürfnis, namentlich in dem heißen Sommer! — und ebenſowenig, Steine beim Bau und Waſſer vom Brunnen zu tragen. Natürlich ſtets auf dem Kopf. Auch das kleinſte Bündel wird lieber auf dem Kopfe balanciert, als in die Hand genommen. Ihre Wohnungen, die ein bis zwei Zimmer umfaſſen, und deren Jahresmiete 20 bis 30 Lire beträgt, ſind höchſt primitiv und erbärmlich. Beſuchen wir einmal ſolch einen armen Fiſcher in ſeiner Klauſe!

Eine ſteile, ausgetretene Holzſtiege führt von der Hausthür direkt, ohne Verſchlag, in die einzige Stube, die zwar 18 Quadratmeter umfaßt, dafür aber auch ſieben Perſonen als Küche, Wohn- und Schlafraum zugleich dient. Zwei große Fenſter ſorgen im Verein mit einem klaffenden Riß im Dach für die nötige Ventilation. Dieſer Riß, den weder der Hausherr noch der Mieter, der eine aus Geiz, der andere aus Armut,

zu flicken ſich gedrungen fühlen, hat wenigſtens das Gute, daß der Rauch beſſer abzieht. Dafür peitſcht im Winter der Scirokko den Regen oft ſtundenlang herein, gerade auf das eine der zwei Betten, über die die Familie verfügt. In dem einen Bett ſchlafen Vater, Mutter und das jüngſte ſechsjährige Töchterchen. Dieſes Bett hat cavaletti, d. h. eiſerne Ständer, auf denen die Bretter mit der Seegrasmatratze ruhen. Die Bretter des anderen Bettes, in dem die drei älteren Töchter im Alter von 15, 17 und 20 ſich aneinanderdrücken, ſind auf Kiſten aufgebaut. Die Matratzen erſetzen alte, zerlumpte Decken. Der einzige Sohn, die Hauptſtütze der Familie, bringt ſeine Nächte auf der Familientruhe zu, die den ganzen Wäſche- und Kleiderſchatz des Hauſes birgt. Die Küche beſteht aus einem ſteinernen Sockel in einer Ecke zwiſchen den beiden Fenſtern und einem Dreifuß, die Kücheneinrichtung aus einem Kochtopf und einer Bratpfanne. Fertig! An Möbeln ſind ein wackeliger Tiſch und drei aus Stangenholz genagelte Schemel vorhanden, an den Wänden erblickt man zwiſchen Heiligenbildern, unter denen die beſonders von den Räubern und Dieben geſchätzte Madonna del Carmine nicht fehlt, in verſtaubten Regalen ein wenig Geſchirr, hier hängt ein alter grauer Hut, dort ein zerriſſener Regenſchirm. Zum Überfluß ſteht in der Stube noch ein großer Webſtuhl. Aber leider iſt dieſes koſtbare Stück — es iſt unter Brüdern 15 Lire wert! — nicht Eigentum der Familie, ſondern von einer commare (Frau Gevatterin) auf ein Jahr für 2 Lire 50 Centeſimi geliehen. Für die zugehörige

Hechel ſind außerdem noch 25 Soldi jährlich zu entrichten. Da auch der Flachs vielfach noch vom Felde weg in die einzelnen Haushaltungen gelangt, wo man ihn eigenhändig hechelt, und der Hanf ſelbſt auf der tanzenden Spindel geſponnen wird, ſo haben wir hier wie in unſerem deutſchen Mittelalter noch die Erſcheinung, daß die Leinwand, die die Tochter in die Ehe mitbringt, vom Naturzuſtande an durch die einzelnen Phaſen der Zubereitung von der Trägerin ſelbſt fertig geſtellt wird.

Ein ſolcher Aufenthalt wäre für ſieben Perſonen auf die Dauer wohl kaum zu ertragen, wenn ſich das Leben des Südländers nicht eben zu Fünfſechſteln im Freien abſpielte. Wenn das Wetter ſchön iſt, bleibt kein Menſch zu Hauſe. Entweder ſind ſie draußen auf Feldarbeit, oder ſie ſitzen ſpinnend, häkelnd, ſtrickend, Netze webend oder flickend vor dem Hauſe, lieber noch auf dem nächſten freien Platz, im Winter in der Sonne, im Sommer im Schatten. Selten regnet es ja länger als zwei Tage, und ſelbſt an Regentagen iſt es ſelten, daß nicht auf eine oder zwei Stunden die Sonne durchbricht.

Giebt es noch eine Steigerung ſolchen Elends? Ja, dieſe Fiſcherfamilie gehört noch nicht zu den ärmſten. Denn es ſind nur wenige Tage im Jahr, wo man wirklich hungrig zu Bett geht. Früh hat jedes ſein Stück Brot — freilich ohne Zuthat — nur die Meiſter gönnen ſich dazu eine Zwiebel, einen Fenchel oder ein Stück Käſe, mittags ſetzt es wieder ein Stück Brot, allemal für einen Soldo. Und abends wird warm ge-

geſſen! Wer zuerſt von der Arbeit heimkommt oder zu Haus geblieben iſt, kocht die Kräuter, die entweder von den einzelnen Familiengliedern draußen an den Wegrändern und auf den Brachfeldern zuſammengeſucht oder, wenn die Kaſſe das erlaubte, beim Nachbar aus deſſen Garten erſtanden wurden. Für drei Soldi erhält man ſo viel Gemüſe, daß alle ſieben Köpfe ſatt werden. Ein paar Tropfen altes, ſchreckliches Öl erſetzt die Bouillon. Das Salz iſt billig. Gemäß dem Salzprivileg, dem einzigen, das Sicilien von vielen anderen Vorrechten (z. B. Tabakmonopol, Militärfreiheit) auch unter dem neuen Regime geblieben iſt, koſtet das Kilo Salz nur einen Soldo, während man auf dem Feſtlande zehn Soldi dafür bezahlt. Freilich Maccaroni, Reis oder gar Fleiſch ſieht der Kochtopf der Fiſchersfamilie nur an den höchſten Feſten.

Nein, die ärmſten dieſer Armen ſind jene alten, ausgedienten, abgenutzten Männer und Weiber, die wirklich nichts mehr ſchaffen können, nur mühſam ſich an ihrem Stock einherſchleppen, wenn die Sonne ſcheint, vor der Thür hocken, wenn es regnet, in ihre Behauſungen ſchlüpfen und ſchlafen. Im Schlaf merkt man den Hunger nicht, ſagt ein ſicilianiſches Sprichwort. Dieſe Leute bewohnen feuchte, oft dem Wind und Regen ausgeſetzte Löcher, die ein Signore, da er ſie ſonſt nicht verwerten kann, ihnen unentgeltlich abtritt. Da ſchlafen ſie, ohne Bettſtelle, bloß in ihren dicken, braunen Lodenmantel gehüllt, auf der blanken, ſchwarzen Erde. Sie eſſen — oder eſſen ſie überhaupt nicht? das hab' ich nicht ergründen können —, aber wenn ſie ſich nähren

wollen, bleiben ihnen bloß jene groben, beim Kochen gewaltig aufquellenden Saubohnen übrig, wovon das Rotolo (= 800 Gramm) einen Soldo koſtet und zu etwa fünf Mahlzeiten reicht. So ſchützen ſie ſich vor dem Hungertode.

Aber, wird hier der ziviliſierte Mitteleuropäer ausrufen, wenn auch keine Kranken- und Invaliditätskaſſen, giebt es denn nicht ſo etwas wie Armenpflege in den Gemeinden? Wo bleibt die Polizei, wo die chriſtliche Fürſorge der Kirche, wo die Privatwohlthätigkeit?

Zunächſt die Kirche. Dieſe iſt durch den Staat ihrer großen Mittel beraubt worden und ſcheint ſeitdem die Verpflichtung nicht mehr zu fühlen, ſich auch des leiblichen Wohles des Nächſten anzunehmen. Sie iſt dazu auch wirklich nicht in der Lage.

Der Laienſtand ſteuert wohl durch mildthätige Gaben ein wenig dem ſchlimmſten Elend, namentlich Freitags, wo die Bettler offiziell in ihren fürchterlichen Lumpen, mit keulenähnlichen Knütteln bewaffnet, an die Thüren der Reichen pochen. Aber im allgemeinen liegt in dem düſteren, fataliſtiſchen Sinn des Sicilianers eine große Herzenshärte. Jeder für ſich und Gott für alle, denkt er, und se l'asino muore, peggio per lui (wenn der Eſel verreckt, deſto ſchlimmer für ihn).

Bleibt alſo die Fürſorge der Gemeinde.

Die Gemeinden ſind, abgeſehen von jenen drei Großſtädten, beinahe alle ſelbſt arm, bettelarm. Jenen reichen Gewinn, den unſere deutſchen Stadtverwaltungen aus ihrer Sparkaſſe, ihren Grundſtücken,

ihren induſtriellen Unternehmungen (z. B. den Gasanſtalten) ziehen, haben ſie nicht. Induſtrie fehlt, wie ſchon geſagt; ſo werden noch jetzt Städte mit 30 000 bis 40 000 Einwohnern nachts mit Petroleum erleuchtet. Die Sparkaſſe iſt ſtaatlich und wird durch die Poſt beſorgt. Das hat den Vorteil, daß man an jeder kleinen Poſtanſtalt im ganzen Königreich auf ſein Sparkaſſenbuch Einlagen einzahlen oder erheben kann, bedeutet aber eine ungeheuere Arbeitsmehrung für die nicht eben reichlich beſoldeten Poſtbeamten und entzieht — was das ſchlimmſte iſt — dieſe Einnahme den Gemeinden. Grundbeſitz endlich vermögen nur ganz wenige Städte aufzuweiſen.

Da nun auch die Einkommenſteuer lediglich dem Staat zugute kommt, ſo bleiben als einzige Einnahmequellen neben der Herd- und Haustierſteuer (focático und tassa sugli animali) die Zölle auf die Lebensmittel (dazio consumo).

Sie ſind eigentlich alle ungerecht, inſofern ſie den Armen unverhältnismäßig mehr drücken als den Reichen.

Nur von wenigen billig denkenden Verwaltungen wird die Herdſteuer auf die Wohlhabenderen beſchränkt, in vielen Orten muß auch der ärmſte Tagelöhner dafür, daß er ſich ſeine armſelige Suppe kochen darf, ſeine vier bis fünf Lire entrichten. Die Haustierſteuer bewegt ſich zwiſchen drei und fünf Lire für das Halten eines Eſels und ſteigt für Maultiere bis auf acht Lire jährlich, für Rindvieh noch höher. Auch ſie nimmt die geringeren Leute, die für ihren Haushalt

faſt durchgängig einen Eſel brauchen, härter mit als die Reichen, die ihre großen Ochſenherden vollſtändig ſteuerfrei halten, da ſie dieſelben ja nicht in der Stadt, ſondern auf dem Lande haben.

Das dazio consumo beruht auf dem altrömiſchen Syſtem der Steuerpacht. Eine Geſellſchaft von Unternehmern zahlt der Stadt eine beſtimmte Summe jährlich und hat dafür für eine gewiſſe Zeit, gewöhnlich fünf Jahre (ein lustrum), das Recht, die Eingangsſteuern zu erheben. Die faſt durchgängig mittelalterliche Anlage der Städte mit Mauern und Thoren erleichtert das Geſchäft. An drei oder vier Thoren werden Holzhäuschen errichtet, und hier ſitzen Tag und Nacht die Agenten, unterſuchen alles, was von Menſchen, Tier oder Wagen in die Stadt geführt wird, wiegen die zollpflichtigen Güter und erheben die Gebühr. Wer auf Nebenwegen auch das Kleinſte einzuſchmuggeln ſucht, verfällt ſchweren Geldſtrafen, eventuell Gefängnis. Die Taxen ſind verſchieden. Um ein konkretes Beiſpiel zu nehmen, ſo betrugen ſie in Taormina (Februar 1901):

		Lire	Cent.
für	1 carico Wein = eine Eſelslaſt à 72 Liter . .	3	75
„	100 Kilo Mehl oder Maccaroni	—	60
„	100 „ Reis	2	—
„	100 „ friſches Fleiſch	9	—
„	100 „ Wurſt oder Pökelfleiſch (carne salata)	20 (!)	—
„	100 Liter Petroleum	2	50
„	100 Kilo Kohle	1	—

Früchte, Gemüſe, Fiſche ſind zollfrei. Die von den Steuerpächtern in Taormina jährlich zu erlegende Summe beträgt 28 000 Lire. Die müſſen alſo erſt

einkommen. Dann ſind fünf bis ſechs Beamte zu beſolden mit zuſammen etwa 3000 Lire. Was darüber herausgeſchlagen wird, iſt der Gewinn der Unternehmer.

Wie viele Schattenſeiten dieſes Syſtem hat, iſt hier nicht der Ort, des näheren auszuführen. Es genüge, darauf hinzuweiſen, daß infolge des hohen Zolles in manchen Gemeinden des Südens Eichelbrot gegeſſen wird — Eicheln zahlen nichts! — und daß dieſe Steuern auf die notwendigſten Lebensmittel die Haupturſache des Aufſtandes von 1894 waren. Nicht ſelten lieſt man noch heute, daß die erbitterte Bevölkerung ſolch eines armſeligen Städtchens vor das Rathaus zieht, „abbasso le tasse, abbasso il sindaco“ (Weg mit den Steuern, Weg mit dem Bürgermeiſter!) ruft und dann jene vermaledeiten Häuschen an den Thoren in Brand ſteckt, wo der Steuereinnehmer mit der großen Wage und dem großen Hauptbuch ſitzt.

Nicht immer eben geht der Streit zwiſchen den Intereſſenten ſo harmlos aus, wie in Taormina Ende November 1899. Da hatten die Fleiſcher im Verein eine prächtige Sau abgeſtochen. Nur vier Monate im Winter, Dezember bis März, iſt der Verkauf von Schweinefleiſch geſtattet. So ſpitzte ſich alles auf den lang entbehrten Genuß. Da hieß es, infolge des Steueraufſchlags koſte das Kilo drei Soldi mehr als früher. Die Folge war, daß die Leute nicht kauften und die vier Fleiſcher ihre Sau ſelbſt verſpeiſen mußten. Nun ſtreikten wieder die Metzger: ſie würden dieſen Winter überhaupt kein Schwein mehr ſchlachten. Aber ſchon zu Weihnachten und dann zum Karneval ſah

man überall in den Läden wahre Prachtſtücke von Schweinen hängen, die denn auch zum neuen Preis flott verkauft wurden. Die Gewinnſucht bei den Produzenten war ebenſo wie die Genußſucht bei den Konſumenten ſtärker als die beiderſeitige Halsſtarrigkeit.

Wie hoch die Verbrauchsſteuern in Sicilien ſind, lehrt ein Vergleich mit anderen Provinzen. Das ungefähr gleich ſtark bevölkerte Venetien zahlte (1889) ſieben Millionen, Sicilien zwanzig Millionen. Das kommt aber auch mit daher, daß die Bauern im Venetianiſchen vielfach in Gehöften und kleineren Dörfern wohnen, in Sicilien aber, wo ſie drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, in communi chiusi, d. h. dem Zoll unterworfenen Gemeinden.

Ein weiterer Grund, weshalb die ſicilianiſchen Stadtverwaltungen auf keinen grünen Zweig kommen, auch nie und nimmermehr kommen werden, iſt der Parteizwiſt und Parteihaß, der das private wie öffentliche Leben in ganz Italien, ja, aber in Sicilien in beſonders hohem Grade, vergiftet.

Wie ſchon früher angedeutet, mutet uns dies wie ein böſes Erbe aus der alten griechiſchen Zeit an, wo die blühenden Gemeinweſen in endloſen inneren Kämpfen ſich zerfleiſchten und ſo leicht die Beute eines kühnen heimiſchen Tyrannen oder fremden Eroberers wurden.

In den kleinen und mittleren Städten ſind noch heute immer zwei Gruppen zu beobachten. Die einen ſchwören auf dieſen, die anderen auf jenen großen Herrn (Advokaten, Arzt oder Grundbeſitzer), von denen jeder die erſte Rolle ſpielen will. Alles iſt hier perſön-

lich, alles Partei. Aber nicht die Ideen machen die Partei, ſondern der Vorteil des einzelnen. Namentlich der Streit um den Bürgermeiſterpoſten läßt die oft vom Großvater ſchon ererbten Familienfeindſchaften immer aufs neue auch nach außen hin hervortreten. Da gilt die gute Sache nichts. Das Gemeinwohl tritt ganz in den Hintergrund vor dem perſönlichen Intereſſe.

Um ſich zu halten und die Gegner wirkſam zu bekämpfen, verſchaffen diejenigen, die gerade an der Macht ſind, ihren Anhängern Sinekuren, Befreiung von Abgaben und Vorrechte, z. B. das vielbegehrte Recht des Waffentragens, um auf die Jagd gehen zu können, während die feindliche Partei auf jede Art geſchädigt und ſchikaniert wird. Kommt dieſe dann durch irgendwelche Machenſchaften oder einen glücklichen Zufall, z. B. den Wechſel des Miniſteriums oder der Präfektur, ans Ruder, macht ſie's mit den Verdrängten gerade wieder ſo. So geſchieht es, daß Leute, die Fühlung mit den Herren vom Rathaus haben oder wohl ſelbſt darin ſitzen, ſtatt zehn Maultiere, die ſie halten, nur vier verſteuern, während Anhängern der Gegenpartei drei aufgeſchrieben werden, obgleich ſie nur eins im Stall haben. Und alles Reklamieren hilft ihnen nichts.*)

Die kleinen Lokaltyrannen zeigen ſich dann gern bei Feſten oder anderen öffentlichen Gelegenheiten mit ihrem Gefolge, gerade wie zu Ciceros Zeit die römiſchen Patrone, denen die Schar ihrer Klienten folgte. Dieſe Klienten haben, ſoweit ſie Beamte ſind, natürlich nicht

*) Adolf Roſſi in der „Tribuna".

die Gewähr der Unabſetzbarkeit, wie unſere Beamten, ſondern ſie ſtehen und fallen mit ihrem Herrn. Ihr Intereſſe erheiſcht es daher, ſolange ſie am Ruder ſind, möglichſt viele Vorteile aus ihrer Stellung herauszuſchlagen.*)

Wie verhängnisvoll dieſe Parteiherrſchaft für den einzelnen werden kann, bewies vor ſechs Jahren der Aufruhr, als der Belagerungszuſtand über die Inſel verhängt wurde. Damals erfolgten überall im Süden und Weſten Tauſende von Verhaftungen auf Grund der Liſten, die die Bürgermeiſter den Führern der einrückenden Truppen übergaben. Da hatten denn manche verehrungswürdigen Gemeindehäupter ihre ſämtlichen politiſchen und perſönlichen Feinde namhaft gemacht, ſo daß in einer Stadt von kaum 6000 Einwohnern (in der Provinz Trapani) 250 „Verdächtige" arretiert werden ſollten. Der Hauptmann, dem dieſe ſchöne Aufgabe zufiel, ſchüttelte den Kopf über dieſe ungeheuere Zahl von Verbrechern und beſchloß, erſt einmal Erörterungen anzuſtellen. Da erfuhr er denn, daß jene 250 Bürger im letzten Sommer die Frechheit beſeſſen hatten, eine Petition um Anſtellung eines beſoldeten Arztes zu unterſchreiben, wovon die Väter der Stadt nichts hatten wiſſen wollen!

Wie ſoll bei ſolchen Zuſtänden die für die gedeihliche Entwickelung der verarmten Städte ſo notwendige Einheitlichkeit und Stetigkeit der Verwaltung herkommen? Leider liegt die Schuld hier nicht allein in den inneren Verhältniſſen, ſondern die Unruhe und

*) Alongi: La Mafia 1894.

Unſicherheit wird ſchon von außen, von oben hereingetragen. Es iſt wie mit dem Stein, der in einen Teich geworfen wird. Die Wellen ſchlagen erſt hoch, dann niedriger, ihre Kreiſe immer weiter ziehend, bis ans ferne Ufer. Ähnlich trägt jeder der häufigen Miniſterwechſel Aufregung und Unruhe zuerſt in die einzelnen Provinzen und hier bis in das entlegenſte kleine Neſt. So hat, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Provinz Caltaniſetta in acht Jahren nicht weniger als zehn Regierungspräſidenten gehabt, darunter einige ſehr minderwertige, während man gerade bei ſo ſchwierigen Verhältniſſen, wie den ſicilianiſchen, nur die tüchtigſten Kräfte, und dieſe ſo lange als irgend möglich, mit ſolch verantwortungsvollem Poſten betrauen ſollte.

Es ſei mir geſtattet, mit einer kleinen Geſchichte zu ſchließen, worin der ſicilianiſche Abgeordnete und Sozialpolitiker Commandini*) dieſes Wellenſchlagen des Steines im Teiche glänzend beleuchtet:

In der ſicilianiſchen Stadt N., die 11 000 Einwohner zählt, war die Partei Filanus am Ruder. Sein Gegner war Cajus. Weder Cajus, noch irgend einem von deſſen Anhängern war es bisher gelungen, einen Platz in der Gemeindevertretung zu gewinnen.

Da kommt in Rom ein Miniſterium ans Ruder, unter deſſen Mitgliedern Cajus Freunde hat. Sofort wird der Stadtrat von N. durch eine Verordnung der Präfektur aufgelöſt. Ein königlicher Kommiſſar unterſucht die Sache. Die Wählerliſten werden geprüft,

*) Rivista popolare, Dezember 1899.

Neuwahlen angeordnet, und nach drei Monaten ziehen mit Cajus lauter Freunde von Cajus ins Rathaus ein.

Aber was geſchieht kurz darauf?

In Rom wird das Miniſterium geſtürzt, zu dem neuen hat Filanus Beziehungen. Der Stadtrat wird von neuem aufgelöſt. Wieder kommt ein königlicher Kommiſſar und zwar derſelbe vom vorigen Jahr! Wieder Prüfung der Wählerliſten und Ausſchreibung neuer Wahlen. Und nach drei Monaten ſitzt im Rathaus wieder Filanus mit allen ſeinen Freunden.

Se non è vero . . . wird ſich der Leſer denken. Aber ebenſo typiſch, wie dieſe kleine Erzählung für die unglückliche Inſel iſt, wo jede Stadt ihren Filanus und ihren Cajus hat, ebenſo buchſtäblich wahr iſt ſie. Colajanni verrät uns auch den Namen des Ortes: es iſt das durch ſeinen herrlichen Wein ebenſo berühmte, wie durch die barbariſche Wildheit ſeiner Bewohner berüchtigte Miſilmeri bei Palermo.

Sicilianiſche Landwirtſchaft.*)

Wer jetzt durch das Innere Siciliens reiſt, kann, wofern er nicht ſehr heiteren Gemütes iſt, leicht einen Anfall von Melancholie bekommen. Wohin das Auge blickt: meilenweit unbebautes Land, von Farnen und anderem Unkraut überwuchert, kahle Felſen, ſteile, von Gießbächen zerriſſene Hänge, kein Baum, kein Strauch, kaum einmal eine Niederlaſſung mit lebenden Weſen, nur hier und da Schaf- und Ziegenherden, die das karge Grün, das die Sonne noch nicht verbrannt hat, abweiden. Man fragt ſich: wie iſt es möglich, daß ein an ſich ſo fruchtbares Land, unter ſo günſtigem Himmel ſo vernachläſſigt, brach liegen kann, daß dieſe ehemalige „Kornkammer Roms" jetzt an Öde und Dürre mit den Steppen Rußlands, den Prairien Nordamerikas wetteifert?

Die Antwort iſt leicht gegeben: Daran iſt vor allem die Latifundienwirtſchaft mit ihrem ganzen Gefolge von ſchädlichen Wirkungen ſchuld.

*) Benutzt wurden u. a.: Sonnino: I contadini in Sicilia. Florenz 1877, und Colajanni: In Sicilia. Rom 1894.

Freilich nahm diese Art von Bodenbewirtschaftung schon unter den Römern überhand. Sie bildete die Hauptursache der schrecklichen Sklavenkriege im 2. Jahrhundert v. Chr. Aber die unerschöpflich reiche Insel hob sich, selbst nachdem sie ein Verres ausgeraubt und ein Pompejus verwüstet hatte, wieder unter Augustus, der sie aufs neue kolonisierte, die zerstörten Städte aufbaute und große Strecken Landes seinen Veteranen in kleineren Stücken zuteilte. Später unter den betriebsamen Arabern ist Sicilien ein wasser- und wälderreiches, wohlbebautes Land gewesen. Die arabischen Dichter wissen die Fruchtbarkeit der Insel nicht genug zu preisen. Aber schon Abd-el-Wahid, der unter König Roger in Palermo lebte, singt:

Ich liebte Sicilien in früher Jugend,
Wie ein Garten erschien es mir,
Ein Garten ewiger Glückseligkeit!
Und noch nicht fangen meine Haare an zu bleichen,
Siehe da ist es eine Hölle geworden,
Eine glühende Hölle.

Nicht nur die religiöse Unduldsamkeit der Normannen, auch die unendlichen Kriege, die den Wohlstand aufzehrten, und das Feudalsystem, das die nordischen Ritter einführten, schufen den Garten zur Einöde. Der siegreiche Eroberer verteilte das bezwungene Land unter seine Barone. Von dieser Zeit datiert aufs neue die Latifundienwirtschaft. Dann kamen die Spanier mit ihrem Grundsatz: Macht zu Gelde, was sich dazu machen läßt! Die spanischen Vizekönige sahen, ähnlich wie früher die römischen Prätoren, die unglückliche Insel als eine willkommene Beute an. Ihre

Verwaltung diente nur dem einen Zweck, ſich auf alle mögliche Weiſe zu bereichern, und ihre Unterbeamten folgten dieſem Beiſpiel.

Die herrlichen Wälder fielen, und damit änderte ſich das Klima. Unerträglich heißen Sommern, in denen fünf Monate lang kein Tropfen Regen fällt, folgen koloſſale Stürme und Wolkenbrüche im Winter, die die im Sommer ausgetrockneten Bäche für einige Tage zu reißenden Strömen anſchwellen laſſen und faſt alljährlich ungeheuren Schaden anrichten. Und heute? Infolge der verſchiedenen Kriſen, die Überproduktion, Konkurrenz des Auslandes, Phylloxera und Ölfliege verurſacht haben, und des wachſenden Elends verringert ſich immer mehr der mittlere und kleine Grundbeſitz. Im Süden und im Innern iſt er faſt verſchwunden, eine ungeheure Lücke klafft zwiſchen dem Beſitzer von Tauſenden von Hektaren und dem dürftigen Hufenbauer, der nur ein paar Ar ſein eigen nennt. Am günſtigſten iſt die Verteilung von Grund und Boden noch in der Provinz Meſſina. Daher iſt hier eine intenſive Bewirtſchaftung möglich, und die Folge hiervon iſt eine weit größere Ausnutzung des Brachlandes. Immer neue Weinberge werden angelegt, Gärten und Gemüſefelder erſtehen, wo früher Lämmer weideten. Ähnlich iſt es in der Conca d'Oro, der Umgebung von Palermo. Aber das ſind Ausnahmen. Im allgemeinen rechtfertigt die traurige Geſamtlage den Namen, den man Sicilien gegeben hat: es iſt das Irland Italiens.

Und doch hätte die italieniſche Regierung eine treffliche Gelegenheit zu einer umfaſſenden Reform gehabt:

als ſie im Jahre 1866 die Güter der Kirche, faſt ein Drittel des geſamten Areals der Inſel, einzog, ſchlug Garibaldi vor, dieſen Beſitz zu parzellieren und in irgend einer angemeſſenen Form an Kleinbauern zu übertragen. Statt deſſen wurden die ſäkulariſierten Güter den Gemeinden zu übrigens recht drückenden Bedingungen überlaſſen, oder an reiche Leute, zum Teil an die ſchon vorhandenen Großgrundbeſitzer verſchleudert und damit natürlich eine Verſchiebung zu Ungunſten des wahren Staatsintereſſes vollzogen. In Sicilien nun tritt zu den allgemeinen ſchädlichen Folgen der ungleichen Bodenverteilung noch ein beſonderer Übelſtand: dieſe großen Herren, die Herzöge von Aumale, von Ferrandina, Monteleone, die Fürſten von Belmonte u. ſ. w. reſidieren zum geringſten Teil auf der Inſel. Die meiſten haben ihre Güter nie geſehen — ſie getrauen ſich oft aus leicht erklärlichen Urſachen gar nicht hin! —, ſondern verzehren ihre ungeheuren Einkommen in Rom, Paris oder auch vielfach in Spanien, wo es dieſem mittelalterlichen, mit der Kirche natürlich eng liierten Hochadel am beſten zu gefallen ſcheint. So wandert, was Tauſende fleißiger Arme der ſicilianiſchen Erde abgerungen haben, ins Ausland und geht der Inſel verloren.

Nächſt der Latifundienwirtſchaft iſt für Sicilien eine andere Erſcheinung charakteriſtiſch, die mit jener in der Wechſelbeziehung von Urſache und Wirkung ſteht, nämlich trotz der überwiegend bäuerlichen Bevölkerung das vollſtändige Fehlen von Dörfern.

Auch dies hat ſeinen Grund wieder zunächſt in der geſchichtlichen Entwickelung. Aus Furcht vor feind-

lichen Überfällen wurden die meisten Ortschaften von den Ureinwohnern, den alten Sikulern, auf Bergkuppen angelegt, die Städte im Flachland gründeten erst später die Phönizier (besonders an der Nord- und Westküste: Palermo, Marsala) und die Griechen (an der Ost- und Südküste: Messina, Catania, Syrakus, Girgenti). Von diesen Mittelpunkten aus bewirtschafteten die Stadtbewohner die umliegenden Gefilde, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Namentlich eben infolge des Großgrundbesitzes. Nur hier und da sind in der einsamen Campagna der Ebene oder im öden Gebirge kleine Meiereien angelegt, wohin aber auch nur ein Teil der Feldbesteller, die etwa im Umkreis von einer bis zwei Stunden beschäftigten, abends zurückkehren können, um zu schlafen. Die entfernteren kampieren — oft mitten in ungesundem Sumpfland — unter elenden Stroh- und Lehmhütten, die den Behausungen der Zulukaffern und Hottentotten nichts nachgeben.

Extensive Landwirtschaft ist die Regel. Sie tritt in den einzelnen Verrichtungen ganz besonders zutage.

Wenn im Oktober und November mit wahrhaft tropischer Heftigkeit die ersten großen Regen niedergegangen sind und die fast geleerten Cisternen wieder gefüllt haben, wenn die ausgetrocknete Erde begierig die ungeheuren Massen Wassers eingesogen hat, die der Himmel unter stundenlangem, fortwährendem Donner und Blitz herunterschickt: dann ist es Zeit, den Acker zu bestellen. Es ist dann ein Wetter, wie bei uns im Vorfrühling, kühl und sonnig, zuweilen auch trübe. Aber eine prächtige Luft, der Himmel wolkenbedeckt, die

Tage über zwei Stunden länger als bei uns im Norden. Da holt der Tagelöhner seine große Hacke (die Zappa) hervor, schärft sie, und während ringsum der Boden sich mit jungem Grün bedeckt, während ihm zu Häupten die blaugrauen Eukalyptuswipfel sich mit den langen Rispen (den männlichen) und kleinen gelben Sonnen (den weiblichen Blüten) schmücken, um die ganze Schwärme junger Bienen summen, steht der Zappatore mit zehn, zwanzig Genossen in einer Reihe und hackt mit gewaltigen Schlägen die Erde auf. So schwer die Mühe ist — die Zappa wiegt ungefähr fünfzehn Kilo — und so geringer Lohn seiner wartet, er hat, lange beschäftigungslos, schon sehnlich auf die Arbeit gehofft, und vielleicht brauchte es des Aufsehers gar nicht, der hinter der Linie antreibt und seine Anweisungen giebt. Neben der Zappa ist bei den Wohlhabenderen, d. h. denen zwei Ochsen zur Verfügung stehen, auch der Pflug (sicilianisch ágrato, verstümmelt aus áratro, aratrum) in Gebrauch. Aber was für ein Pflug! Er dürfte von dem vor 4000 Jahren bei den alten Ägyptern üblichen um nichts verschieden sein. Man denke sich einen etwa halbmeterlangen, dicken eisernen Pfeil, dessen Schaft kurz vor der Spitze abgebrochen ist. In dieses Schaftstück ist die etwa einen Meter lange Leitstange zugleich mit der Zugstange in stumpfem Winkel eingefügt, welche letztere T-artig in dem Joch endet. Das ist alles! Zwei Stricke, die den Ochsen an die Hörner gebunden sind, dienen zum Lenken. Diese hat der Pflüger nebst einem langen, spitzen Stecken in der rechten Hand. Mit dem Stecken stößt er die Tiere (der alte

Stachel der Bibel, gegen den „es schwer ist, zu löcken"). Mit der Linken führt er die Leitstange. Da dieser Pflug infolge seines leichten Gewichts und seiner schwierigen Führung die Erde längst nicht so tief aufwühlt wie die Zappa, wird diese auch bei Großbetrieben vielfach vorgezogen. Instrumente und Viehhalten kommen teuer zu stehen, Menschenkräfte sind so billig! Auch würden unsere Pflüge mit ihren breiten Schaufeln bei dem abschüssigen, meist ungeheuer steinigen Boden unpraktisch sein. Und deshalb ist der Sicilianer, wie vor 3000 Jahren seine Vorfahren, die alten Sikuler, mit seinem altmodischen Werkzeug vollständig zufrieden.

Dann geht es an das Säen. Auch dies wird vielfach anders gehandhabt als bei uns, namentlich mit dem besonders kostbaren Weizen. Der Samen wird nicht ausgeworfen, sondern in bestimmten Abständen zu fünf bis zehn Körnern in die Furchen gelegt. Ob dies geschieht, damit kein Korn verloren geht, indem es beim Wenden der Schollen obenauf zu liegen kommt und dort leicht von Vögeln weggepickt wird, oder damit die Passanten, die in Ermangelung eines Weges durch das Feld spazieren — wie allgemein üblich —, in die Lücke treten und so weniger Schaden anrichten, oder damit später bei der Ernte, die lediglich mit der Sichel vollzogen wird, die einzelnen Büschel besser gefaßt werden können als die unregelmäßig durcheinander stehenden Ähren, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Vielleicht wirken alle diese Gründe zusammen. Eggen sieht man sehr selten. Die Furchen werden einfach mit der Zappa wieder ausgeglichen.

Nun beginnt für den Landmann die lange, bange Zeit, wo er zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebt. Zahlreich ſind die Feinde, die ihm die Frucht ſeiner Mühe rauben können. Wolkenbrüche ſchwemmen das abſchüſſige Gelände hinunter; Mauern brechen ein, und das Erdreich ſinkt nach. In Sicilien werden mit unendlichem Fleiß die ſteilen Abhänge dadurch nutzbar gemacht, daß man ſie terraſſiert und die dazu nötigen Mauern aus großen Steinen herſtellt, die mit der am meiſten flachen Seite nach außen aufgeſchichtet werden (ſogenannter muro secco). Es iſt klar, daß eine ſolche Mauer, abgeſehen von dem Vorteil der geringeren Koſten, die Näſſe beſſer durchläßt als die mit Lehm und Mörtel gefügten. Aber auf der anderen Seite iſt ſie durchaus nicht feſt, und wenn das dahinter liegende Erdreich mit Feuchtigkeit überſättigt iſt, ſo drückt es naturgemäß gegen die nur loſe aufeinander liegenden Steine, und dieſe ſtürzen auf die nächſte Terraſſe oder auf den darunter vorbeiführenden Weg. Deshalb iſt es nach großen Regen geradezu lebensgefährlich, an ſolch improviſierten Mauern hinzugehen.

Ebenſo ſchädlich, wie das Übermaß, wirkt auch ein längerer Mangel an Regen. Dann verdorrt alles. Denn in einem ſo felſigen und waldarmen Lande ſind jene unterirdiſchen Waſſerreſervoirs, wovon ſonſt die Pflanzen in trockenen Wochen zehren könnten, ſchnell verſiegt. Erſt in neuerer Zeit iſt man hier und da durch Bewäſſerungsanlagen dieſer Gefahr begegnet, ſo in der Ebene von Terranova (durch den Herzog von Monteleone), in der Conca d'Oro und in der Ebene

von Catania. Solche Anlagen (Kanäle, Behälter und Schöpfräder) dienen im allgemeinen aber mehr den Agrumenpflanzungen und dem Zuckerrohrbau, der bei Palermo und bei Noto (Provinz Syrakus) nicht ohne Erfolg versucht worden ist.

Ein weiterer Feind des wachsendes Getreides sind die Jäger. Jeder, der sich im Besitz eines Jagdscheines befindet, darf bekanntlich in ganz Italien überall da jagen, wo dieses Recht nicht durch eine besondere Aufschrift des Besitzers „Caccia vietata" oder „Bandita!" verboten ist. Diese Aufschrift, wofür eine besondere Steuer zu entrichten ist, wird gewöhnlich auf einer Holztafel angebracht, die auf einem Pfahl steckt oder an einen Baum angenagelt ist. Vielleicht ist diese Jagdfreiheit mit ein Grund, weshalb so viele Gärten und Kampagnen von unübersteiglich hohen Mauern umgeben sind, die dem Reisenden oft stundenlang jede Aussicht benehmen. Man kann es den Eigentümern auch wahrlich nicht verdenken; der Arme, der sich den Luxus solcher chinesischen Mauern und jener steuerpflichtigen Tafeln nicht gestatten kann, muß es sich gefallen lassen, daß jeder, der will, in seine Felder einbricht und dort nach Herzenslust die wenigen Amseln, Finken, Wachteln und Lerchen abschießt, die ihr Unstern nach dem mordlustigen Süden geführt hat. Ich erinnere mich, als ich einst einen dieser unersättlichen Nimrode begleitete — es war tief im Gebirge, etwa drei Stunden vom nächsten Orte —, daß der Bauer, über dessen Feld wir in Ermangelung eines Fußsteiges, wiewohl unter möglichster Schonung gingen, aus seiner

Hütte herauskroch und in demütiger Haltung uns zurief: Vossia, badate alle mie semenze (Euer Gnaden, geben Sie ein wenig acht auf meine Saat!).

Ich hätte den deutſchen Bauer ſehen mögen, über deſſen beſtelltes Feld ein Fremder, ſo wie wir, ohne zu fragen dahin ſpaziert wäre! Der arme Sicilianer bat nur flehentlich wie um eine Gnade. Wir konnten ja Freunde ſeines Pachtherrn ſein. Wenn er uns grob anließ und wir erzählten's jenem wieder, dann wehe ihm! . . .

Endlich iſt der Tag der Ernte da. Sie beginnt in den Küſtengegenden bereits Ende April oder Anfang Mai und iſt auch in dem hochgelegenen Innern mit dem Juni bereits beendet. Auch hier wieder extenſiver Betrieb, wie man ihn Anfang des 20. Jahrhunderts in Europa kaum für möglich hält. Keine Senſe, keine Mäh- oder Dreſchmaſchine, nicht einmal Scheunen!

„Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, das Maul nicht verbinden." Dieſer ſchöne Bibelſpruch fiel mir ein, als ich in Caſtrogiovanni auf einem großen, feſtgeſtampften Rundplatz, der die Tenne vorſtellte, die Garben im Kreiſe ausliegen ſah. In der freien Mitte ſtand ein Mann, der zwei junge Ochſen an einer Leine um ſich herumtrieb, ſich dabei natürlich ſelbſt immer mit um die eigene Achſe drehend. Die Hufe traten die Körner aus, dann wurden die Strohſchütten weggeſchafft, die Körner zu Haufen zuſammengekehrt. Das nennt man Dreſchen in Sicilien.

Dieſes primitive Syſtem iſt allgemein üblich. Auf jedem größeren Felde werden, falls nicht ſchon ein un-

bebaut gelassenes Stück ein für allemal dazu bestimmt ist, solche Tennen improvisiert, die in halber Höhe abgesichelten Garben dahin gebracht und von Tieren — neben den Ochsen auch von Mauleseln — mit den Hufen entkörnt. Hierauf wird ein guter Wind abgewartet, alsdann mit Schaufeln nnd Gabeln jeder Haufen aufgewühlt und in die Höhe geworfen, wobei der Wind die Spreu entführt. Dies gethan, verlädt man das Getreide in Säcke, die die Maultiere auf dem Rücken, oder die diesen in der Behandlung nicht viel nachstehenden Frauen auf dem Kopfe in die Magazine tragen. Ist die Ernte unter Dach und Ährenlese gehalten, so wird das Stoppelfeld angebrannt. Die Asche ersetzt den Dünger, dessen große Bedeutung für die Landwirtschaft noch vielfach unbekannt zu sein scheint. Das Stroh selbst, das in viehreichen Gegenden, z. B. im Innern Calabriens, doch noch als Ochsenfutter dient, hat in Sicilien wenig oder gar keinen Wert.

Welche Verschwendung an Kraft und Zeit! Ja, Zeit haben die meisten Leute in Sicilien im Überfluß, und Menschenarbeit ist gerade noch, wie zur Zeit der römischen Sklaven, leicht und billig zu haben, viel leichter und billiger als Maschinen.

Die soziale Lage der bäuerlichen Bevölkerung ist sehr verschieden. Wo die Latifundien nicht vorherrschen, wie in der Umgegend von Palermo und in der Provinz Messina, hat sie ihr leidliches Auskommen. Hier ist das System der Mezzadria, der Pacht auf Teilung, allgemein üblich, d. h. der Pächter bestellt die Felder und teilt bei der Ernte mit dem Eigentümer. Die Tei-

lung ist aber gewöhnlich auf das Getreide beschränkt, die anderen Erträgnisse, z. B. Oliven, Mandeln, Wein u. s. w., fallen dem Gutsherrn allein zu. Auch muß sich der Pächter gefallen lassen, daß, ehe es ans Teilen geht, von der Masse die Aussaat des nächsten Jahres (die strazzatura), ferner das tumolo (Haufen), per la lampada (für die ewige Lampe), per il campiere (für den Feldhüter) und vielfach noch für den Schutzpatron des Ortes ausgeschieden wird. Mancherlei kleine Übervorteilungen und Betrügereien spielen natürlich dabei mit. So nimmt sich der Eigentümer von jedem Tumolo (13 Liter) der vorjährigen Aussaat 4 Liter als Zinsen gleichfalls vorweg und behält das etwa noch nicht ganz ausgedroschene Korn für sich, wie er dem Pächter auch das Ährenlesen nicht gestattet, als Strafe für nachlässige Arbeit. Man sieht, wie — echt italienisch! — der gewöhnlich gutsituierte Besitzer dem armen Schlucker gegenüber auf den kleinsten Vorteil erpicht ist.

Eine andere Art Vertrag ist der sogenannte terratico, wo statt des Geldes in Erzeugnissen des Grundstücks bezahlt wird, und zwar sind 3 bis 6 Hektoliter Getreide für jeden Hektar zu entrichten, je nach der Güte des Bodens. Dieses System bringt in schlechten Jahren natürlich große Härten mit sich, bietet aber dafür in guten Jahren die Gewähr eines höheren Gewinnes.

Auf den Weingütern herrscht das sogenannte inquilinaggio. Es besteht darin, daß der Weinbauer mit dem Herrn einen Vertrag auf 15—28 Jahre (die gewöhnliche Lebensdauer einer Weinpflanzung) abschließt.

Der Bauer ſetzt die Schößlinge, pflegt ſie, bewacht ſie vor Dieben und teilt ſie bei der Ernte mit jenem nach Übereinkunft. Dieſe inquilini ſtanden ſich gut, bis die Phylloxera auftrat, zuerſt in der Provinz Syrakus, von wo ſie dann nach und nach die ganze Oſtküſte infiziert hat.

Das iſt der Betrieb auf kleinen und mittleren Gütern. Bei den Latifundien (ſicilianiſch feudo = Lehnsherrſchaft) giebt der Feudalherr ſeinen ganzen Grundbeſitz einem kapitalkräftigen Unternehmer in Pacht, dieſer verteilt ihn in Stücken von 3—15 Hektaren an Unterpächter, die ihrerſeits wieder den Boden nach dem Prinzip der Mezzadria von einem einzelnen oder auf eigene Rechnung von Tagelöhnern bearbeiten laſſen. Eine ungeheure Preisdrückerei ſtufenweiſe von oben nach unten iſt natürlich die Folge des verhältnismäßig geringen Ertrages, in den ſich ſo viele teilen wollen, und der großen Anſprüche, die die hohen Herren machen. So ſind die Pachtgelder immer höher geſtiegen (ſeit 1860 um 40 pCt.), während der Preis des Getreides durch die gewaltige Konkurrenz von Rußland und Amerika beſtändig gefallen iſt.

Dieſe ungünſtigen Verhältniſſe haben nun den Lohn der wirtſchaftlich ſchwächſten Klaſſe, der Feldarbeiter, auf einen geradezu erbärmlich niedrigen Stand herabſinken laſſen. Während in reicheren Gegenden, z. B. in Taormina, der Tagelohn (die giornata) immer noch bei den Männern 1 Lire 50 Centeſimi, bei den Weibern 80 Centeſimi beträgt, werden auf den großen Lehnsgütern im Innern dementſprechend 75 Centeſimi

bis 1 Lira, und 40 Centesimi gezahlt. Was es aber heißt, im Juni vierzehn Stunden zu sicheln, das vermag bloß der zu beurteilen, der sich einmal, auch nur eine halbe Stunde, im Sommer der glühenden sicilianischen Sonne ausgesetzt hat.

Und wenn der Tagelöhner noch wenigstens jeden Tag seinen Franken sicher hätte! Aber für den Landmann giebt es bestenfalls nur 200 Arbeitstage im Jahr. So müssen Frau und Töchter mit verdienen helfen durch Spinnen, Nähen, Waschen und den Verkauf der Eier, die das sorgsam gehütete Familienhuhn legt. O, wie herzzerreißend tönt die Klage, wenn solch ein Huhn verloren geht, das dann gewöhnlich von einem feindlichen Nachbar weggelockt wurde, der ihm schnell den Hals umdreht, um so zu einem lang entbehrten leckeren Schmause zu gelangen! . . .

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf Leben und Lage der Hirten!

Die im Altertum sehr bedeutende Viehzucht deckt jetzt kaum mehr den eigenen Bedarf. Sie wird meist im großen von Spekulanten betrieben, die eine Herde Rinder oder Schafe kaufen, so und so viel Brachland pachten (wenn sie nicht selbst Besitzer sind) und hier das Vieh im Freien kampieren lassen.

Zunächst die Ochsenhirten (bovari). Mit ihren Geißlederhosen, den geschnürten Sandalen aus ungegerbter Ochsenhaut und dem übergeworfenen Schaffell, das sie je nach der Jahreszeit nach außen oder innen gewendet tragen, erinnern sie den Wanderer vollkommen an die homerischen Urzeiten. Und nicht viel besser als

damals treiben ſie's noch heute. Sie ſchlafen ſelten unter Dach und ſind im Winter allen Stürmen und Regen, im Sommer einer fünfmonatigen Gluthitze ausgeſetzt. Dann preiſen ſie ſich glücklich, wenn ſie einen alten Johannisbrotbaum oder eine Schlucht in der Nähe haben, um vor den ſengenden Strahlen der Sonne wenigſtens für einige Stunden Schutz zu finden. Freilich ſind die Tage nicht ſo lang wie bei uns, ſelbſt am 21. Juni geht die Sonne etwa erſt um 5 Uhr auf und bereits $7^1/_2$ Uhr unter. Aber die Nächte bringen wenig Kühle; denn die faſt vegetationsloſen Felſen ſtrömen dann die Hitze des Tages aus, weshalb es auch zu keinem Abendtau kommt. Nur der Morgentau ſpendet einige Erfriſchung, iſt aber von der Sonne in kurzem ſpurlos wieder aufgeſogen. Die Nahrung der Bovaren iſt hartes, altes Brot (das altbackene giebt mehr aus) und Quark oder Käſe. Sie trinken die Milch ihrer Kühe dazu, und wenn ein Stück Vieh fällt, haben ſie auch einen Braten. Wilde Kräuter kochen ſie ſich abends, die ſie tagsüber geſucht haben, über ihrem primitiven Herd, der aus drei großen, rechtwinklig aneinandergeſetzten Feldſteinen beſteht. Geſtrüpp erſetzt die Kohle, irgend ein Zweig den Fächer. Ohne alle Würze würgen ſie den aus bitteren und ſüßen Kräutern zuſammengeſetzten Miſchmaſch hinunter. Zu Öl, das die Butter ſonſt im ſicilianiſchen Haushalt erſetzt, langt das Budget nicht.

Die Schafhirten (pecorai) und Ziegenhirten (caprai) haben vor den bovari voraus, daß ſie nicht im Freien ſchlafen müſſen, da die Schafe und Ziegen vor Ein-

bruch der Nacht in ihre Hürden getrieben werden, wo sich dann auch ein Plätzchen für ihre Hüter findet. Sie bekommen regelmäßig in dem Gehöft, zu dem die betreffenden Hürden gehören, ihre Schüssel Nudeln, erhalten aber auch etwas weniger Lohn.

Die Hirten dürfen einmal im Monat auf einen bis zwei Tage nach Hause gehen, um Weib und Kind zu sehen, bei großer Entfernung freilich nur alle drei Monate. Außer der Verköstigung erhalten sie 75—200 Lire jährlich und haben das Recht, etliche Stück eigenes Vieh umsonst mitweiden zu lassen, was einen jährlichen Gewinn von ungefähr 30 Lire für sie bedeutet.

Mit 200 Lire kann eine Familie in Sicilien leben. Mit 75 Lire kann aber nicht einmal in Sicilien jemand eine Familie erhalten. So drängt der unzulängliche Verdienst Frau und Töchter nicht selten auf die Bahn des Lasters, Väter und Söhne suchen durch Viehraub und Hehlerei die leere Kasse zu füllen. Nach Colajanni sind die Hirten fast durchweg die Freunde und Helfershelfer der Viehdiebe und Briganten.

Eine große Rolle spielt endlich die Schweinezucht. Wie die Ochsen mit ihrem größeren, knochigeren Bau, ihrer glänzenden Kupferfarbe und ihren weitausladenden Hörnern einen anderen Schlag als den bei uns üblichen darstellen, wie die Schafe mit ihren Fettschwänzchen und länglichen Köpfen, die Ziegen mit ihrem tief herabwallenden mantelartigen Fell und den doppelt gewundenen Hörnern dem Mitteleuropäer einen ungewohnten Anblick bieten, so gehören auch die Schweine einer im Norden unbekannten Rasse an. Sie sind stets von

ſchwarzer, ein wenig ins Graue ſpielender Farbe, die Rückenborſten ſehr lang und ſtark entwickelt, der Körper iſt mehr ſchmächtig, der Rüſſel ſchlanker.

Die Schweine werden nicht in Herden gehalten, ſondern einzeln von den Armen mit den Abfällen des eigenen Haushaltes oder denjenigen aufgezogen, welche man ſich von den Wohlhabenderen erbettelt. Solch ein Schwein wird mit zärtlicher Liebe betrachtet, gehegt und gepflegt, oft den eigenen Kindern, die ja keinen Kapitalswert repräſentieren, vorgezogen bis zu dem großen Tag, wo dieſe lebende Sparbüchſe geleert, d. h. dem Fleiſcher verkauft wird. Von dem Erlös wird die jährliche Kleidung der ganzen Familie beſtritten. Von der allgemeinen Wertſchätzung, die dieſen ihren ſchwarzen Lieblingen ſeitens der Bewohnerſchaft gezollt wird, kann der Reiſende in kleinen Bergneſtern ſich leicht überzeugen, ſo zum Beiſpiel in Mola bei Taormina, wo ihm faſt auf Schritt und Tritt in den ſteilen, engen Gäßchen mehrere ſolcher Sauen den Weg verſperren. Im Gefühl ihrer Würde und Unentbehrlichkeit räumen ſie gewöhnlich erſt auf energiſches Stochern mit dem Wanderſtab die ihnen, wie es ſcheint, in erſter Linie zuſtehenden Verkehrswege, worauf ſie unter gewaltigem Grunzen in die nächſte offene Stube laufen.

Glauben und Aberglauben.

I.

Beim Leuchtturm an der Meerenge von Meſſina bemerkte ich einſt zur Zeit des Schwertfiſchfanges unter einer Menge Leute einen Prieſter, der mit dem Weihwedel eine Barke beſprengte, dazwiſchen Kreuze ſchlug und Gebete murmelte. Ich erfuhr, daß dieſe Barke beim letzten Fiſchzug nichts heimgebracht habe und nun beſonders geſegnet werde. Auf meine Frage, wie hoch wohl die Taxe für ſolch eine Entzauberung ſei, antwortete man mir: „Eine Taxe giebt's gerade nicht. Aber wenn's dem ehrwürdigen Herrn gelingt, die böſen Geiſter zu verſcheuchen, die die Fiſche gerade von dieſer Barke bisher fern hielten, ſo wandert ein gutes Stück der erlegten Beute in die Pfarrküche".

Eine andere Beobachtung: Am Abend von Mariä Empfängnis (8. Dezember) ſaßen unſere beiden Mägde in der Küche, die Hände im Schoß. „Nun, warum ſtrickt Ihr denn nicht? Seid Ihr ſo müde?" „Nein," war die Antwort, „aber heut iſt ſo ein hoher Feiertag.

Da arbeiten ja nicht mal die Teufel. Sie lachen? Wahrhaftig, heute wird in der Hölle kein Feuer geschürt. Und auch die Verdammten haben Ferien, brauchen heute nicht zu schmoren. Da arbeiten wir auch nichts".

Wo hört der Glaube auf und wo beginnt der Aberglaube? Der Priester ist der Stellvertreter Gottes auf Erden. Was er zu glauben befiehlt oder auch nur billigt, das ist dem Volke eben Religion. Daß er den Aberglauben vielfach bestärkt, wird man ihm von seinem Standpunkt nicht übelnehmen können; denn damit stärkt er die Macht der Kirche. Und daß er selbst soviel als möglich Nutzen aus seinem Metier, aus der Santa Bottega, wie das Volk die Kirche ein wenig spöttisch nennt, zu schlagen sucht? Ja, am Ende ist er auch ein Mensch, der essen, wohnen und sich kleiden will und ohne Gehalt von den paar Messen, zu einer Lira das Stück, unmöglich leben kann. Und man mag sagen, was man will, auf seine Art erfüllt er immerhin ein Teil Kulturmission. Die Kirche allein ist es, die dem armen, unwissenden Volk des Südens seine geistigen Bedürfnisse befriedigt. Dieses Volk, das in schwerer Arbeit die Woche hindurch sich müht, ladet am Sonn- und Festtag von seinen weiten, öden Feldern, aus seinen dunklen Winkelwohnungen die Kirche mit ihrem Weihrauchduft und strahlenden Lichterglanz ein. Orgelton und Glockenklang, Kanzel und Beichtstuhl sind die Mittel, zu verhindern, daß in diesen unterdrückten Sklaven, die trotz der Anstrengungen und Mühsale eines ganzen Lebens doch nie in die Höhe kommen

können, früher oder später die Bestie ausbricht. Als Vermittler jener geistigen Güter, nach denen in seinem dumpfen, freudeleeren Hinvegetieren auch der blödeste Kuhhirt lechzt, stehen die Priester denn auch überall im höchsten Ansehen, selbst wenn sie noch so lasterhaft sind und alle Todsünden, gegen die sie in ihrer Predigt eifern, ungeniert selbst begehen.

Die Verführung, ihre Stellung zu mißbrauchen, ihre Macht über die Seelen in ungebührlicher Weise zu erweitern, ist groß, und sie wirkt dadurch noch verlockender, daß ihr das Temperament des Volkes überaus günstig ist. Obgleich nämlich die Kirche mit ihrem Dogma, mit ihrer Madonnen- und Heiligenverehrung, ihrem Wunder- und Amulettglauben dem Fühlen des Südländers gerade genug entgegenkommt, so genügt das dem lebhaften, leichterregten Volk nicht. Es personifiziert sich selbst das Unsichtbare und deutet sich das Metaphysische durch allerhand erfundene Gestalten und damit verbundene abenteuerliche Anschauungen in einer für unser Gefühl zuweilen grotesken Art.

Man hat keinen Grund, sich darüber besonders aufzuregen oder darüber zu lachen. Es ist ein Stück Menschenleben und damit ein Stück Natur, ebenso wie das Rauschen des Wassers, das Sprießen und Sich-Entfalten der Blume, wie das Wachsen und instinktmäßige Gebaren von Säugetier und Vogel.

Ganz verkehrt aber würde es sein, nach Reformen zu schreien. Ebenso wie es für Deutschlands Zukunft auf ein ganzes Jahrtausend und mehr verhängnisvoll war, sich heute noch rächt, daß Winfried einst den

Germanen das Chriſtentum in der römiſchen Geſtalt brachte, wie es ein thörichtes Unterfangen unſerer Tage iſt, den buddhiſtiſchen Chineſen unſere ihrem Empfinden ſo völlig fremde Religion aufdrängen zu wollen: ebenſo thöricht iſt es, daran zu denken, der rein äußerlichen, noch halb heidniſchen Form, die der Katholizismus im Süden angenommen hat, eine größere Innerlichkeit, mehr von dem eigentlichen Grundgedanken des Chriſtentums zu geben; ja geradezu verhängnisvoll würde auch nur der Verſuch ausfallen, die religiöſen Bedürfniſſe des lebhaften, ſinnlichen, ungebildeten Südländers auf dieſelbe Weiſe befriedigen zu wollen wie die des kalten, nordiſchen Verſtandesmenſchen. Eine und dieſelbe Religion taugt eben nicht für alle, ebenſowenig wie die verſchiedenen Völker der Erde alle dieſelben Gewohnheiten, Einrichtungen und Geſetze haben können.

Unter dieſen Geſichtspunkten will die folgende Darſtellung aufgefaßt ſein, die, ſoweit ſie nicht perſönliche Eindrücke und Erfahrungen wiedergiebt, auf Pitré's verdienſtvollem Sammelwerk fußt.*)

Ich wende mich zunächſt zur Heiligenverehrung. Denn Gott fällt eigentlich aus der Betrachtung heraus. Von ihm haben die wenigſten auch nur eine unklare Vorſtellung. Niemand betet zu ihm. Und auch Chriſtus erſcheint nur als ein Heiliger, allerdings ein nicht zu unterſchätzender, denn drei Feſte: Weihnachten, Oſtern und Fronleichnam, ſind ihm gewidmet. Aber direkt

*) Giuseppe Pitré: Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane. Vol. XVI u. XVII.

wird er ebenſowenig angerufen. Seine Hilfe vermittelt die Jungfrau Maria, die unter unzähligen Beinamen (vom Felſen, von der Pforte, von der Grotte, vom Berg Karmel — auch eine Schneemadonna und eine Fiebermadonna, della neve, della febbre, giebt es! —) und damit in ebenſovielen Einzelfiguren auftritt, jede mit beſonderen Kräften und Verdienſten. Ihr an Anſehen und Macht zum mindeſten gleich ſteht der jeweilige Ortsheilige, noch völlig der Schutzpatron oder genius loci der alten Römer. Die himmliſchen Advokaten bekleiden wieder verſchiedene Rangſtufen, je nach der Größe der Städte, die ſie vertreten. Die bedeutendſten ſind die hl. Roſalia in Palermo, deren Gebeine im 17. Jahrhundert in einer Höhle auf dem Monte Pellegrino aufgefunden und nach der Stadt gebracht wurden, wo infolgedeſſen eine verheerende Peſt alsbald erloſch, und die hl. Agata in Catania, deren Schleier 1669 bei einem großen Ätna-Ausbruch der ſich heranwälzenden Lava entgegengehalten wurde und dieſe veranlaßte, vor den Mauern des Franziskanerkloſters in ihrem Vernichtungsweg Halt zu machen. Daneben ſind noch beſonders beliebt der hl. Pankraz, ein Apoſtelſchüler und erſter ſicilianiſcher Biſchof, der hl. Calógero, der Pflegevater Joſef und Johannes der Täufer als Patron der Gevatterſchaften. Vor dieſen hohen Herrſchaften verſchwindet der göttliche Vertreter irgend eines Fiſcherneſtes an der Küſte oder eines verlaſſenen Bergſtädtchens im Innern, wie ein armer Unteroffizier vor einem ordengeſchmückten General.

Die Anhänglichkeit, die die ſicilianiſchen Heiligen

im Himmel noch an ihre Heimatinſel hegen, drückt eine Kanzone (wahrſcheinlich von 1783) aus:

Als in Meſſina einſt die Erde bebte
Und Chriſtus es verſchütten wollte,
Antwortete auf ſeine Klage
Mit Weinen jede Stadt am Strand' und im Gebirge.
Die Heiligen: Agata und Roſalia
Schnell liefen zu der ewigen Güte
Und baten Gott: Vernichteſt Du Meſſina,
So ſteht verwaiſt mein armes Land Sicilien.

Wie das ganze Leben des niederen Volkes von Religion durchſetzt iſt, dafür treffen wir überall die Beweiſe. In keinem Hauſe fehlen Heiligenbilder an den Wänden oder an den Thüren, in den beſſeren ſteht auf der Familientruhe eine Wachsfigur, das bambino (Chriſtkind) oder die Madonna darſtellend, mit zwei friſchen Kerzen zur Seite. Neben dem großen Ehebett hängt das Weihwaſſerbecken. Es wird wenige Frauen geben, die nicht drei bis fünf Amulette: Denkmünzen, Bilder und Säckchen mit Weihrauch gefüllt, unterm Mieder tragen.

Das gemeine Volk rechnet nicht nach Wochen und Monaten, ſondern nach den Feſten der Heiligen: zu Sankt Pankrazius (5. Juli) darf man das erſte Seebad nehmen, zu Sankt Katharina (25. November) ſterben die Fliegen u. ſ. w. Am Karfreitag trägt ſich jede Frau, auch die ärmſte, ſchwarz zum Zeichen, daß ſie an dieſem Tage mit der Madonna um den Tod ihres Sohnes trauert. Bedenklich hingegen erſcheint es, wenn ſich viele Frauen, gleichfalls um den Gefühlen ihrer Trauer Ausdruck zu geben, Freitags nicht die Haare kämmen. Das

erinnert bereits an jenen ſchlimmen Heiligen des 18. Jahrhunderts in Rom, der aus beſonderer Devotion dreißig Jahre hindurch weder Seife noch Waſſer anrührte. Die Familie des Landmanns betet ſowohl vor, als nach ihrem kärglichen Mahl nicht weniger als ein Pater Noſter, zehn Ave Maria und ein Gloria Patri, und beſondere Litaneien gelten für beſtimmte Wochentage, für die Faſtenperiode und die Zeit von Weihnachten bis Epiphanias.

Der Familienbedarf an Brot wird immer für die ganze Woche oder noch länger vorausgebacken. Es iſt nicht ſo einfach, und deshalb empfiehlt es ſich, damit es wohl gerate, fleißig dabei zu beten. In der That wird eine ganze Kompagnie von Heiligen dazu in Bewegung geſetzt, von männlichen der hl. Clemens, Honoratus, Chriſtophorus, Bartholomäus, Matthias, Franziskus und Nikolaus, von weiblichen die hl. Zita, Katharina und Agata, alle mit einem beſonderen Sprüchlein und jedesmal, wenn das Brot in den Ofen geſchoben wird, z. B.:

Hl. Chriſtophorus, dies Brot laß ſo ſchön wie eine Nelke werden!
Hl. Clemens, laß keine Blaſen hineinkommen!
Hl. Zita, gieb gute Kruſte und gute Schmolle!
Wachſe, Brot, wie Jeſus in den Windeln wuchs!

Für eine glückliche Entbindung ſtehen ebenfalls fünf hohe Helfer zu Gebote, nämlich von männlichen die hl. Libertus, Nikolaus und Joachim, von weiblichen Sankt Anna und die hl. Vettovaglia (ſicilianiſch Vittuvágghia), wohl eine echte Sicilianerin — wenigſtens bin ich dieſem Namen ſonſt nirgend begegnet —, beide

Amtsnachfolgerinnen der antiken Eileithyien. Daneben immer noch als Hauptreserve natürlich die Madonna.

Auch in anderen wichtigen Angelegenheiten der Weiber ist die Hilfe der Heiligen nicht zu verachten. Eine ganze Anzahl vermitteln den jungen Mädchen Heiratspartien, wie folgende Gebete zeigen:

Hl. Antonius, setze es bald ins Werk (nämlich die Heirat)!
Hl. Paskal, mach' Feuer dahinter;
Glorreicher Sankt Onophrius,
Laß ihn recht schön, jung und freundlich sein!

Und:

Hl. Josef hilf uns Ledigen,
Denn die Eheweiber helfen sich schon selbst!

Die Mütter heiratsfähiger Töchter halten es mehr mit dem hl. Nikolaus:

Ich bitte Dich, heiliger Nikolaus,
Schütt' auf mich Deine Gnaden aus!
Drei Jungfern hast Du kürzlich bedacht
Und glücklich an den Mann gebracht,
Woll' auch mir Deine Gunst zumessen
Und meine Töchter nicht vergessen!

In allen möglichen anderen Lagen des Lebens rufen Hoffnung wie Angst den Beistand überirdischer Mächte herbei. Wenn die Erde schwankt, was in Sicilien ja nicht gerade selten vorkommt, betet man zu einer Madonna in Marsala:

O Madonnchen von der Höhle (Madunnuzza di la Cava),
Hilf ihm, der Dich anruft!
Das Volk ist Dir ergeben —
Erlöse uns vom Erdbeben!
Das Volk ist fromm —
Daß nicht so große Plage über uns komm'!
Befreist Du uns von solcher Pest,
Dann feiern wir Dir ein schönes Fest!

Wenn's gewittert, muß man ſich der hl. Barbara oder Johannes dem Täufer anvertrauen:

San Giovanni, Goldmund (Vuccadoru)
Wie ſchön iſt euer Name!
Dieſen Blitz und dieſen Donner
Laßt geh'n ſo hoch ihr könnt,
So hoch wie die Krone der Jungfrau Maria!
(Dies dreimal wiederholt.)

Fallen dieſe Formeln bereits ein wenig aus dem eigentlichen Gebetscharakter heraus, ſo erinnert die Beſchwörungsformel biſſiger Hunde völlig an altheidniſche Zauberſprüche, man braucht ſtatt des chriſtlichen Heiligen nur einen römiſchen oder germaniſchen Gott einzuſetzen:

Schöner, ſauber heiliger Veit,
Zähne von Wachs und geſponnenem Draht!
Im Namen der Jungfrau Maria
Bann ich den Hund, der da vor mir läuft:
Steh' ſtill, Hund, denn ich hab' Dich gebannt!

Die zweite Zeile mit ihrem unverſtändlichen „Zähne von Wachs und geſponnenem Draht" erinnert an die geheimnisvolle Symbolik gotiſcher Runen.

Ähnliche Sprüche, halb Gebet, halb Beſchwörung, giebt es gegen Diebe, Augenleiden, Würmer bei Kindern, üblen Geruch aus dem Munde, Läuſe. Alle die Heiligen zu kennen, die ſich mit dieſen unäſthetiſchen Dingen befaſſen, ſetzt ein tiefes Wiſſen voraus. Denn jeder hat ſein Departement. Darüber hinaus hilft er nicht. Andererſeits iſt aber eine ſolche Überfülle vorhanden, daß ſchwerlich in dieſem leidensvollen Leben das kleinſte Ungemach gefunden werden dürfte, ohne dazugehörigen himmliſchen Helfer.

Haben in Sicilien doch ſogar die einzelnen Tiere ihre Patrone: Der hl. Eligius hat die Pferde, der hl. Antonius die Schweine, die hl. Martha (ſehr bezeichnend eine weibliche Perſon) die Katzen in ihren beſonderen Schutz genommen.

II.

Den Heiligen an Bedeutung faſt gleich ſtehen die Seelen der Hingerichteten, denen eine ganz beſondere Wunderwirkung zugetraut wird. So lautet ein Gebet an ſie:

Ihr Seelen der Geköpften,
Dir ihr auf Erden geboren ſeid
Und — jetzt im Fegefeuer —
Im Paradies erwartet werdet,
Geht ihr ein in des Himmels Herrlichkeit,
So bittet den ewigen Vater
Für meine Nöte hier auf Erden,
Bittet den Herrn,
Daß meine Feinde mir günſtig werden!

Und ein junges Mädchen, das mit ſeinem Liebhaber entzweit iſt, ruft ihre Hilfe in folgender Formel an:

Ihr Seelen der gerichteten Körper,
Drei Gehängte, drei Geköpfte, drei Ertränkte,
Alle neun geht hin zu ihm!
Gebt ihm tücht'ge, tücht'ge Prügel,
Laßt ihn auf der Erde liegen!
Aber nicht, damit er ſterbe,
Daß er wieder zu mir kommt!

Die Seelen der Hingerichteten ſchweifen überall umher, namentlich nachts erſcheinen ſie in menſchlicher Geſtalt in langen, weißen Gewändern. An den Ufern des Oreto (bei Palermo) zwiſchen den Pappeln kann

man sie sitzen sehen. Jedenfalls erregen hier die in Sicilien ziemlich seltenen Nebel die Phantasie des Volkes — lange zwischen hohen Bäumen ziehende Nebelschwaden haben immer etwas Unheimliches. Die Hingerichteten helfen vor allem als Beschwichtiger der Seestürme und Wasserhosen den Schiffbrüchigen auf dem Meere (wie zahlreiche Votivtafeln in der kleinen Palermitaner Kirche Madonna del Ponte am Oreto beweisen), und zu Lande schützen sie gegen Räuber und Mörder, also gegen Vertreter desselben Gewerbes, das sie selbst früher mit mehr oder weniger Erfolg betrieben haben. Bei einem nächtlichen Angriff braucht man nur zu rufen: „Armi di li corpi decullati“ (Seelen der geköpften Körper), so kommen die Skelette aus ihren Gräbern durch die Luft gefahren und verscheuchen die Unholde, indem sie ihnen die eigenen Knochen um die Köpfe schlagen. Natürlich bietet solcher Glaube talentvollen Malern aus dem Volk, denselben, welche die berühmten sicilianischen Karren mit mythologischen und heroischen Bildern schmücken, Veranlassung, den also Geretteten die wundervollsten Votivtafeln zu pinseln, wodurch der Aberglaube freilich nur bestärkt und weiter verbreitet wird.

Aberglaube? Nein, der Klerus erkennt offenbar diese Art Heiligenverehrung als berechtigt an; denn es giebt bei Palermo eine „Kirche der Geköpften“. Zu ihr sieht man jeden Montag und Freitag früh eine Menge Frauen, viele barfuß, wenn es das Gelübde verlangt, pilgern, dabei den Rosenkranz betend, in welchen direkte Bitten, ähnlich den oben angeführten

Beiſpielen, eingeflochten werden. Vor dem Altar Johannis des Täufers, der ja ſelbſt enthauptet wurde und deshalb hier als Oberſter der Geköpften eine große Rolle ſpielt, wird dann die ſpezielle Bitte vorgetragen, die den Bußgang veranlaßt hat. Hierauf begeben ſich die Weiber, eine nach der anderen, zu einem Grabſtein derſelben Kirche, unter dem eine Menge Hingerichteter begraben liegen ſoll, und befragen murmelnd die hilfreichen Geiſter. Sie legen das Ohr auf die Steinplatte und erwarten die Antwort. Manche glauben ein leiſes Klingeln zu vernehmen, das ſichere Zeichen, daß ihre Bitte von dem toten Galgenmann erhört worden iſt. Solchen Erfolg hatten dieſe Bußgänge, daß Anfang der 1860er Jahre von den dankbaren Gläubigen eine verhältnismäßig große Summe allmählich im Opferſtock zuſammenkam, nämlich eine Rente von 109 Unzen (faſt 1400 Lire), genug, um täglich drei Seelenmeſſen in dieſer wunderſamen Kirche leſen zu laſſen.

Wer zu den Geköpften nicht ſelbſt wallfahrten kann oder will, thut etwas anderes, um die Erfüllung der in ihr Reſſort einſchlagenden Wünſche zu erlangen. Er zündet nächtlicherweile eine Kerze vor einem Bilde an, welches einen Galgen mit Gehängten oder die armen Seelen im Fegefeuer darſtellt, kniet nieder und betet den Roſenkranz, unterbrochen von Gebeten an die Geköpften.

In den Pauſen muß man lauſchen, ob man Zeichen hört, weshalb man gut thut, vorher Fenſter oder Thür ein wenig zu öffnen. Es giebt gute und böſe Zeichen. Gute ſind: das Krähen eines Hahnes,

das Bellen eines Hundes, ein Pfiff, Guitarrenklänge, Glockenläuten, Klopfen an die Thür; böse: das Miauen einer Katze (namentlich wenn es sich um Angehörige handelt, die auf Reisen sind), das Schreien eines Esels, ein Zank oder Weinen, und schlimmer als alles, wenn man draußen Wasser ausgießen hört. Auch zufällige Äußerungen vorübergehender Personen geben einen Anhalt, ob man auf die Erhörung der Bitten rechnen darf. Alle diese Laute sind das „Echo", welches der Angerufene auf das Gebet dem Gläubigen zurückgiebt.

Da im Januar und Februar die verliebten Kater miauen, und im März und April die liebestollen Esel jämmerlich viel schreien, so dürfte es sich — es ist das nur ein unmaßgeblicher Vorschlag — empfehlen, mit den Hingerichteten lieber im Sommer in Unterhandlung zu treten, wo diese Sehnsuchtslaute der Natur schweigen.

Man sieht, die Leute sind noch um kein Haar aufgeklärter als ihre Vorfahren zur Zeit Homers, die aus dem Flug von Adlern oder Krähen auf die Zukunft schlossen, oder zu den Tagen des Syrakusaners Theokrit, der uns eine höchst eigentümliche Liebesbeschwörung in seinem zweiten Gedicht: „Die Zauberinnen" hinterlassen hat.*) Und in weiteren 2000, 3000 Jahren werden sie vermutlich auch nicht weitergekommen sein. Denn die Sehnsucht dieser leidenschaftlichen Gemüter ist auch in kleinen und kleinsten Dingen zu heiß, als daß sie

*) Daß dieses prächtige Nachtstück auf sicilianischem Boden spielt, scheint mir der darin vorkommende altsicilianische Eigenname: Simätha zu beweisen.

ſich mit dem Phlegma des Nordländers über das Ungewiſſe hinwegſetzen und geduldig warten könnten: kommt's, iſt's gut; kommt's nicht, iſt's nicht zu ändern. Nehmt dem Sicilianer ſeinen Glauben und Aberglauben — und ihr nehmt ihm Dreiviertel ſeiner Seele, oder wohl gar die ganze, ihr macht es ihm geradezu unmöglich, weiter zu leben. Auf dieſem ungewöhnlich lebhaften, metaphyſiſchen Bedürfnis beruht der Einfluß der katholiſchen Kirche hier, wie in allen romaniſchen Ländern und ihre oft ſo unheilvolle, durch nichts zu brechende Macht.

III.

Das große Rätſel des Todes iſt die Wurzel aller Metaphyſik. Auf dieſes Rätſel ſind die ſchrecklichen Lehren der Prieſter vom Fegefeuer und von der ewigen Höllenpein aufgebaut. Das Problem des Todes iſt aber zugleich der Ausgangspunkt einer anderen, nicht von der Kirche ſanktionierten Dogmatik, an die gleichwohl der Sicilianer, ob hoch, ob niedrig, ob arm oder reich, ſo feſt glaubt wie an die Madonna. Er betrifft die abgeſchiedenen Seelen, die Geiſter.

Als ich einſt eine Bekannte am Vorabend des Allerſeelentages aufforderte, mit auf den Friedhof zu gehen und die brennenden Lichter und die geſchmückten Gräber anzuſehen, weigerte ſie ſich furchtſam, das müſſe man am Tage thun; jetzt, wo es dämmere, ſei man nicht vor den Geiſtern ſicher. Und in der That fand ich auf dem Kirchhof faſt alle Lichter ſchon herabgebrannt, und nur noch ganz wenige, jedenfalls beſonders

mutige Männer anweſend. Kein Wunder. Denn gerade um dieſe Zeit, erfuhr ich, in der Nacht zwiſchen dem erſten und zweiten November, ſteigen die Toten aus ihren Gräbern und beſuchen die Stätten, wo ſie einſt gewandelt, die Verwandten und Freunde, in deren Kreiſe ſie einſt gelebt haben. In langem Zug zu zwei und zwei bewegen ſie ſich durch die Straßen ihres ehemaligen Wohnſitzes, voran in Weiß die Seelen der Seligen, dann in Schwarz die der Verdammten, zuletzt in Rot die Seelen der Ermordeten. An ihren früheren Häuſern angekommen, verwandeln ſie ſich in Ameiſen und kriechen, wo und wie ſie nur können, in die Stuben hinein. Der Weg, den die Totenprozeſſion nimmt, iſt allgemein bekannt. Vorſichtige Leute ſchließen deshalb an dieſem Abend beizeiten ihre Thüren, wie denn auch — nebenbei bemerkt — kein Sicilianer nachts bei offenem Fenſter ſchlafen wird, aus Furcht, ein böſer Geiſt oder der Teufel ſelbſt könne hereinfliegen.

Der Glaube an eine Art Seelenwanderung iſt weit verbreitet. In Kröten, Fledermäuſen und Eidechſen verbergen ſich oft Menſchen. Namentlich ſolche, die eines gewaltſamen Todes: durch Mord, Hinrichtung, Unglücksfälle oder eigene Hand, geſtorben ſind, verbringen die ihnen von Gott eigentlich beſtimmte Lebenszeit in ſolcher Geſtalt. Dann erſt entſcheidet es ſich, ob ſie in die Hölle oder ins Fegefeuer fahren oder ins Paradies eingehen. Den Erſtochenen und Erſchoſſenen, ſowie den Selbſtmördern iſt die Hölle ſicher, ſofern ſie nicht durch Reue und Sakrament vorher noch Gelegenheit fanden, ſich das Fegefeuer zu verdienen. Die lebendig Ver-

brannten hingegen kommen gleich ins Paradies, da man annimmt, daß sie durch die Qual der Flammen, die sie auf der Erde erlitten, eines weiteren Brennens unter der Erde überhoben sind. Die Seele des Gehängten bleibt, wie der Körper, in der Luft, der Geist des Erschlagenen schweift um das schwarze Holzkreuz, das an der Stelle des Mordes gewöhnlich errichtet wird, und läßt nachts Murmeln und Seufzen hören.

Zu den bösen Geistern zählen auch die Scheintoten, weshalb solche Unglückliche, wenn sie im Sarge Zeichen des Lebens äußern, mit Kruzifixen totgeschlagen werden, wie das in Modica noch im 19. Jahrhundert vorgekommen ist. Denn — so lautet die logische Folgerung dieser Analphabeten — wer gestorben und eingesargt ist, kann nur mit Hilfe des Teufels wieder zum Leben erwacht sein; deshalb ist es besser, ihn gleich wieder totzuschlagen.

Im allgemeinen unterscheidet sich der Geisterglaube in Sicilien nicht viel von dem anderer Länder. Die Geisterstunde ist auch hier die Mitternacht. Es empfiehlt sich für den einsamen nächtlichen Wanderer, daß er bei dem ersten Zwölfuhrschlag ein Messer in die Erde stößt und es erst wieder herauszieht, wenn der letzte Schlag ausgesummt hat; dann können ihm die Geister nichts anhaben. Verfallene Kirchen sind zu vermeiden, da hier betrügerische, habgierige Priester nach ihrem Tode Messe lesen. Im übrigen halten sich die Geister nachts in Wäldern, an Flüssen, Seen oder in der Nähe von Zisternen auf — auch diese haben mit ihrem unbeweglichen, dunklen Spiegel und dem tönenden Wiederhall,

wenn man in sie hineinruft, etwas Grauliches. Tagsüber ziehen sie Ruinen, namentlich solche von Palästen und abgelegenen Türmen vor, wo sie sich durch Pfeifen, Steinwerfen, Klingeln und Kettenrasseln bemerklich machen.

Drei charakteristische Gestalten des Evangeliums schweifen noch heute als Geister auf Erden herum: der Magier Simon, Judas und der ewige Jude.

Die Seele des Magiers Simon kann man am 29. Juni (St. Peter) in Form einer trichterähnlichen Wolke am Himmel zu sehen bekommen. Bei ihrem Anblick schlagen die Weiber in Modica das Kreuz, aber verkehrt, murmeln die sinnlose Beschwörungsformel: Tesia — Amara — Papa —Arissi — Arcara und spucken dreimal aus.

Kommt Judas durch die Luft daher gefahren, so macht er bei jeder Tamariske Halt. Nach einer sicilianischen Legende war es nämlich kein Feigen-, sondern ein Tamariskenbaum, an dem er sich hängte.

Neben dem ewig wandernden Juden treten in der Volksphantasie noch zwei Figuren auf, die nach der plastischen Verkörperung durch den Meißel eines Meisters geradezu rufen: Pilatus, unbeweglich am Boden hockend und das Todesurteil gegen Christus studierend, und der böse Knecht Malchus, der sich beständig um eine Säule dreht. Wer fände in diesen Vorstellungen ewiger, nutzloser Pein nicht Anklänge an die antiken Sagen von Tantalus und den Danaiden!

Von Lokalgespenstern seien hier angeführt: La

Bellina, die Wächterin eines Schatzes auf dem Mons Eryx, die nachts am Fenſter in Geſtalt eines ſchönen Mädchens erſcheint, das ſich dann in ein ſcheußliches Drachengeſicht verwandelt (wie man ſieht, nicht ohne tieferen Sinn); ebendort la Birritta russa „Das rote Barett", das Geſpenſt eines ſpaniſchen Soldaten, der ohne Reue am Galgen ſtarb und ſich nun damit unterhält, mit Totenſchädeln Ball zu ſpielen; ferner Catarina Turri in einem alten Kaſtell bei Termini, eine Hexe, die namentlich ſpielende Kinder ſchreckt; endlich die Wäſcherin von Modica, die an der Stelle, wo ſie einſt tot aufgefunden wurde, nachts wäſcht und beim erſten Hahnenſchrei auf das Dach der nahen Kirche ſteigt, um dort zu verſchwinden. Dieſen böſen ſteht als warnender guter Geiſt die Brunnennonne (Monacella della Fontana), gegenüber, eine bleiche Jungfrau in der Nonnenkutte, immer von einem Hund begleitet, die an einzelnen Orten, z. B. bei der Ziſa in Palermo, von Weibern geſehen wird, wenn ſie abends bei Mondſchein noch Waſſer holen. Sie verſchwindet nicht auf das Zeichen des Kreuzes, iſt alſo fromm und teilt an ebenſo fromme Frauen Geld und koſtbare Gaben aus. Gutartiger Natur iſt auch der „Mönch von Skaletta", der früher zuweilen auf den Terraſſen auf- und abging und alle halben Stunden dreimal ein ſchreckliches Geheul ausſtieß. Das war dann immer das Zeichen, daß Schiffe der Barbaresken nahten. Seit dem Aufhören der Seeräuberei mag er das Zweckloſe ſeines Erſcheinens eingeſehen haben. Wenigſtens hat er ſich ſeit langer Zeit nicht mehr blicken laſſen.

Wie überall im Süden, finden wir auch in Sicilien den Glauben an das Mittagsgeſpenſt, das umgeht, wenn der große Pan ſchläft. Die Mittagsſtunde im heißen Sommer hat hier allerdings etwas Unheimliches. Wenn die trockene Gluthitze über der ausgedorrten Landſchaft brütet und das Meer unter wolkenloſem Himmel unbeweglich ſtill ruht; wenn niemand aus dem rettenden Schatten in die ſtechende, grelle Sonne hinauszutreten wagt und infolgedeſſen Straßen und Wege wie ausgeſtorben ſind: dann haben die Geiſter freie Bahn.

Jeder böſe Geiſt hat das Beſtreben, in einen menſchlichen Körper zu ſchlüpfen. Wie erwehrt man ſich ſeiner? Nun vor allem, indem man den Anblick von Leichen, von Blutſpuren auf der Erde und andere ſchreckenerregende Eindrücke vermeidet. Da die Hauptgefahr darin beſteht, ſie mit dem Atem einzuſchlucken, ſo iſt es gut, beim Gähnen Kreuze vor dem Mund zu ſchlagen, im allgemeinen aber recht viel Knoblauch zu eſſen. Knoblauch iſt ihnen zuwider. Haben die böſen Geiſter trotz alledem von einer Perſon Beſitz ergriffen, ſo giebt es zwei Wege, ſich von ihnen zu befreien, entweder durch Exorcismus, der von den Prieſtern noch fleißig geübt wird, oder durch die Künſte der „Capurali“. Die Capurali ſind Leute, die im Rufe ſtehen, die Teufel beſonders wirkſam auszutreiben. Sie verſuchen das zunächſt, indem ſie ein weißes Taſchentuch um den Arm des Kranken binden, Beſchwörungsformeln murmeln und ihn an den Haaren reißen. Hilft dieſe Kur nicht, ſo wird der Beſeſſene gebunden

und in ein Zimmer eingeſchloſſen, worin vorher Weihrauch angezündet worden iſt. Auch ſollen Ohrfeigen und Fauſtſtöße in den Unterleib gut ſein unter Anrufung des hl. Veit, des Filippo Nero und der hl. Agrippina (in Mineo). Das letzte Mittel iſt, daß der Capurali ſich dem Wahnſinnigen auf die Bruſt ſtellt, um die böſen Geiſter herauszutreten, was allerdings oft die beabſichtigte Wirkung hat, nur daß mit den Dämonen gleich die Seele mit entweicht.

Die Capurali ſind beim niederen Volk ſehr angeſehen und verdienen ſchönes Geld.

IV.

Der Beherrſcher und oberſte aller böſen Geiſter, die Perſonifikation alles Unheils in der Welt überhaupt iſt ††† der Teufel. Könnten wir nicht alle glücklich und zufrieden leben auf dieſer Erde? Nein. Da iſt das Böſe. Warum das Böſe? Woher das Böſe? Dieſe Frage hat die Menſchheit ſeit Urzeiten beſchäftigt und ſchon bei den vorgeſchichtlichen Ariern die Lehre vom Gott des Lichts und dem Gott der Finſternis: Ormuzd und Ahriman entſtehen laſſen. Die alten Germanen hatten ihren böſen Gott in Loki, die heidniſchen Slaven in Czernobog u. ſ. w., nur der heitere römiſch-griechiſche Kult kannte keine wirklich böſen Götter: ſelbſt die grauſigen Erinnyen ſind als Rächerinnen der Schuld zwar ſtrafende, aber darum gerade höchſt moraliſche Gottheiten. Aber dann kam das Chriſtentum mit dem völlig neuen Begriff der Sünde und ſetzte die beiden ewig-unergründlichen Ge-

heimniſſe des menſchlichen Daſeins: Tod und Sünde in Wechſelwirkung in dem wahrhaft monumentalen Dogma: Der Tod iſt der Sünde Sold. Seinem ganzen Syſtem und Weſen nach mußte das Chriſtentum das Böſe als Gegenſatz zum Guten (Gott) perſonifizieren und that das im Lucifer, dem „Vater der Lüge", dem brüllenden Löwen, der des Nachts umgeht und ſuchet, welchen er verſchlinge. Selbſt ein Luther konnte ſich von dieſem Glauben nicht frei machen, er, der ſelbſt leibhaftige Teufelserſcheinungen hatte und ſich ihrer durch Werfen mit dem Tintenfaß zu erwehren ſuchte. So kommt es, daß dieſe Lehre, übrigens in völliger Übereinſtimmung mit dem Evangelium, in das proteſtantiſche Bekenntnis übergegangen iſt, wenn ſie gleich in den Schulen entſprechend unſerer aufgeklärten Zeit nur nebenſächlich behandelt wird und wohl zu denjenigen Glaubensſätzen gehört, die von unſerer zweifelſüchtigen Jugend zuerſt über Bord geworfen werden. Die gute Zeit für den Teufel, die Zeit ſeiner perſönlichen Herrſchaft iſt bei uns vorüber.

Hingegen in Sicilien! Hier, wo Neunzehntel der Bevölkerung noch im unverfälſchten Mittelalter leben, läßt ſich die lebhafte Phantaſie eine ſo prächtige Geſtalt wie den Teufel in Perſon nicht ſo leicht nehmen, hier erfreut er ſich noch allſeitiger Anerkennung, hier hat ſich eine Art Wiſſenſchaft über ihn ausgebildet, die wir nun auch in großen Zügen kennen lernen wollen.

Die äußere Vorſtellung vom Teufel iſt dieſelbe wie überall. Nur treten hier zu Hörnern und Schwanz noch die Fledermausflügel, auf denen er die Seelen der

Verdammten in die Hölle entführt; die Fledermaus ist deshalb ein Gegenstand des Abscheus bei jung und alt. Die Knaben, denen eine Fledermaus in die Hände fällt, nageln sie an die nächste Thür oder begießen sie mit Petroleum und verbrennen sie bei lebendigem Leibe. Die Todesschreie des gequälten Tierchens sind ihnen Verwünschungen, die der sterbende Teufel ausstößt. Um sie nicht wahr werden zu lassen, rufen sie im Chor fünfmal hintereinander: Mardittu! (Maledetto).

Natürlich nimmt der Teufel nach Belieben auch alle anderen Gestalten an, z. B. die eines Weinschlauchs. Das ist verständlich: solch ein gegerbtes Ziegenfell, worin der Most auf Eseln in die Kellereien gebracht wird, sieht besonders nachts abenteuerlich genug aus, und überdies ist der Wein ja ein Hauptmittel des Satans, um die Menschen zu bethören. Zum Zweck der Verführung hüllt er sich auch gern in die Tracht eines eleganten Kavaliers und spielt als solcher in unzähligen Legenden seine Rolle. Gewöhnlich zieht er jedoch den kürzeren — ein trefflicher Ausdruck des natürlichen menschlichen Gefühls, daß das Böse in der Welt doch nicht immer obsiegt. Geradezu kläglich ist es mit anzusehen, wie er immer sofort erscheinen muß, wenn ihn jemand anruft, er mag wollen oder nicht, und — in seiner Dummheit — denn er ist im Grunde genommen dumm! — sich alle möglichen Verpflichtungen auflabet, bis er zuletzt doch um den wohlverdienten Lohn geprellt wird, besonders, wenn er es mit Bauern oder Weibern zu thun hat; denn Lu viddanu sapi cchiù di lu diavulu (Der Bauer ist schlauer als der Teufel)

und La donna 'nsacca a lu diavulu (Das Weib ſackt ſelbſt den Teufel ein).

Nein, Spaß beiſeite, auf alle Fälle iſt es gewiß beſſer, den Teufel nicht herbeizurufen und deshalb ihn nicht einmal bei ſeinem wahren Namen zu nennen. Die Angſt vor ihm hat, ähnlich wie bei uns, auch hier eine Menge Umſchreibungen für das Wort Diavulu entſtehen laſſen. Vorurteilsfreie Gemüter, wenn ſie erboſt ſind, lieben zwar den ſonderbaren Fluch: Santu Diavulu (Heiliger Teufel). Aber ſonſt heißt er lieber: lu tintu (der Böſe), lu 'nnimicu (der Feind), lu virsériu (adversarius), chiddu cu li corna (der mit den Hörnern), l'ánciulu niuru (der ſchwarze Engel) oder Ticchi-tacchi.

Es giebt ſechs Arten Teufel, die unter dem Virsériu ſtehen und ihm dienen. Die harmloſeſten ſind der Farfareddu, der ſich nachts als Alp den Leuten auf die Bruſt ſetzt, und der Fudetto, ein Haus- und Poltergeiſt, der die kleinen Unannehmlichkeiten des Daſeins verurſacht: er ſteckt dahinter, wenn die Hausfrau etwas verloren oder verlegt hat, oder wenn ein Wanderer den Weg verfehlt. Unter den unzähligen Teufeln der niederen Grade figuriert auch Maumma (= Mahomed), der dieſe Degradation nach der 240jährigen Herrſchaft des Islam über Sicilien wirklich nicht verdient hat, und der Spiegelteufel, der jungen eitlen Mädchen im Spiegel erſcheint, wenn ſie ſich noch am ſpäten Abend darin beſchauen.

Der Teufel hat ſeine Sympathien und Antipathien in der Natur. So liebt er die Nußbäume (im ganzen

Süden ein verrufener Baum) und den Feigenbaum, den Chriſtus verfluchte, weshalb er noch heutzutage von allen Bäumen zuletzt ausſchlägt und zuletzt Früchte bringt. Dafür haßt er aber die Tanne — ſollte hier nicht eine Wechſelbeziehung zu der Verehrung zu finden ſein, die die Tanne als Chriſtbaum im germaniſchen Volksglauben genießt? Ferner kann er die liebliche gelbe Marguerite (Chrysanthemum coronarium) ſicilianiſch: ciuri di maju, Maiblume, nicht ausſtehen, weshalb am erſten Mai Kränze von dieſen Blumen vor den Häuſern aufgehängt werden.

Der erſte Mai iſt nämlich auch in Sicilien ein verhängnisvoller Tag. Die Stürme und Frühlingsgewitter, die um dieſe Zeit toſen, ſind das Werk der Teufel oder vielmehr ſie ſelber, die durch die Luft raſen. Nicht weniger gefährlich iſt die Zeit zwiſchen dem Tod und der Auferſtehung des Herrn, dann regiert der Teufel und die Hölle. Ähnlich der in Deutſchland geübten Sitte des Todaustreibens finden wir daher in Sicilien am Oſterſonntag den Brauch des Teufelaustreibens. Die Kinder gehen mit langen Rebenruten, die ſieben Knoten haben müſſen, umher, ſchlagen damit an Thüren, Fenſter und Hausgeräte und rufen: Sciù, sciù, porcu diavulu! In einzelnen Gemeinden ſegnet zum Überfluß noch ein Prieſter die Häuſer.

Die Inſel Sicilien darf unter allen Ländern der Chriſtenheit den freilich wenig beneidenswerten Vorzug in Anſpruch nehmen, daß auf ihrem Grund und Boden der Teufel ſeine ſtändige Wohnung aufgeſchlagen hat. Das iſt der große Feuerberg Ätna, der Eingang zur

Hölle. Denn wenn auch in manchen anderen Gegenden Siciliens gewisse Orte als Aufenthalt von Dämonen verrufen sind, z. B. die als Überreste einer antiken Stadt anzusehenden cientu puzzi (hundert Brunnen) bei Ragusa, Felsenhöhlen, welche ein Heer von Teufeln gegraben haben soll, das aus der Hölle entflohen war und durch diese Löcher wieder dahin zurückkehrte: so ist der Ätna doch die bevorzugte, größte und bekannteste Behausung Satans und seines infernalischen Hofes. Das beweisen die heftigen Stürme, die da oben wehen, der beständige Qualm, der von der Spitze des Berges ausgeht, und der abscheuliche Schwefelgestank. Auf folgende Weise kam Lucifer zu dieser neuen Wohnung. Während seines Streites mit dem lieben Gott wurde er vom Erzengel Michael durch die Luft verfolgt. Der hatte ihn schon beim Zipfel, als Satan mit einem Salto Mortale nach Sicilien hinübersprang und in den offenen Ätna hinunterfuhr. Aber obgleich er sich ganz zusammenrollte, guckte — so groß ist der Teufel! — doch ein Horn aus dem Krater heraus, das der Erzengel mit einem gewaltigen Streich seines Schwertes abschlug, so daß es bis nach Mazzara (im Südwesten der Insel) sauste, wo es sich heutigen Tages noch in einer Höhle befinden soll. Satan allerdings riß Michael dafür aus einem der Flügel eine seiner schönsten Federn aus — herrlich glänzend, mit den feinsten Perlen besetzt. Die fiel in Caltanisetta (im Innern) nieder. Aber sie ist leider nicht mehr vorhanden; denn die Leute allda sind so arge Sünder, daß die Feder dort nicht bleiben wollte, sondern von selbst ins Paradies zurückflog.

Dieſe und manche andere Ätna-Legende werden von den Umwohnern des feuerſpeienden Berges feſt geglaubt. So iſt auch männiglich davon überzeugt, daß die Teufel aus dem Vulkan zuweilen auf Abenteuer ausziehen, oder um arme Seelen für die Hölle zu gewinnen. Bereits aus der Zeit des Hohenſtaufen Heinrichs VI. werden ſolche Erſcheinungen berichtet. Damals ging die Sage, daß König Artus mit ſeinen Paladinen im Innern hauſe. 1536 — berichtet die Chronik — wurde von mehreren Leuten Hephäſt mit ſeinen Cyklopen in höchſt eigener Perſon geſehen, die auf dieſe Weiſe den bald darauf erfolgenden Ätna-Ausbruch anzeigten. Wie ſo oft in Sicilien, ſpielen hier antike Mythologie und chriſtliche Legenden ineinander. Phantaſiebegabte, fromme Gemüter wollen noch heute die Verdammten im Innern ſtöhnen und ächzen hören, ja ſogar bemerkt haben, wie die Dämonen die ihnen Verfallenen durch die Luft in den Krater entführten: ſoll nach dem Volksglauben u. a. doch auch ein Deutſcher, der laſterhafte Herzog von Zähringen, Berthold V., im Ätna-Feuer braten.

Es iſt ein ſchlimmes Ding, den böſen Feind in ſo unmittelbarer Nähe zu haben. Jedenfalls rühren von dieſer gefährlichen Nachbarſchaft die häufigen Erdbeben und Ätna-Ausbrüche her, und Catania am Fuße des Berges wäre ähnlich wie Pompeji durch Lavaſtröme und Feuerregen wohl längſt verſchüttet, wenn dem nahen Teufel nicht der Schleier der hl. Agata bislang ſo leidlich Widerpart gehalten hätte, den die Stadt bekanntlich als größtes Kleinod in ihren Mauern birgt.

Denn selbst das ferne Palermo ist nicht vor den bösen Geistern des Ätna sicher, die 1647 nach der Hauptstadt flogen und hier eine große Revolution entfachten. Damals wurde an den Quattro Canti, dem Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen Palermos, ein Altar errichtet, der Erzbischof von Monreale rückte mit seinem ganzen Klerus in Prozession aus, und es gelang ihm — obzwar nicht ohne Mühe — mit Kruzifix und Weihrauchfaß die höllischen Geister zu beschwören, welche die Stadtbevölkerung zum Aufstand verführt hatten. . . . . .

V.

Als wir eines Tages, ich weiß nicht zum wievielten Male, unsere Magd Pancrazia aus dem Dienst entlassen mußten — sie hatte unter anderen Schandthaten Spülwasser auf die Lilienbeete gegossen —, da ging ihre Mutter vier Stunden weit nach Giarre, um eine Wahrsagerin wegen der Sache zu befragen. Diese weissagte der Frau, daß es noch eine Zeitlang dauern könnte, dann aber werde ihre Tochter wieder in Gnaden aufgenommen und Angiolina, die wir einstweilen zur Aushilfe hatten, weggeschickt werden. Angiolina, die meiner Frau das erzählte, erklärte ihr im Ton der Überzeugung und nicht ohne Furcht, daß sich der Spruch der Seherin bewahrheiten möchte: „Die Hexe weiß alles. Sie weiß, daß ich jetzt hier Stiefel putze, und daß der Herr oben schreibt, und daß Sie jetzt Fische kaufen. Alles weiß die alte, böse Hexe."

Aus diesem kleinen Beispiel wird ohne weiteres

klar, wie tiefgewurzelt der Glaube an übernatürliche Gaben und Kräfte gewiſſer Perſonen iſt, die es mit dem Teufel halten, ſich ihm mit ihrem Blut verſchrieben haben. Sie gewinnen dadurch vor allem die Fähigkeit, ſich zu verwandeln, und nehmen mit Vorliebe die Geſtalt von großen Katzen, Fledermäuſen oder rieſigen Spinnen an. Der Baum, den ſie anrühren, verdorrt, das Kind, das ſie küſſen, ſtirbt. Beſonders ungetauften Säuglingen werden ſie gefährlich. „Deswegen gehen Eltern, denen ein Kind geboren wird, in der erſten Nacht nicht ſchlafen aus Angſt, daß die Hexe kommt, und die einen laſſen bis zur Taufe, die anderen ſogar bis zum 49ſten Tag nach der Geburt nachts ein Licht in der Kammer brennen, befeſtigen an der Hausthür ein Heiligenbild, hängen einen Roſenkranz, ſowie ein gefranſtes Taſeltuch daneben auf und ſtellen dahinter ein Gefäß voll Salz und einen aus Kerbelbüſchen gebundenen Beſen. Kommt nun die Hexe und ſieht das Heiligenbild und den Roſenkranz, ſo wendet ſie ſich ab und findet das Salz, das Tuch und den Beſen. Da muß ſie zunächſt alle Salzkörner zählen, dann die Franſen des Tuches und endlich alle Blätter des Kerbelbeſens. Hierzu langt ihr die Zeit nicht; denn ſie kann nur nach Mitternacht erſcheinen und muß vor Morgengrauen wieder verſchwinden. So geht ſie davon, ohne dem Kind geſchadet zu haben." (Castelli: Credenze . . Palermo 1878 S. 15 ff.) Alle halbwegs großen Katzen, die ſich in das Zimmer einer Wöchnerin etwa verlaufen, werden ſchleunigſt hinausbefördert, und als wirkſames Mittel gegen den ſchlimmen Einfluß der

Hexen bekommen die kleinen Kinder gekochte Taubenleber zu essen.

Sonst zeichnet die sicilianischen Hexen vor denen anderer Länder kein wesentlicher Unterschied aus: sie reiten auch hier des Nachts auf Besen, wobei sie wie eine Haspel um die eigene Achse wirbeln, oder auf schwarzen Hammeln. An bestimmten Tagen, besonders am ersten Mai und in der Johannisnacht, versammeln sie sich unter einem alten Nußbaume bei Benevent (in Süditalien), wo sie mit dem Teufel bankettieren. Deshalb stecken furchtsame Weiber zu solchen gefährlichen Zeiten vor ihren Häusern einen Besen auf und meiden abends Orte, wo viele Nußbäume stehen.

Von ihren wunderlichen Künsten, die sie natürlich vor jedermann geheim halten, ist im Volke ungefähr folgendes bekannt geworden:

Sie kochen Kräuter, oder sie stoßen bei Vollmondschein in einem Garten oder Gehölz einen Dolch in einen alten Baum, oder sie stechen Nadeln und Nägel in ein Ei, eine Orange, eine Citrone und murmeln dazu sonderbare Formeln, wodurch sie über den Nächsten Krankheit und anderes Unglück verhängen oder seinen Willen in irgend einer Weise beeinflussen. Letzteres auch im guten Sinne, z. B. um jemand gegen Versuchung stark zu machen oder aus den Schlingen eines bösen Weibes zu befreien. Die Gegenstände, deren sie sich zu ihrer Hexerei bedienen, sind außer den oben erwähnten noch schwarze Garnknäuel, Frösche, Birnen, Äpfel, Granatäpfel und Kleidungsstücke der Person, die verhext werden soll, oder auch ein Teil ihres Körpers;

Bart oder Kopfhaare, Nägelabſchnitte. Deshalb verbrennen viele Weiber die Haare, die ihnen beim Kämmen ausgehen, oder verbergen ſie ſorgfältig.

Die Zauberformeln laſſen ſich ihres obſcönen Inhalts wegen nicht wiedergeben. In einem Atemzuge werden darin der hl. Veit und der Teufel angerufen und zwar der kleine, mittlere und der große Teufel, die an die Thür des Opfers pochen und es an verſchiedenen Körperteilen zwicken ſollen. „So viele Male ich hier hineinſteche, ſo viele Schmerzen ſollen N. N. ſtechen“ iſt der Spruch, den man murmelt, wenn man ein Ei mit Nadeln ſpickt, um ſeinem Feinde eine langwierige Krankheit anzuwünſchen. Mit ähnlichen Formeln kann man ſogar in der Kirche einen anderen bannen, wenn man in ein Haar von ihm drei Knoten knüpft in dem Augenblick, wo der Prieſter das Allerheiligſte in die Höhe hebt. Wie in der oben erwähnten Beſchwörung bei Theokrit die Selene angerufen wird, ſo ſpielen auch in den heutigen Zauberſprüchen Mond und Sterne eine große Rolle, und ſind, wenn auch dunkel und verwiſcht, antike Erinnerungen nicht zu verkennen.

Natürlich iſt es die Liebe, die die meiſten zu der Hexe treibt, die verlorene oder die noch nicht gewonnene Liebe. Originell ſind die Methoden. Um z. B. die Neigung eines treuloſen Gatten wiederzuerlangen, iſt es an manchen Orten gebräuchlich, ein Kleidungsſtück von ihm zu verbrennen, die Aſche in ein Säckchen zu ſammeln und dieſes unter die Matratze des Ehebettes zu legen oder auch einer ſchwarzen Henne den Hals umzudrehen und ſie heimlich im Hauſe der Buhlerin

aufzuhängen. Alles unter obligaten Verwünschungen. Um ein sprödes Mädchen gefüge zu machen, muß man eine alte Ratte töten, in die Erde vergraben und da liegen lassen, bis das Fleisch abgefault ist. Mit den spitzen Knochen des kleinen Gerippes muß man zunächst eine brünstige Eselin und dann ganz leise und heimlich das Mädchen in der Nähe des Rückgrats stechen. Ein anderes Verfahren: man zerstößt — am besten in einer Sakristei — Totengebeine zu Mehl, mischt es mit Hundehirn und giebt es gebacken der umworbenen Person zu essen. Ein wirksamer Liebestrank wird gebraut, indem man ein Mönchshaar in Wein kocht, Salbei und eine Wurzel, sicilianisch pizungurdu genannt (Tinea cylindracea), dazu thut und das Gemisch der Spröden zu trinken giebt. Dürfte das Stechen mit dem Rattenknochen schon in den meisten Fällen sich als unmöglich herausstellen, so scheint mir die Aussicht noch geringer zu sein, daß die Schöne jene abscheulichen Gemengsel wirklich zu sich nehmen wird.

Ja ja, es wird viel gezaubert in Sicilien und viel Unheil damit angerichtet. Deshalb sucht man sich dagegen zu schützen, so gut man kann. Man trägt als Amulette auf dem Rücken ein kleines Kreuz aus Metall oder ein Säckchen, das Wachs von einem Kirchenlicht und an Epiphanias geweihtes Salz enthält. Bei leichteren Fällen genügt es schon, ein mit der linken Hand genähtes Hemd zu tragen oder eine Thürangel oder Weberspule in der Tasche zu haben. Ein einfaches Mittel ist auch ein Seebad am Himmelfahrtstage, wobei man mit halbgefalteten Händen Wasser

255437

ſchöpfen und hinter ſich werfen muß. Ein anderes, das man das ganze Jahr anwenden kann, beſteht darin, an einem Freitag nüchtern dreimal Weihwaſſer zu trinken, das aus einem Taufbecken ſtammt. Kommt der Mann in böſer Laune abends heim, ſo iſt der Grund oft auf eine ſchlimme übernatürliche Einwirkung zu ſchieben. Um ſeinen Schlägen zu entgehen, muß die Frau, ſowie ſie ihn nach Haus kommen ſieht, ſchnell rücklings drei Knoten mit den Schürzenbändern knüpfen und bei jedem Knoten murmeln:

Mariens Milch und Chriſti Blut
Macht meinen Mann recht ſanft und gut!

Kommt ſie damit zurecht, ſo ſetzt es diesmal keine Prügel.

Aber es giebt komplizierte Fälle, die anders behandelt ſein wollen, z. B. eine langwierige Krankheit. Wenn dagegen weder die Kunſt der Ärzte, noch Gebete und Wallfahrten etwas ausrichten — kein Zweifel, daß dann der Teufel in Geſtalt eines böſen Weibes dahinter ſteckt! Da giebt es nun wieder weiſe Frauen, die ſich auf die Entzauberung verſtehen. Eine ſolche wird angegangen, und nachdem man ihr ſchöne Geſchenke gegeben und weitere Verſprechungen gemacht, ſagt ſie ihre Hilfe zu. Sie ſpricht die nächſte Mitternacht mit dem Mond, wodurch ſie erfährt, ob es ſich im gegebenen Falle um eine wirkliche Hexerei oder um eine von Gott geſandte Krankheit handelt. Iſt ein Zauber im Spiel, ſo ſagt ihr der gute Mond auch, ob er von der Küſte oder vom Innern der Inſel ausgeht, und endlich, wer ihn ausübt. Nun gilt es, im Hauſe der Hexe den

Gegenstand zu finden (den Garnknäuel, den toten Frosch u. s. w.), wodurch das Unglück verursacht wurde. Ist er gefunden, so wird er im Hause des Kranken verbrannt. Das ist sehr feierlich. Hausthür und Fenster werden zuvor geschlossen, zwei Kerzen angezündet, Fußböden und Wände mit Wasser besprengt, überall Salz gestreut. Die ganze Familie des Behexten ist um sein Krankenlager versammelt und diese oder jene Nachbarin oder Gevatterin dazu geladen. Während der Verbrennung entblößen sämtliche Weiber die Brüste, raufen die Haare, werfen sich nieder, schlagen dreimal auf die Kniee und sprechen die Sühneformel:

Ich will hiermit nichts gemein haben,
O Herr, immer Wasser und Salz!
Wasser und Salz, o großer Gott,
Um den Zauber zu lösen!
Wasser und Salz, Sankt Johannes,
Um diesen großen Brand zu löschen!
Wasser und Salz, Wasser und Salz,
Sieben Flüche auf die Hexe!

Wurde die Ursache des Zaubers in einem mit Nadeln gespickten Ei oder ähnlichem gefunden, so tritt an Stelle der Verbrennung das feierliche Herausziehen der Nadeln, wobei der Chorus der Frauen die Hexe nicht minder kräftig verwünscht:

Ihre Zunge soll verdorren
Und die Zähne soll'n ihr faulen!
Die Würmer ins Fleisch ihr!
Den Brand in die Augen ihr!
Gift in die Knochen ihr!
Jedes Haar eine Schlange!
Sieben Flüche auf ihr Grab!

VI.

Den böſen Hexen ſtehen die guten Feen (Fate) gegenüber, ſchöne Mädchen, die in verzauberten Paläſten, bei Brunnen und Bäumen wohnen. Wenn die Hexen im Grunde irdiſche Weiber ſind mit der Fähigkeit, in Geiſtergeſtalt nachts herumzuſchweifen, ſo eignet den Feen ein rein übernatürliches Weſen. Unſichtbar ſind ſie bei allen wichtigen Lebensereigniſſen desjenigen zugegen, für den ſie eine Vorliebe gefaßt haben. Ihre Macht beſteht in ihrem Schleier, den ſie ebenſowenig verlieren dürfen wie unſere Elfen, und ebenſo wie dieſe gehorchen ſie einer Königin. Ähnlich unſeren Heinzelmännchen ſchaffen ſie heimlich nachts im Hauſe: was ſie anrühren, iſt geſegnet. Eine weltbekannte Fee, die an der Meerenge von Meſſina hauſt, iſt die Fata Morgana. Sie zaubert in die Luft Schlöſſer, Bäume und Berge, wovon ſich, wer's nicht glaubt, an ſchönen Sommerabenden ebenda ſelbſt überzeugen kann.

Halb Hexen, halb Feen ſind die Sicilien ganz allein eigentümlichen Donni di fuora oder Donni di notti, die nächtlichen Frauen. Sie ſtiften Gutes oder Schlimmes in den Häuſern, je nach Laune. Ordnung und Reinlichkeit — ſehr auffallend in Sicilien! — lieben ſie über alles. Unſichtbar in den Häuſern lebend, nehmen ſie an Glück und Unglück der Familien teil und bringen der Regel nach Glück und Segen. Wenn ſie freilich eine Perſon im Hauſe nicht leiden mögen, ſo verfolgen ſie ſie mit allerlei Unheil, bis ſie auszieht. Ähnlich kapriziös erweiſen ſie ſich des Nachts: wem ſie da erſcheinen, der muß mit ihnen tanzen. Als echte Sici-

lianerinnen tanzen sie nämlich fürs Leben gern. Wer ihnen den Tanz ausschlägt, muß das mit Mißernten, Geschäftsrückgang, mit lähmender Krankheit und wohl gar mit frühem Tode büßen.

Dieselben schlimmen Folgen hat zu gegenwärtigen, wer eine Kröte tötet. Die nächtlichen Frauen haben die Gewohnheit, Donnerstag nachts in Kröten verwandelt herumzukriechen. Wenn sie dann der Morgen überrascht, bleiben sie den ganzen Freitag Kröten. Darum wird auch der mordlustigste Sicilianer, der keinen kleinen Vogel auf seinem Ast leben läßt, niemals eine Kröte töten: sie könnte eine der nächtlichen Frauen sein! Im Gegenteil, er nimmt sie mit nach Hause, streichelt sie, giebt ihr Weißbrot zu essen und süßen Wein zu trinken, um sich das übernatürliche Wesen geneigt zu machen, das sich in solch häßlicher Gestalt verbirgt.

Daß man sich mit diesen Damen gut stellen muß, wissen auch die Weiber in Modica, die beim Verlassen ihres Hauses die „Signore“ (so heißen sie dort) höflich auffordern, sie zu begleiten:

Ich grüße Euch, ihr nächtlichen Frauen
Ich grüße Euch und laß' Euch hier.
Wollt Ihr mir aber Gesellschaft leisten,
So kommt mit mir!

Worauf sie ihnen zu Ehren noch ein Paternoster beten. Ähnlich abends, wenn sie zu Bette gehen.

Besonders haben die Donni di fuora die kleinen Kinder ins Herz geschlossen. Wenn das Kind in seiner Wiege lacht, heißt es, sprechen sie mit ihm. Aber andererseits tragen sie mit ihren unberechenbaren Launen

auch die Schuld, wenn das Kind nicht ſchlafen will oder zu bald erwacht oder immer noch ſchreit, obgleich es eben ſeine Milch bekommen hat. Zuweilen drehen ſie ihm auch ſeine paar Haare zu einem unentwirrbaren Knäuel zuſammen. Das iſt dann der Weichſelzopf, den man aus Scheu vor ſeinen Flechterinnen nicht abzuſchneiden wagt. Wegen ihrer großen Macht wird deshalb in Modica der Säugling alsbald nach ſeiner Geburt unter ihren beſonderen Schutz geſtellt, nachdem man ſie mit einer feierlichen Formel eingeladen hat, dem freudigen Ereignis ihre Gegenwart nicht zu verſagen. Und allemal, wenn ſie das Kind in die Wiege legt oder herausnimmt, ſagt die Mutter, um ja die kapriziöſen Frauen nicht zu verletzen: Cu Licénzia, Signuri mei (ich bin ſo frei, meine Damen).

Unzählige, meiſt harmloſe Spukgeſchichten graſſieren von ihnen überall, die ſich bei näherer Betrachtung als regelrechte Fieberträume entpuppen. Aber der Sicilianer glaubt feſt daran. Denn ſo phantaſtiſch iſt dieſes Volk veranlagt, daß es überall Viſionen zu haben meint, daß es am hellen lichten Tage träumt und die Träume der Nacht für Wirklichkeit hält.

Der ungewöhnlichen Einbildungskraft, die die Welt anders ſieht, als ſie iſt, verdanken noch einige andere überſinnliche Weſen ihr Schein-Daſein. Es ſind außer Rieſen und Zwergen, die hier nichts Abweichendes von der Vorſtellung anderer Völker aufweiſen, die Mercanti (Kaufleute), die Sirenen, Fortuna und Mira.

Die Mercanti ſind männliche Spukgeiſter, die vergrabene Schätze bewachen. Einmal im Jahr, in der

Weihnachtsnacht, verſammeln ſich alle Mercanti an dieſem oder jenem Ort, wo dann jeder ſeine Schätze: Gold und Silberſachen, Perlen und Brillanten, zum Verkauf ſtellt. Wer das Glück hat, zu ſolch einem Jahrmarkt zu kommen, kann die koſtbarſten Edelſteine ſehr billig erhandeln.

Verwandt mit dieſem Glauben iſt die Sage von der Geiſtermeſſe, die die alten Selinuntier halten. Alle dreißig Jahre ſteigen ſie aus den Ruinen ihrer Stadt an die Erde herauf, bei welcher Gelegenheit ein Bewohner der benachbarten Stadt Caſtelvetrano einmal für wenige Soldi fünf Orangen aus maſſivem Gold erſtanden haben ſoll.

Die Sirenen ſind Meerbewohner, halb Weib, halb Fiſch. Man findet ihr Bild in den Wappen mehrerer adliger Familien und ſogar in einem Stadtwappen, nämlich in dem von Taormina, wo den Brunnen des Domplatzes ein ſolches Seeweibchen krönt — ein Zeichen, wie dieſe Figur der althelleniſchen Schifferſage noch heute im Volke lebt. Die Sirene ſingt mit ihrer ſüßen Stimme die Fiſche in Schlaf und zieht Schiffe und Menſchen unters Waſſer in ihre kriſtallenen Gemächer. In der Nacht vom 24. zum 25. Januar kommt ſie nahe ans Ufer herangeſchwommen, da kann man ſie ſingen hören. Gleich beim Leuchtturm von Meſſina wohnten früher zwei ſolcher Sirenen, Sciglia und Cariglia, beide ſehr ſchön, aber ſehr bösartig. Von ihnen wird berichtet: „Die vorbeifahrenden Schiffe ſcheiterten dort immer, weil die Matroſen, dem entzückenden Geſang lauſchend, ihre Pflicht vergaßen und

alsbald in tiefen Schlummer ſanken. Eines Tages wettete ein Rieſe, ein guter Schwimmer, daß er die beiden ſchlimmen Damen fangen werde. Mit einem ſtarken Seil verſehen, tauchte er in die Meerenge, fand und band Sciglia und dann — wennſchon mit vieler Mühe — auch Cariglia und übergab ſie gefeſſelt den Meſſineſen, die dem Rieſen zum Dank eine Statue errichteten". Hier iſt offenbar die Sage von den homeriſchen Sirenen und von Scylla und Charybdis miteinander verſchmolzen und zugleich weiter geſponnen. Das Standbild iſt heute noch am Hafen von Meſſina zu ſehen: ein überlebensgroßer Meergott, ihm zu Füßen die beiden bezwungenen Ungeheuer.

Das Schickſal (Fortuna oder La Sorte), für uns nur ein abſtrakter Begriff, nimmt im ſicilianiſchen Volksglauben noch vielfach konkrete Geſtalt an, nämlich die altrömiſche mit dem Rad. Man ſpricht mit ihr, betet ſogar zu ihr, um die Zukunft zu erfahren — ein echter Überreſt der heidniſchen Verehrung dieſer Göttin.

Dasſelbe kann man von der Mira (griechiſch: Moira) ſagen, wenn hier freilich der Urſprung weniger deutlich überliefert iſt. Die ſicilianiſche Mira iſt ein guter, glückbringender Hausgeiſt, der ſich — wieder ein Beweis für die ſymboliſche Bedeutung, die einzelnen Dingen beigelegt wird — in der Schildkröte oder der grünen Eidechſe verkörpert, ebenſo im Tamburin.

Deshalb thut man jenen Tierchen nichts zuleide, und aus demſelben Grunde iſt das erſte, was junge Eheleute in Sicilien kaufen und in ihrer neuen Wohnung aufhängen — ein Tamburin. Das Gegenſtück

davon, das Sinnbild der Traurigkeit, ist — die Spindel. Wie bezeichnend für den Volkscharakter! Jeder will tanzen, keiner will arbeiten. Arbeit wird nicht, wie bei uns, als eine Freude betrachtet, die innere Befriedigung bringt, sondern als eine Last, die man schleppen muß, um nicht zu verhungern, von den Reichen und Vornehmen sogar als eine Schande.

VII.

Im Frühjahr 1901 spielte sich in Messina in zweiter Instanz ein Prozeß ab, der wohl in keinem anderen Lande der Erde sonst möglich gewesen wäre. Es handelte sich um eine Eidechse mit zwei Schwänzen, die der eine Krämer eines kleinen Landstädtchens seinem Nebenbuhler, dem anderen Krämer, gestohlen hatte. Solche Eidechsen mit doppeltem Schwanz — ein ziemlich seltenes Spiel der Natur — werden allgemein als glückbringend angesehen. Und so war der gute Mann, um sein Geschäft in die Höhe zu bringen und seinen Konkurrenten auszustechen, auf die Suche gegangen nach einer solchen Eidechse, hatte endlich auch eine entdeckt, mit der Binsenschlinge gefangen, wie einen goldenen Schatz nach Hause getragen und hier allmählich gezähmt, so daß sie furchtlos auf der Ladentafel herumspazierte und ihm aus der Hand fraß. Seine Geschäfte gediehen denn auch seit dem Tage, wo die Eidechse bei ihm einquartiert war, vortrefflich. Aber in demselben Maße, wie die Kunden ihm zuliefen, blieben sie dem Nachbar fern. Das erregte dessen Neid, und da er überzeugt war, daß das Glück des Rivalen

nur von der wunderwirkenden Eidechſe herrühre, beſchloß er, ſie ihm zu entwenden. Es geht uns hier nichts an, daß der Fall einen Tag lang das öffentliche Geſpräch von ganz Meſſina bildete, daß die berühmteſten Advokaten der Stadt zwei Stunden lang ſich die Köpfe darüber heiß redeten, ob ein Diebſtahl an einer Eidechſe möglich ſei, und daß der mißgünſtige Krämer in der That zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt wurde: hier intereſſiert uns das Stück Volkspſychologie, auf das der merkwürdige Prozeß ein grelles Schlaglicht wirft.

Die Eidechſen mit doppeltem Schwanz, der ja unverkennbar an die zwei ausgeſtreckten Finger eines ſegnenden Prieſters erinnert, ſind ſo mächtige Schutzgeiſter, daß — wie ein alter Advokat in jenem Prozeß bezeugte — in einer Familie des kleinen Bürgerſtandes alsbald nach dem Fang einer ſolchen Eidechſe ein Glied Bürgermeiſter, ein anderes ſogar Biſchof geworden war. Wenn ſie nun überhaupt Glück und Segen ins Haus bringen, ſo beſteht ihr erſprießlichſte Thätigkeit doch darin, daß ſie die Lottonummern, die bei der nächſten Ziehung herauskommen, unfehlbar anzeigen. Das geſchieht folgendermaßen: Man ſchichtet in einer Schachtel neunzig kleine Zettel auf, jeden mit einer Zahl von eins bis neunzig, den Lottonummern, beſchrieben. Dann läßt man die Eidechſe hinein und muß nun aufpaſſen, welche Zettel ſie durch ihre lebhaften Bewegungen von dem großen Haufen trennt. So erhält man die Nummern, die man ſetzen muß.

Das führt mich auf das Lottoſpiel im allgemeinen,

welches im Leben des Sicilianers eine ſolche Bedeutung hat und eine derartige Menge des tollſten Aberglaubens noch täglich zeitigt, daß ich es unmöglich hier übergehen kann.

Wie verbreitet das Lotto iſt, lehrt die Statiſtik. 1884 wurden in Sicilien über 29 Millionen Looſe abgeſetzt. Wie viele Familien kommen nie in die Höhe, weil ſie Jahrzehnte hindurch all ihre kleinen Erſparniſſe zur Lottobank tragen, wie viele andere haben ſich dnrch ihre Spielwut vollſtändig zu Grunde gerichtet! Denn ſowohl Gewinn wie Verluſt — der Fluch jedes Spieles — fachen die Leidenſchaften nur höher an. Oft wird das Notwendigſte ins Leihhaus geſchafft, oft tagelang nur Brot gegeſſen und abends kein Öl gebrannt, um zur nächſten Ziehung ſo und ſo viel für ein Los zu erübrigen. Manche wechſeln immer oder ſpielen dieſelben Nummern dreimal hintereinander, andere ſetzen ſeit zwanzig, dreißig Jahren immer gewiſſe Nummern wieder. Das Motiv iſt nicht ſo ſehr die Sucht nach müheloſem Gewinn, als das Bedürfnis, ſich mitten in dem öden Alltagsleben an eine Illuſion zu klammern. Dieſe ſo anſpruchsloſen Menſchen leben wirklich zum guten Teil von der Hoffnung. Und wenn ſie in derſelben Armut ſterben, worin ſie geboren ſind: ich weiß nicht, ob ſie dieſe Hoffnung weniger beglückt hat, als wenn ſie ihr Leben in leidlichen Verhältniſſen, aber ohne dieſe beſtändigen Illuſionen verbracht hätten. Denn die Phantaſie und die Befriedigung ihrer ſonderbaren Forderungen ſind eine Macht im Temperament des Südländers, mindeſtens ebenſo ſtark wie z. B. der

Fatalismus im russischen, die Eitelkeit im französischen Volkscharakter. Aus ihm läßt sich alles erklären, was dem kühleren Sohn des Nordens auf den ersten Blick unlogisch, ja albern und blödsinnig erscheint. Das ist es nicht. Dieser gewissermaßen schwärmerische Hang, der immer und überall zum Metaphysischen seine Zuflucht nimmt, ist so eingewurzelt, daß er, glaube ich, auch bei obligatorischem Schulunterricht kaum auszurotten wäre, noch weniger durch andere Mittel. Denn die tiefsten seelischen Bedürfnisse lassen sich nicht wegdekretieren, durch keine List noch Gewalt aus dem Herzen tilgen.

Die Arten, wie man sich die Nummern verschaffen kann, sind sehr mannigfaltig. Die einfachste ist, daß man sich an den Lotto-Heiligen, Sankt Pantaleon, wendet. Ein armes Mädchen z. B. betet, um das Geld für Wäsche und Matratzen zu gewinnen, die es ihrem Liebsten in die Ehe mitbringen muß:

Heiliger Pantaleon,
Der Du so viel auf der Welt gelitten hast,
Der Du in Neapel geboren bist
Und in Rom gestorben bist,
Um Deiner Heiligkeit,
Um meiner Jungfräulichkeit willen
Gieb mir drei Nummern aus Barmherzigkeit!

Ist der Heilige der Heiratslustigen wohlgesinnt, so läßt er sie in der nächsten Nacht die richtigen Nummern träumen.

Aber auch Menschen, sogenannte Kabbalisten, besitzen die Gabe, die glückbringenden Nummern vorauszusagen. Es sind vornehmlich solche, die im Ruf der

Heiligkeit ſtehen, alſo Einſiedler und Mönche. Hat ein Bauernweib — natürlich nicht umſonſt — von ſolch einem frommen Bruder die Nummern erhalten und ſich beim Lotteriekollekteur des Städtchens ihren Schein ausſtellen laſſen, ſo faltet ſie dieſen andächtig zuſammen, bekreuzt ſich damit, küßt ihn und verwahrt ihn in Ermangelung einer Taſche im Mieder. Zu Hauſe ſtellt ſie das teuer erkaufte Papier unter den Schutz des hl. Joſef, indem ſie es an ein Bild oder eine Figur desſelben heftet und ein Paternoſter dazu betet.

Andere Methoden: in Modica thut man den Kehricht einer Kirche in eine große Kiſte und pflanzt neunzig Körner hinein in ſo regelmäßiger Reihenfolge, daß man die aufſprießenden Pflänzchen zählen kann. Die fünf erſten ergeben eine unfehlbare Quinterne. Ähnlich das Erbſenorakel, freilich etwas zeitraubend, aber durch die Sicherheit der Erfüllung doch recht lohnend: auf neunzig Erbſen ſchreibt man die Zahlen 1 bis 90 und bedeckt ſie mit Sand. Zum Vollmond um Mitternacht geht man auf den Kirchhof, gräbt aus dem Grabe des zuletzt Beſtatteten etwas Erde, ſchüttet dieſe zu Hauſe in einen Topf, löſt ſie mit drei Litern Waſſer und legt die neunzig Erbſen hinein. Nach drei Tagen ſieht man wieder nach ſeinem Topf, der an einem verborgenen Ort des Hauſes aufgeſtellt ſein muß, und kontrolliert, welche Erbſen aufgegangen ſind und welche Nummern ſie tragen.

Einfacher und deshalb allgemeiner verbreitet ſind zwei andere Verfahren. Das eine iſt, ſich die Träume, beſonders die als prophetiſch geltenden Träume der

Freitagsnacht zu merken und dann im Traumbuch nachzusehen; noch im Jahre 1886 ist im vornehmsten Verlag von Palermo ein ausführliches Traumbuch, speziell zum Gebrauch für Lottospieler, erschienen. Das andere besteht darin, daß man aus ungewöhnlichen Begebenheiten sowohl des öffentlichen wie des Privatlebens, eigenen oder Familienereignissen Vorteil zieht, indem man die Nummern setzt, die in den kabbalistischen Büchern dafür angegeben sind.

Z. B. man hat von einem Streit mit einem Freund geträumt, wobei es Messerstiche gegeben hat, so muß man setzen: 11 (Freund), 28 (Streit), 41 (Messer).

Oder ein Kind ist in Wirklichkeit vom Balkon gefallen, ohne sich zu verletzen. Das giebt sichere Hoffnung auf den Gewinn der Terne: 20 (Kind), 50 (Balkon), 90 (Angst). Oder in einer Kirche fängt während der Messe die Drapierung des Altars Feuer, der Sakristan löscht es. Auch hierfür giebt es im Lottobuch Nummern, die jedem Sicilianer geläufig sind: Kirche = 45, Feuer = 8, Sakristan = 81.

Zuweilen kommen nun wirklich die Nummern, die im Vertrauen auf solch prophetisches Ereignis gespielt werden, heraus und bestärken das Volk in seinem Aberglauben. So verfiel ein kranker Hutmacher in Palermo vor Jahren in Scheintod und erwachte, bereits aufgebahrt, in seinem Sarge mitten unter schimmernden Kerzen. Hutmacher hat Numero 6, Scheintoter hat sogar zwei Nummern: 31 und 47 — eine wundervolle Terne. All das kleine Volk des Stadtteils, wo jenes Mirakel sich ereignet hatte, setzte sie und — gewann,

ſodaß dieſer Scheintod ein allgemeines Freudenfeſt in jenem Viertel zur Folge hatte. Übrigens half es dem merkwürdigen Hutmacher nichts, daß man ihn in Hunderten von Häuſern hoch leben ließ, er ſtarb bald darauf definitiv.

Die Verführung zum Spiel iſt ſehr groß durch die überall gebotene Gelegenheit; auch in den kleinſten Orten trifft man die Lottobank, in den Städten auf jeder größeren Straße wenigſtens eine. Nicht genug: Loſe mit glückverheißenden Nummern werden ſogar auf Gaſſen und Plätzen angeboten und die Nummern ausgeſchrieen, beſonders vor gewiſſen Feſten. So kann man in der Woche vor dem 17. Januar, dem Tage des hl. Antonius, in Palermo oft den Ruf hören: Haju lu tirniceddu di Sant'Antuninu (ich habe die Terne des hl. Anton): 4 (= Schwein; denn der Heilige iſt, wie ſchon erwähnt, auch Schutzpatron der Schweine), 9 (= Heiliger), 17 (= ſein Namenstag).

Weder Kirche noch Staat hindern dieſen Unfug. Die „Reverendi“ glauben ja ſelbſt daran, ſie ſegnen die Urne vor der Ziehung feierlich ein und ſpielen fleißig mit. Und der Staat? Der bezieht aus dem Lotto jährlich 30 Millionen, der wird nicht ſo thöricht ſein und ſich ſelbſt das Geſchäft verderben.

VIII.

Es giebt Glücks- und Unglücksmenſchen. Der Gegenſatz iſt für den Südländer und ſo auch für den Sicilianer viel ſchärfer ausgeprägt als bei uns. Zu den von der Natur beſonders bevorzugten gehören außer

den erwähnten Kabaliſten die Cirauli (Quackſalber) und die Schatzgräber, zu den vom Schickſal Gezeichneten die Jettatori (Leute mit böſem Blick) und die Lupunari (Wehrwölfe).

Wer am Tag des hl. Paulus (den 29. Juni) oder in der Nacht der Bekehrung des Apoſtels (vom 24. zum 25. Januar) geboren wird, iſt ein Glückskind und zum Ciraulu (vom griech. Keraules, Trompeter) wie geſchaffen. Er vermag Schlangen zu bändigen, den Kindern Würmer abzutreiben, die Zukunft, z. B. den Tod einer Perſon, vorauszuſagen und mit dem Speichel ohne weiteres Wunden zu heilen. Als Quackſalber ziehen ſolche Sankt Pauls-Kinder mit kleinen Schaukäſtchen und Heiligenbildern im Lande herum und vollführen allenthalben ihre Kunſtſtücke und Kuren. Das Volk läuft ihnen zu und befragt ſie wie ein Orakel. Viele fürchten ſich auch vor ihrer geheimen Kraft. Die Bauern ſind überzeugt, daß ihnen der Wundermann den Hagel ins Korn oder die Ameiſen in die Bohnen ſchicken kann. Deshalb ſchenken ſie ihm gern ein Bündel Gemüſe oder ein Maß Getreide, wofür er ihnen wieder einen fürchterlichen Holzſchnitt des hl. Paulus verehrt. Das Bild heften dieſe großen Kinder dann an ihre Weinfäſſer, damit der Wein nicht umſchlägt, oder an diejenigen Fruchtbäume, welche das letzte Jahr ſchlecht getragen haben.

Es geht die Sage, daß in Konſtantinopel die Liſte ſämtlicher geheimen Schätze Siciliens ſich befinde, die die Griechen hier vergruben, als ſie unter Georg Maniakes (im 11. Jahrh.) die Inſel verließen. In dieſer

Sage hat ſich, wenn auch undeutlich, durch die Jahrhunderte die Überlieferung fortgepflanzt, daß Sicilien einſt vom goldenen Horn aus regiert wurde. Und ſo lange wird es arm bleiben, als nicht dieſe vergrabenen griechiſchen Schätze entdeckt ſind. Dieſer Volksglaube iſt wieder ſehr bezeichnend — eine Umſchreibung des geheimen Wunſches, den die meiſten Sicilianer hegen: reich werden, aber nur beileibe nicht arbeiten. Ach, wenn die guten Sicilianer nur die richtigen Schätze heben wollten, jene, die die Natur ſo verſchwenderiſch ihrem fruchtbaren Boden verliehen hat!

Nicht weniger als 63 Lokalſagen von Schätzen hat Pitré (Usi e Costumi Band IV, S. 387 ff.) aus Volksmund geſammelt. Am bekannteſten ſind die in der Ziſa, dem alten normanniſchen Schloß in Palermo, im Monte Scuderi bei Meſſina und im Felſen von Entella verborgenen. Sie werden von den Geiſtern daſelbſt Ermordeter, von Zwergen, toten Nonnen und anderen Geſpenſtern bewacht. Dieſe Wächter kommen nicht eher zur Ruhe, als bis der Schatz gehoben iſt. Letzterer beſteht übrigens nicht nur aus barem Gelde, ſondern auch aus Hennen mit Küchlein, Orangen, Äpfeln, Krebſen, alles von purem Gelde verſteht ſich, oder auch aus Edelſteinen und ganzen Trauben von echten Perlen.

In den kleinen weltentlegenen Städten des Innern iſt der Schatzgräber noch als Typus anzutreffen. Er iſt eine geheimnisvolle Perſönlichkeit, ſeine Inſignien ſind: eine Rute, ein großes altertümliches Buch, Kolophonium und andere merkwürdige Dinge. Beim Beginn ſeiner Operation, für deren Gelingen wieder die

Weihnachts- und die Johannisnacht beſonders günſtig ſind, öffnet er das Zauberbuch und lieſt fremdartige Formeln ab, dann zeichnet er trigonometriſche Figuren erſt in die Luft, dann in den Sand und brennt das Kolophonium an, worauf der Topf mit den Goldmünzen aus der Erde heraufſteigt — oder auch nicht!

Finden ſich wirklich noch Leute, die an ſo etwas glauben? Ja, und ſogar ſolche, die ihr gutes Geld dranwenden, um an irgend einem verborgenen Fleck den Schatz zu heben, deſſen Verſteck vermöge ſeiner Wunderkräfte der Charlatan zu kennen vorgiebt. Kommt dann beim Graben gar nichts oder nur ein alter Scherben mit ausgebrannten Kohlen zum Vorſchein, ſo hat der Gauner irgend eine Ausrede ſchnell zur Hand, am liebſten die, daß es den Leuten an dem nötigen Glauben gefehlt habe. Denn der feſte Glaube, jener, der Berge zu verſetzen imſtande iſt, gehört eben auch hierzu ....

Es würde zu weit führen, die mannigfaltigen Mittel, um Schätze zu finden, hier anzugeben. Die Bedingungen, die vorher erfüllt werden müſſen, ſind ſehr umſtändlich, aber beinahe alle teils ſinnlos, teils grauſam, und deshalb wirkt dieſer Aberglaube direkt gefährlich. Iſt es doch vor Jahren bei Modica vorgekommen, daß in eine Kirche, wo ein Schatz vergraben liegen ſollte, zwei alte Weiber ſich mit einem Kind begaben, das Kind ſchlachteten, ihm die Leber herausſchnitten und dieſe aßen — um hellſichtig zu werden.

Ein uraltes römiſches Erbe iſt die in Süditalien verbreitete Furcht, daß der Neid anderer einem ſchaden könne. Dieſe Fähigkeit beſitzen vor allen die jettatori,

Leute, die den böſen Blick (malocchio) haben. Sie ſind leicht zu erkennen an dem eingefallenen, grünlich-gelben Geſicht, den kleinen, tiefliegenden Augen, langer Hakennaſe, langem Hals. Das malocchio kann allen möglichen Schaden anrichten, ſogar Krankheit und Tod bringen, deshalb muß man immer auf der Hut vor ihm ſein. Es iſt gefährlich, einem ſolchen Menſchen zu begegnen, ja nur von ihm zu ſprechen oder ſeinen Namen zu hören. So trug vor Jahren ein bekannter jettatore denſelben Namen wie eine Eiſenbahnſtation in der Nähe von Palermo. Die Folge war, daß die Schaffner die Station nicht laut ausriefen, ſondern nur leiſe in die Wagen hineinflüſterten, daß jeder Reiſende vermied, nach der Namensaufſchrift am Bahnhofsgebäude zu blicken. Prieſtern, die das Malocchio haben, darf man die Kinder nicht zum Taufen geben, ebenſowenig wie Beichte bei ihnen hören oder die Toten von ihnen einſegnen laſſen.

Wie ſchützt man ſich gegen ſolche ſchrecklichen Menſchen? Das einfachſte Mittel iſt immer etwas Rotes, am liebſten Korallen in Form von Hörnern oder Hufeiſen als Berlock zu tragen; wenn unmittelbar Gefahr droht, aber einen metallenen Gegenſtand, die Uhrkette, das Meſſer, den Schlüſſel in der Taſche zu berühren. Rot wirkt am beſten dem böſen Blick entgegen, und wer in Sicilien reiſt, wird ebenſo wie in Neapel überall roten Bändern oder roten Stückchen Zeug begegnen: am Sattel oder Zaum der Reittiere, am Joch der Zugtiere, über der Laterne der Wagen, an den Hausklingeln. Säuglinge bekommen ein rotes Säckchen

mit Weihrauch oder geweihtem Salz umgehangen. Gegen ganz beſonders ſchlimme Leute derart muß man mit der Hand das Bild des Hornes nachahmen, indem man von den fünf im übrigen geſchloſſenen Fingern den kleinen und den Zeigefinger nach ihm ausſtreckt, eine ſinnloſe Formel murmelt und dreimal ausſpuckt.

Ich bin überzeugt: es giebt nur ganz wenige Sicilianer, die nicht an den böſen Blick glauben. Der arme Pächter, der einen verdächtigen Fremden an ſeinem Feld vorbeigehen ſieht, wird ebenſo angſtvoll ſein großes Brotmeſſer an der Hüfte oder, wenn er gerade pflügt, die eiſerne Spitze ſeines Pflugs berühren, wie die reiche Edeldame, die beim Kartenſpiel regelmäßig verliert, gegen den vermeintlichen Urheber in der Geſellſchaft ganz offen die ringgeſchmückten Finger ſpreizt.

Die Folgen dieſes Aberglaubens für den als Jettatore Verſchrieenen ergeben ſich hieraus von ſelbſt. Niemand mag mit ihm verkehren, ſein Gruß wird nicht erwidert, man vermeidet ſogar, von ihm zu ſprechen. Einſam und abgeſchieden verbringen ſolche aus der menſchlichen Gemeinſchaft Ausgeſtoßene ihre Tage. Selbſt die Stätte ihres Grabes iſt verruſen.

Höchſt eigentümlich berührt den Fremden endlich der in ganz Sicilien verbreitete Glaube, daß gewiſſe Menſchen nachts in Wolfsgeſtalt umherſchweifen. Es iſt das kein Erzeugnis des Volksmärchens, kein Popanz für unartige Kinder, ſondern allen Ernſtes ein Schrecken für jung und alt. Und leibhaftige Menſchen ſind's, keine übernatürlichen Weſen. Man kann ein Lupunaru

oder Wehrwolf werden, wenn man bei Vollmond im Freien ſchläft, und zwar im Sommer Mittwochs oder Freitags. Solche Unglückliche fühlen immer ſchon vorher, was ihnen droht. Auf allen Vieren laufen ſie plötzlich nachts davon, ſtoßen ein ſchreckliches Geheul aus und beißen alle, die ihnen begegnen und ſich nicht noch rechtzeitig auf einen erhöhten Punkt, eine Leiter oder Treppe, zu retten vermögen. Wie die tollen Hunde trotten ſie nämlich ſtets mit geſenktem Kopf vor ſich hin, wie ſie denn auch Schaum vor dem Munde haben. Gelingt es, ſie zu verwunden, ſo daß ſie Blut verlieren, ſo verwandeln ſie ſich wieder in Menſchen und ſind geheilt.

Ob dieſer ſeltſame Aberglaube durch nachts umherſchweifende große Hunde entſtanden iſt oder durch einzelne Fälle von Hundswut oder Mondſucht, bei denen die erregte Volksphantaſie ſolch merkwürdige Dinge zu ſehen glaubte, wie eben geſchildert, wage ich nicht zu entſcheiden. Die Löſung all der pſychologiſchen Rätſel, die dem vorurteilsfreien Leſer dieſes ganze Kapitel aufgiebt, dürfte ſchwer und wohl die einzige die ſein: Die religiöſen und die Wahn-Ideen haben das Fühlen und Denken des Sicilianers ſo durchdrungen, ſo geſättigt, daß die geſunde Vernunft keinen Boden mehr findet.

IX.

Es liegt uns noch eine kurze Betrachtung ob, welche abergläubiſchen Vorſtellungen die Natur und ihre Erſcheinungen im Volk hervorrufen — ein reiches Feld der Forſchung, das in dieſer Studie bisher nur gelegentlich geſtreift worden iſt.

Das Volk weiß nichts davon, daß sich in dieser Welt alles nach starren, ewigen Gesetzen vollzieht, deren Walten auch das heißeste, gläubigste Gebet nun und nimmer beeinflußen kann. Da nun aber einerseits das Leben des Sicilianers sich für die überwiegende Mehrheit in der Natur abspielt und andererseits sein phantastisches Gemüt bei dem fast gänzlichen Mangel an Unterricht alle geistige Nahrung lediglich von der Kirche empfängt, so verquicken sich diese beiden Faktoren zur Erzeugung von Anschauungen und Gebräuchen, die zuweilen an die Naturreligion der Griechen erinnern. So werden die ersten Ährenbüschel am Gründonnerstag dem Heiland aufs Grab gelegt oder am Karfreitag an den Füßen des Gekreuzigten befestigt oder am Ostersonntag dem Auferstandenen in die Hand gegeben, um eine gute Ernte zu erlangen. Aus demselben Grunde werden im April und Mai den Heiligen ähnliche kleine Geschenke dargebracht, z. B. dem hl. Benedikt und dem besonderen Beschützer der Landleute, dem hl. Antonius, genau so wie vor 2000 Jahren der Ceres. Vielfach wird auch ein geweihter Oliven- oder Palmenzweig an einem Baum befestigt. In einigen Gegenden wird sogleich nach der Saat ein Kreuz von Rohr gebunden in die Erde gesteckt, in anderen der am Palmsonntag aus der Kirche gekehrte Staub — ein gutes Geschäft für die Küster! — auf die Felder gestreut. Hilft all das doch nichts, so muß ebenso wie beim mißglückten Thunfischfang ein Priester heran, der in Begleitung seines Sakristans das unfruchtbare Feld segnet.

Aber auch im Verfluchen hat die Kirche, wie man

weiß, von jeher Erkleckliches geleistet und leistet es in Sicilien noch, d. h. weniger gegen Ketzer und Gottlose, als gegen Tiere. Viel Schaden thun dem Landmann die Grillen und die Blutzikaden (Cicada sanguinolenta, sic.: Zifareddu), die sich ungeheuer schnell vermehren und dann die Wurzeln ganzer Felder abnagen. Wenn alle Mittel versagen, hilft dann nicht wenigstens ihre feierliche Verwünschung seitens eines Priesters in der Stola mit Weihrauchfaß und chinesischem Sonnenschirm? Eine solche nahmen früher sogar Bischöfe mit dem gesamten Domkapitel vor. Als 1688 die Heuschreckenplage gar zu arg wurde und man daher eine Hungersnot befürchtete, wurde vor der Porta Nuova von Palermo ein großer Altar mit der Statue der hl. Oliva errichtet, unter Litaneiensingen bewegte sich der Zug zum Thor hinaus, und der Erzbischof im Pontifikalornat exorzisierte die Felder von den Heuschrecken. Demselben Zweck diente damals an anderen Orten Erde aus Mineo, die dort in der Nähe des Grabes der hl. Agrippina ausgehoben, nach allen Gegenden der Insel verschickt und auf die infizierten Felder ausgestreut wurde — ein Mittel, das, wie der Chronist versichert, sich vortrefflich bewährte.

Überall stecken die Heiligen dahinter, Johannes der Täufer ist es, der in der Johannisnacht den Zucker in die Feigen und die Säure in den Saft der Trauben zaubert, ähnlich wie die noch weiche Masse der Körner in der Ähre gerade in der Himmelfahrtsnacht sich verdickt. Hat es lange nicht geregnet und steht dauernde Dürre mit all ihren schweren Folgen zu befürchten, so

werden Prozeſſionen veranſtaltet, wobei es paſſiert, daß man dem Ortsheiligen recht grob kommt, z. B. droht, ihn in die Viehtränke unterzutauchen, wenn er noch länger halsſtarrig bleibt.

Wenn es donnert, ſo wirft der liebe Gott Kugeln mit Johannes dem Täufer. Manchmal nehmen ſie ſehr große Kugeln, dann donnert es natürlich ſehr laut. Oder der liebe Gott läßt die Apoſtel Peter und Paul mit Kugeln werfen. Manche glauben auch, daß beim Gewitter Gott der Herr ſeine Fäſſer ausbeſſert. Im übrigen aber hat die hl. Barbara, die Patronin der Artillerie, auch das himmliſche Kanonieren unter ſich, und ſo wird ſie neben Johannes dem Täufer (ſiehe oben!) angerufen, um die Blitze abzuhalten, z. B. in folgendem Zauberſpruch:

Die hl. Barbara auf dem Feld
Fürchtete nicht Donner noch Blitz.
O liebe hl. Barbara,
Zeige Dich am Fenſter!
Beruhige dies Gewitter!
Schick' es dahin, wo keine Sonne iſt!
Schick' es dahin, wo kein Mond iſt,
Wo kein menſchliches Weſen iſt!

Dazu wird eine geweihte Kerze angezündet, und wer ſich's leiſten kann, läutet bei jedem Blitz mit einem ſilbernen Glöckchen (u campaneddu di S. Barbara). In einigen Orten ſtreut man, um vor dem Blitz ſicher zu ſein, Salz vor die Thür oder legt geweihte Brötchen hin oder brennt einen am Palmſonntag geſegneten Olivenzweig an und wirft ihn aus dem Fenſter.

Auch das Sankt Elmsfeuer iſt, wie der Name ſagt,

das Werk eines freilich nicht ganz einwandfreien Heiligen. Als er noch lebte, ernährte er sich und seine arme Nichte vom Bettel, der aber nichts eintrug, bis der hl. Christophorus vom Himmel herunterstieg und ihm eine große Laterne zum Geschenk machte. Diese zündete Sankt Elmus in dunkler, stürmischer Nacht an der Küste an, damit die Pascher auf dem Meer den Weg fänden. Von da ab machte er gute Geschäfte. Und noch jetzt rufen ihn die Schiffer in Seenot an. Dann steigt er mit seiner brennenden Laterne vom Himmel herab und rettet sie vor Schiffbruch, — wie man sieht, eine echt sicilianische Heiligengeschichte!

Personifikationen der Naturgewalten im antiken Sinn finden wir in der Deutung der Winde und Wasserhosen. Es giebt — einem allerdings nur vereinzelten Volksglauben nach — elf Winde, die alle Brüder sind, ihre Schwester ist die Erde, während als eigentlicher Windheiliger und Amtsnachfolger des Äolus der Evangelist Markus verehrt wird. Die Wasserhose (trumma marina) ist in Wahrheit eine schöne Hexe, Namens Dragunara, nackt, mit aufgelösten Haaren, die sich bei beginnendem Sturm aus dem Meer erhebt und in einer gewissen Höhe die Gestalt von dichtem, schwarzem Rauch annimmt.

Merkwürdig erklärt man sich in Nicosia die Wolken, nämlich als riesige Schwämme, die ins Meer tauchen, dann vollgesogen aufsteigen und den Regen herunterschicken. Ebenso seltsam in Chiaramonte die dichten schwülen Nebel (lu lupa), die zuweilen im Juni vom Meer aufsteigen und den jungen Oliven Schaden thun.

Sie sind das Werk der Sarazenen, die, obgleich sie längst in der tiefsten Hölle braten, noch jetzt durch mächtige Beschwörungen diese verderblichen Dünste auf die Erde heraufschicken, um sich dadurch an den Christen zu rächen. Es ist sonderbar und wohl nur durch den von den Priestern großgezogenen Fanatismus zu verstehen, daß nach so langer Zeit noch alles Böse gern den Sarazenen in die Schuhe geschoben wird, um so sonderbarer, als Sicilien gerade unter der Herrschaft des Islam eine lange, ungestörte Blüteperiode erlebte, wie kaum wieder vor- oder nachher. „Saraceno" ist auch in Calabrien noch heute ein schweres Schimpfwort.

Nicht minder betrüblich ist es, zu sehen, wie vielfach die heitere Anschauungsweise der Griechen, die schönen, tiefsinnigen Vorstellungen ihrer Mythologie durch eine finstere asketische Auffassung der Dinge verdrängt worden sind. Die Alten versetzten ihre Helden an den Himmel, sie bevölkerten Fluß und Hain mit lieblichen Göttergestalten, wiesen dem Äolus die Liparischen Inseln, dem Hephäst mit seinen Cyklopen den Ätna als Behausung an und bildeten die anmutigen Sagen von Persephone, Arethusa und Cyane.

Die heutige christliche Bevölkerung erblickt in harmlosen Winden das Wehen von bösen Geistern, in dem herrlich schönen Strahl des Zeus das Strafgericht des Himmels und hat, wie wir sahen, den Ätna zur Hochburg des Satanas gemacht.

Das krasseste Beispiel hierfür ist wohl, wie die Leute im Süden der Insel, besonders in Modica, dieser Brutstätte jeder Art von Aberglauben, die Milchstraße

auffaſſen — als eine Treppe, ganz beſpickt mit Meſſern, Dolchen, Nägeln, Dornen, die die Seelen der Verſtorbenen mit nackten Füßen paſſieren müſſen. Nicht genug an den Schrecken der letzten Stunde: den Schmerzen, der Verlaſſenheit, dem Abſchied von der Welt und den Angehörigen, nein, die letzten Augenblicke werden dem Sterbenden durch die ungeheuerlichſten Wahnvorſtellungen noch erſchwert, die die Prieſter gefliſſentlich nähren. Der ſchlimme Heilige, der die Seelen ſchon während des Todeskampfes dieſen Weg führt, iſt der Apoſtel Jakobus. Ein Zweifel unmöglich: der Todesſchweiß iſt ja der beſte Beweis, wie weh die Meſſer und Nägel der darüberſchreitenden Seele thun!

Harmloſer iſt die Deutung der Sternſchnuppen als der Seelen Verſtorbener, die durch die Luft fliegen. So wurde am 27. November 1885 in Palermo ein ſtundenlanger, prachtvoller Sternſchnuppenfall mit den Opfern der Cholera in Verbindung gebracht, die kurz vorher daſelbſt gewütet hatte. Die Rechnung ſtimmte aber nicht; denn nach der Schätzung der Aſtronomen fielen damals nicht weniger als 27 000 Sternſchnuppen, während nur etwa 3000 Menſchen der Epidemie erlegen waren.

Noch immer ſucht die Phantaſie irdiſche Ereigniſſe mit dem unergründlichen Rätſel der Sterne in Beziehung zu ſetzen. Das beweiſt die naive ſymboliſche Auslegung des großen Bären ſeitens der Landleute. Er heißt der Stern des Hirten (stidda di lu bovaru). Sah einſt der Grieche in den drei mittleren Sternen des „Orion“ den Gürtel dieſes antiken Jägers, in den Plejaden die ſieben von ihm verfolgten Töchter des

Atlas, ſo erblickt der ſicilianiſche Bauer etwas weniger ideal in den beiden äußeren Sternen des großen Wagen — zwei Ochſen, in den beiden inneren (noch zum Wagenkaſten gehörigen) zwei Diebe, die die Ochſen nächtlicherweile geſtohlen haben, in den Deichſelſternen aber die Verfolger, nämlich im erſten den Rinderhirten, im zweiten, dem bekannten Doppelſtern, das Weib des Hirten mit ihrem Kind, im äußerſten den Knecht.

Ganz heidniſch klingt ein Gebet an den Mond, das als Beiſpiel, wie tief uralter Aberglaube noch im Volk wurzelt, hier zum Schluß angeführt ſei:

Willkommen, neuer Mond,
Alt biſt Du gegangen,
Jung kehrſt Du wieder!
Mond, Mond, heiliger Mond (santa luna!),
Schicke mir das Glück!
Ich grüße Dich, Du neuer Mond,
Der jeden Monat wiederkehrt!
So lang, wie Deine Hörnerſpitzen,
So lang laß meine Haare wachſen!
Du trägſt Gold in Deinem Mund:
So fülle meinen Sack mit Silber!
Überfließen ſoll mein Haus
Von Wolle, Leinen und Schafkäſe!

* * *

Aller Aberglaube entſpringt demſelben Bedürfnis, in dem die Religion wurzelt, nämlich das Unbegreifliche zu ergründen, Beziehungen zwiſchen dem ſichtbaren und ſo klaren Bilde des Lebens und dem ewig unlöslichen Rätſel des Todes zu knüpfen. Dieſe immaterielle Seite unſeres Weſens wird auch der überzeugteſte Materialiſt nicht ignorieren oder als „erbliche Belaſtung“ abthun können. Das Bedürfnis iſt da und ſteckt in

jedem Menſchen, auch im erklärten Atheiſten, er mag es nun wahr haben wollen oder nicht.

Anders ſteht es um die Frage: iſt der Aberglaube *berechtigt*? Und, wenn nicht, ſollte man nicht darauf Bedacht nehmen, ihn wie ein Unkraut auszurotten? Da muß ich denn noch einmal die Gegenfrage aufwerfen: Was iſt denn Aberglaube? Wo iſt die Grenze nach dem wahren Glauben hin?

Die Entſcheidung wird trotz des Dogmas der Kirche immer eine rein perſönliche und deshalb immer verſchiedene ſein. Erſt recht aber muß ein verſchiedener Maßſtab in dieſer Hinſicht angelegt werden, wo es ſich um ganze Völker handelt. Ein frommer katholiſcher Prieſter unſeres Vaterlandes würde gewiß manches als fürchterliche Irrlehre verdammen, als Ausgeburt des Wahnes bekämpfen, was ein ſicilianiſcher Pfarrer duldet, wenn nicht gar fördert, weil er es für das Seelenheil ſeiner Pfarrkinder für erſprießlich hält oder — wohl gar ſelber feſt glaubt. So iſt es mir denn nach einem langjährigen Aufenthalt in Sicilien klar geworden, daß, wie ich ſchon oben andeutete, dieſes halbwilde, leidenſchaftlich-phantaſtiſche Volk nur durch bizarre Vorſtellungen und grobe geiſtige Schreckmittel auf die Dauer gebändigt werden kann und deshalb eben die Religion hat, die ihm angemeſſen iſt. So laſſe man ihm nur ſeinen Aberglauben, ohne den es nun einmal nicht leben kann! Wer ein beſſeres Verfahren weiß, um es in Schranken zu halten, der komme damit heraus! Aber bevor ſich ein anderes bewährt, iſt's wohl geſcheiter, man bleibt bei dem probaten alten.

Die Maſia.

Als in den Zeiten des Fauſtrechts die Ritter Rhein und Donau mit Ketten ſperrten, um die Handelsſchiffe aufzuhalten und auszurauben, als ſie mit ihren Reiſigen friedliche Kaufleute auf der Landſtraße anfielen und ermordeten oder gefeſſelt auf ihre Burgen ſchleppten und im Hungerturm ſchmachten ließen, bis das Löſegeld gezahlt war: da bildete ſich jener geheime Bund, der die von der Regierung vernachläſſigte Rechtspflege ſelbſt in die Hand nahm, damit den vornehmen Herren ihre Schandthaten nicht ſtraflos ausgingen, die heilige Feme.

Iſt es ein Wunder, daß wir in einem Lande wie Süditalien, wo noch ſo viele mittelalterliche Gebräuche und Mißbräuche herrſchen, noch heute ähnliche Erſcheinungen haben: die Camorra in Neapel, die Maſia in Sicilien?

Gewiß ſind dieſe zwei heimlichen Genoſſenſchaften, ebenſowenig wie die ſpäter ja auch ausartende heilige Feme, urſprünglich mit der Abſicht gegründet worden,

gemeinſame Verbrechen zu begehen, wenn man dies jetzt auch als ein beiden charakteriſtiſches Merkmal erkennen muß. Eine Art Vorgängerin hatte insbeſondere die Camorra in den Carbonari, die, der Einigung Italiens vorarbeitend, die Abſchüttelung der bourboniſchen Herrſchaft bezweckten, jenes Regiments, das zuletzt nur geſtützt auf Banditen, Bettler und Mönche ſich aufrecht erhalten konnte. So dient z. B. die Camorra in Neapel noch heute vor allem dazu, jedem Angehörigen in der Not beizuſpringen. Die erforderlichen Mittel werden von dem bürgerlichen Erwerb der Genoſſen aufgebracht, die vollſtändig organiſiert ſind. Jeder Kutſcher, der uns durch die ſchmutzigen Gaſſen Neapels fährt, macht — man kann es ſelbſt leicht beobachten — dem nächſten der an den Hauptecken ſtehenden Aufſeher vom Bock herunter ein Zeichen, wie viel Lohn für die Fahrt ausbedungen iſt, ob die ganze oder halbe Taxe. Jede Fiſcherbarke, die vom Meere kommt, wird mindeſtens ebenſo ſcharf wie von den Zollbeamten nach Kontrebande, von den zu dieſem Ehrenamt auserſehenen und beſoldeten Camorriſten inſpiziert, die dann beſtimmen, wie viel von dem Ertrag des Fiſchzugs an die Kaſſe des Bundes abzuliefern iſt.

Natürlich iſt bei dem leidenſchaftlichen, leicht zu ungeſetzmäßigem Gewinn neigenden Charakter dieſer ſüdlichen Völker der Weg zum Verbrechen nicht weit. Das Zuſammenhalten verleiht das Gefühl der Stärke. Dieſe geheimen Geſellſchaften können vor allem dem reichen Gutsbeſitzer auf dem Lande unendlich viel ſchaden. Was iſt ſelbſtverſtändlicher, als daß er, zumal der Schutz

des Staates gegen ſolche Vergewaltigungen gewöhnlich verſagt, ſich durch einen jährlichen Tribut alle Unannehmlichkeiten vom Halſe ſchafft und dafür die Hilfe dieſer mächtigen Genoſſenſchaften eintauſcht!

Was ſpeziell die Mafia betrifft, ſo ſcheint ſie älteren Urſprungs als die Camorra zu ſein. Das zeigt ſchon die Etymologie. Wenn auch die Anſicht Avolios (Einleitung in das Studium der ſicilianiſchen Mundart) und d'Ovidios wohl beſtritten werden kann, die beide das Wort Mafia auf das arabiſche mahias (Prahlerei, Großthuerei) zurückführen, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß omertà, der Ehrbegriff des Mafioſen, ſein Ideal, in dem kaſtilianiſchen hombredad ſeine Wurzel hat und die ſicilianiſche Umlautung dieſes Wortes iſt. Hombredad bedeutet das, was den wahren Mann ausmacht: Kraftbewußtſein, Ehrgefühl, Stolz und dann im weiteren Sinne auch das übertriebene, krankhafte Ehrgefühl, den ungerechtfertigten Stolz. Die Herrſchaft der Araber, die nach den grundlegenden Forſchungen Amaris*) durchaus nicht drückend war, liegt 800 Jahre zurück und hat als ſolche — ich rede hier nicht von der Modificierung des Charakters durch die Raſſe, ſondern durch das Regierungsſyſtem — ſo gut wie keine Spuren hinterlaſſen. Hingegen iſt der unheilvolle Einfluß der ſpaniſchen Deſpotie, der nicht weniger als drei Jahrhunderte dauerte, noch heute deutlich wahrzunehmen, graſſiert doch jetzt noch der „spagnuolismo", das leidenſchaftliche Streben nach äußeren Ehren und prunkvollem Auftreten ohne die nötige Berechtigung, in allen Schichten des

*) Amari: Storia dei Musulmani di Sicilia. 3 Bde. Florenz 1868.

Volkes. So iſt es nach d'Ovidio ſehr möglich, daß die ſpaniſche Fremdherrſchaft außer dem Wort auch das damit bezeichnete Weſen nach Sicilien eingeführt hat. Kein preußiſcher Garde-Offizier kann ſeine Ehre höher halten als der Maſioſe ſeine omertà, wohlverſtanden in ſeiner Art: um ihretwillen ſchwört er Meineide und friſtet als Flüchtling jahrelang ein elendes Daſein in Sümpfen und Einöden, um ihretwillen mordet er, wenn ihn das Los dazu beſtimmt, und geht auf Lebenszeit auf die Galeere. Sicher, die Spanier, die die Inſel ausſaugten und ihren Wohlſtand auf Jahrhunderte vernichteten, haben als Reaktion gegen Übergriffe und Gewaltthätigkeiten die Entſtehung von geheimen Verbindungen veranlaßt, deren Erbe die Maſia geworden iſt. Daß die omertà in dem klaſſiſchen Land der Räuber ſchon zu Urväter Zeiten hochgehalten wurde, beweiſt u. a. eine Stelle in der Reiſebeſchreibung des Engländers Brydone (1770): „Die ſicilianiſchen Briganten haben die allerhöchſten, geradezu romanhafte Begriffe von Ehre. Gegenſeitig und den unter ihren Schutz ſich Stellenden ſind ſie unverbrüchlich treu. Die Obrigkeit iſt oft genötigt, ſie zu ſchützen, ihnen zu ſchmeicheln. Sie ſind die entſchloſſenſten, verzweifeltſten und rachſüchtigſten Menſchen. Eine ſchreckliche Vermiſchung von Laſter und Tugend regiert ihre Handlungen".

Daß ſich in dieſen Verhältniſſen nichts geändert hat — nicht unter den Bourbonen, das konnte man nicht verlangen, aber ebenſowenig während der nunmehr vierzigjährigen Regierung des geeinigten Königreichs —, hat der berüchtigte ſogenannte Prozeß der

Barone 1897 gezeigt, wo vier ſicilianiſche Edelleute ein Teſtament ihres Onkels gefälſcht hatten und der geſetzlichen Erbin, einem armen Bauernmädchen, die Erbſchaft zu entreißen ſuchten, zeigte unlängſt wieder der Prozeß wegen der Ermordung Notarbartolos im Eiſenbahnwagen bei Palermo im Jahre 1893. Beide causes célèbres wurden bezeichnenderweiſe nicht den heimiſchen Schwurgerichten anvertraut, wegen Gefahr der Beſtechung und der noch größeren Gefahr, daß die unbeſtechlichen Richter der Rache der Mafia verfallen würden! In jenem erſten Prozeß hatten die ſauberen Barone — man ſagt, nicht ohne Vorwiſſen der Polizei — ſich aus dem Staube gemacht, als ſie ſahen, daß ihre Sache nicht in Palermo, wo ſie ſicher freigeſprochen worden wären, ſondern in Mailand verhandelt würde, nur der gaunerhafte Notar, der das Teſtament aufgeſetzt hatte, konnte — zu zehn Jahren Galeere — verurteilt werden. Der andere Prozeß iſt noch in friſcher Erinnerung durch die Berichte, die faſt alle deutſchen Zeitungen über ihn brachten. Die Regierung that ihr Möglichſtes. Sie nahm trotz großer Schwierigkeiten die Hauptverdächtigen feſt, ließ Hunderte von Zeugen eine Reiſe ſo weit wie von Trieſt bis Hamburg hin und zurück machen. In Mailand, wo kein Menſch ſicilianiſch verſteht, mußte mittelſt Dolmetſcher verhandelt werden. Zwölf Zeugen wurden wegen Meineids verhaftet und doch, obgleich auf die wahren Schuldigen jedes Kind mit Fingern wies, iſt nichts herausgekommen; die ſchreckliche That iſt heute noch ungeſühnt und wird ſoeben aufs neue in Bologna unterſucht.

Das führt mich auf die tieferen Urſachen dieſer ſchweren Krankheitserſcheinung im italieniſchen Staatskörper.

Die Baſis der Mafia iſt ebenſo wie bei der Camorra urſprünglich die Unterſtützung in der Not, das Zuſammenhalten zur Verbeſſerung der Lage des einzelnen. Sie entwickelte ſich, abgeſehen von Palermo, das ſeine beſondere Mafiachronik hat, namentlich in jenen Gegenden, wo Großgrundbeſitzer ihre deſpotiſche Herrſchaft führten, wo die Auswanderung am ſtärkſten und die Bedrängnis des kleinen Grundbeſitzes durch Schulden und Steuern am ſchlimmſten war. Die Schulden, die wenigſtens mit 10 Prozent verzinſt werden müſſen — einen ſolchen Zinsfuß hält in Sicilien noch kein Menſch für Wucher —, liefern dem Gläubiger, die Steuerrückſtände dem Fiskus die kleinen Anweſen in die Hände. Oft wegen drei Lire, die ſie nicht erſchwingen können, wird den armen Teufeln ihr elendes Häuschen, wo ſie Unterſchlupf fanden, ihr bißchen Feld, das ſie bisher ernährte, vom Staat in Beſchlag genommen. So ſtanden am 26. Dezember 1893 in Chiaramonte Gulfi, einem Landſtädtchen im Süden mit nur 10000 Einwohnern, 129 Grundſtücke an der Gerichtstafel verzeichnet, die verſteigert werden mußten, weil die Beſitzer die Steuern nicht bezahlen konnten. Und in ganz Sicilien erreichte die Zahl der Expropriationen infolge von Wucher und Steuern während eines Zeitlaufs von zehn Jahren die ungeheure Zahl von 16 662 (Rivista popolare, 31. Dezember 1899). So ſinken die kleinen Leute, Handwerker, Ackerbürger und

Bauern mit Weib und Kind allmählich zum Proletariat herunter, und ſo manche der Lohnſklaven, die in Meſſina und Catania Schwefelkuchen, Kohlenſäcke und Zitronenkiſten auf die großen Dampfer verladen, nannten einſt ein Häuschen und ein Stück Land ihr eigen, von denen ſie nun für immer vertrieben ſind.

Dieſer grauſame Fiskalismus iſt aber nicht der einzige Grund, der den kleinen Mann an der Hilfe des Staates verzweifeln läßt.

Colajanni, dem ich in dieſen Ausführungen im weſentlichen folge,*) der glühende Patriot und unerſchrockene Vorkämpfer für eine Beſſerung der ſicilianiſchen Zuſtände, ſchrieb 1885: „So parteiiſch war die Juſtiz unter den Bourbonen, ſo durch eigenmächtige Polizeimaßnahmen erſchüttert und in Mißkredit geraten, daß das Volk in jedem Angeklagten nur ein Opfer von Willkürakten der Regierung oder des dieſe beherrſchenden hohen Adels ſah. Und in der That, Polizei und Gericht ſtanden den Befehlen derjenigen großen Herren zur Verfügung, die bei Hofe gut angeſchrieben waren, und denen, was ſie ſich auch erlauben mochten, kein Haar gekrümmt wurde“ (alſo das vollſtändige Mittelalter!). „So war jeder auf ſich ſelbſt angewieſen und ſuchte, ſo gut er konnte, Perſon und Eigentum ſelbſt zu ſchützen. Der Grundadel bewaffnete ſeine Feldhüter (die Campieri), heruntergekommene, zu allem fähige Menſchen, ein wahres Wiederaufleben der alten Bravi, das Volk aber ſchloß ſich zuſammen zur Mafia,

*) Nap. Colajanni: In Sicilia, Rom 1894, und La Mafia (Rivista popolare, 1. Dezemberheft 1899).

die für jeden, der ihr angehörte, gemeinſam eintrat und Beleidigungen und Übergriffe rächte".

Das war der Zuſtand unter den Bourbonen. Und heute?

Der Prozeß Notarbartolo, nicht minder der Verläumdungsprozeß Cobronchi-De Felice haben es ans Licht gebracht, worauf die berufenen Federn von Alongi, Villari und Damiani ſeit Jahrzehnten, aber ohne Erfolg, hingewieſen haben: noch heute arbeiten die führenden Klaſſen und die Regierung einander in die Hände, bei Prozeſſen, bei der Beſetzung von Ämtern, bei den Wahlen; weder Juſtiz noch Polizei kann man von Parteilichkeit freiſprechen. Und infolgedeſſen blüht die Mafia heute noch und iſt ein Faktor, mit dem nicht nur der reiche Grundbeſitzer, um Leben und Gut zu ſchützen, nein, auch der Richter und der Verwaltungsbeamte zu rechnen haben, wenn ſie etwas durchſetzen wollen, ſogar die Regierung, um ihre Anhänger in das Parlament zu bringen. So unglaublich es klingt, ſie bedient ſich dazu vielfach der Hilfe einer Verbrechergeſellſchaft. Ein Beiſpiel: 1890 wurden in der Nacht vor den Abgeordnetenwahlen in Palermo nicht weniger als 1000 Maſioſen eingekerkert. Man wollte die Stimmen des Gegenkandidaten verringern, wohl auch Tumulten vorbeugen. Als der Regierung aber von den capi-mafia, den Führern der Bande —, natürlich nur gegen gewiſſe geheime Zugeſtändniſſe — die Verſicherung gegeben ward, daß alle für den Regierungskandidaten ſtimmen würden, ließ man die Gefangenen ſämtlich wieder frei und verſchaffte mit ihrer Hilfe jenem den Sieg!

Durch dieſes und ähnliche Verfahren hat ſich die Regierung ſelbſt die Hände gebunden. Ihre Autorität hat ſchwer gelitten. Macht ſteht gegen Macht. Dies wurde beiſpielsweiſe zur Evidenz klar, als die Richter in Mailand die mutmaßlichen Mörder des unglücklichen Notarbartolo verhaften laſſen wollten. Die ſicilianiſche Polizei verſtand ſich lange nicht dazu, obwohl die Verdächtigen ganz ruhig auf den Straßen Palermos herumſpazierten. Als endlich auf den Druck von oben Ernſt gemacht wurde, konnte die Auslieferung des einen (Fontana), der ſich auf die Güter des Fürſten Mirto, ſeines Protektors, geflüchtet hatte, erſt nach langen Verhandlungen erwirkt werden, und zwar nur dadurch, daß man dem Fürſten ſelbſt wegen Begünſtigung von Verbrechen mit der Verhaftung drohte.

Zweierlei hat eben dazu beigetragen, daß ſich die bourboniſchen Zuſtände in Sicilien ſo wenig geändert haben: die oben berührte Notlage ganzer breiter Schichten des Volkes und das Verharren der jetzigen Generation in den mittelalterlichen Anſchauungen.

Wahrlich, die heutige Generation iſt ihrer Väter und Enkel würdig.

Die oberen Zehntauſend betrachten ſich immer noch als die Privilegierten, für die die Geſetze allein geſchrieben ſind, aber natürlich nur ſoweit ſie dabei gut wegkommen. Macht geht vor Recht, iſt ihre Überzeugung. Alle wirklich ehrenwerten Leute ziehen ſich deshalb vom öffentlichen Leben zurück. Die wenigen Tüchtigen, die mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen, kommen doch nicht durch, die Schelme trium-

phieren immer wieder. Und die letzte Folge ist, daß auch die guten Elemente die Protektion suchen, suchen müssen, da sie sehen, daß ihre Gegner mit Protektion alles erreichen.

Die Arbeiter und Bauern aber sind Bürger zweiter Klasse, Arbeitstiere. Sie haben auch in Miene und Haltung etwas vom Sklaven; jenen eigentümlichen Sklavenblick, scheu, furchtsam, zur Erde gesenkt, kann man oft beobachten, wenn man mit ihnen spricht, wobei sie den Hut nicht von selbst wieder aufzusetzen wagen. Dieser Blick erinnert direkt an Afrika. Dem entspricht auch ihr Fühlen und Denken, von dem der ehemalige palermitanische Polizei-Inspektor Alongi — gewiß ein einwandsfreier Zeuge — in seinem Werk über die Mafia folgende Charakteristik giebt:

„Diese armen Teufel begreifen nicht, wie die Polizei sich ihrer gegen einen Gentleman annehmen kann, der gegen sie etwas verbrochen hat. Durch die jahrelange Mißwirtschaft ist das Vertrauen zur Rechtshilfe so untergraben, daß der Arme nicht daran glaubt, daß ihm sein Recht wird, sondern entweder geduldig leidet" (hier haben wir die orientalische Ergebung in das Schicksal, ein echtes Stück übrig gebliebenen Arabertums) „oder, wenn er thatkräftig ist, im Gefühl der eigenen Machtlosigkeit sich eben an die Mafia wendet, die ihm sicher hilft, zum mindesten die ihm widerfahrene Unbill rächt. Der gemeine Mann wundert sich noch heute, daß, um ihn auf die Galeere zu schicken, erst eine lange Untersuchung geführt und Gericht gehalten wird. Das ging doch früher ohne solche Umstände."

Man ſieht, welche traurige Erbſchaft das geeinigte Italien in der Inſel angetreten hat.

Vielfach kommt nun noch der Zwang hinzu, der die niederen Leute ohne Gnade den Mafioſen in die Arme treibt. Dieſe verſtehen es, ihren Mann ſchon kirre zu machen. Der kleine Pächter, der nichts von ihnen wiſſen will, findet eines Morgens ſämtliche Weinſtöcke abgeſchnitten oder hört von ſeinem Hirten, daß maskierte Männer ihm ſein beſtes Maultier entführt haben. Was ſoll er thun? Den Räubern, die bewaffnet, in der Überzahl ſind, nachſetzen? Oder zur nächſten Gendarmerieſtation laufen, die vielleicht vier Wegſtunden, oft noch weiter, entfernt iſt? Der Wachtmeiſter wird ein ſehr ſchönes Protokoll über den Fall aufnehmen; aber wiederſehen wird der arme Pächter ſein Maultier ebenſowenig, wie ihm jemand für die verlorene Ernte auch nur einen Soldo Schadenerſatz leiſten wird!

Ja, die Mafia iſt entartet. Früher mag ſie ähnlich wie das Femgericht eine Art ausgleichender Gerechtigkeit gebildet haben. Der Mächtige, der ſich vor dem Geſetz nicht fürchtete, fürchtete ſich vor ihr, vor ihrer unausbleiblichen Rache. Jetzt iſt das Verbrechen ihr weſentliches Kennzeichen geworden. Diebſtahl und Viehraub, Erpreſſung und Mord, namentlich aber Entführungen ſind in der Mehrzahl der Fälle auf ihr Konto zu ſetzen.

Faſt jedes Jahr hört man von Entführungen reicher Grundbeſitzer, die ſich deshalb ſchon gar nicht mehr auf ihre Campagna zu gehen getrauen, oder ihrer

Kinder. So wurde im Februar 1898 der Sohn eines Schwefelgrubenbesitzers in Grotte (Provinz Girgenti) entführt, tagelang in einer Höhle gefangen gehalten und erst gegen einige tausend Lire wieder freigegeben. Noch mehr Aufsehen erregte bald darauf die Entführung eines Fräuleins Withaker direkt vor den Thoren von Palermo. Diese machte eines Morgens in Begleitung ihres Dieners einen Ausritt, als sie plötzlich von vier Männern überfallen wurde. Den Diener, der den Revolver zog, banden sie unter sein Pferd, das mit ihm das Weite suchte. Seine Herrin mußte den Briganten folgen. Ein Abgesandter der Räuber erschien bei den Eltern des Mädchens und verlangte 100 000 Lire Lösegeld. Herr Withaker konnte jedoch nur 80 000 Lire flüssig machen. Sechs Stunden später hatte er seine Tochter wieder.

Nichts wäre thörichter, als in solchen Fällen die Hilfe der Polizei anzurufen. Daß die Mafiosen, wenn sie sich entdeckt sehen, nicht lange fackeln, ihre grausamen Drohungen wahr zu machen, lehrt das traurige Schicksal des vor einigen Jahren entführten reichen Grundbesitzers Billoti von Castrogiovanni. Hier war die Polizei leider so unvorsichtig, gegen die Thäter vorzugehen. Als die Bande die Patrouillen auf ihren Standort zukommen sah, statt des Boten, der die verlangte Summe überbringen sollte, tötete man den Gefangenen und verbrannte ihn in einer Höhle. In den meisten dieser leider nur allzu wahren „Räubergeschichten" spielen Höhlen als entlegene, oft unnahbare Schlupfwinkel eine große Rolle.

Eine wesentliche Bereicherung hat die Litteratur über die Mafia in jüngster Zeit durch den Palermitaner Polizei-Inspektor Cutrera*) erfahren, der, gestützt auf eine langjährige Praxis, sozusagen als Augenzeuge über ihr Wesen, ihre Organisation und Ausbreitung schätzenswerte Aufschlüsse giebt.

Vor allem tritt er dem Grundirrtum entgegen, dem u. a. auch Schneegans verfallen ist, daß die Mafia eine einzige große Geheimgesellschaft wäre, die, über die ganze Insel verbreitet und etwa wie die deutsche Sozialdemokratie diszipliniert, eine bestimmte Centrale und Oberleitung hätte. Nein, wenn auch ihre Grundsätze immer die gleichen sind, so bilden sich diese Vereinigungen doch nur an bestimmten Orten und für bestimmte Zeiten, sie entstehen und verschwinden wieder. Er definiert sie daher als „spontane Verbindung einer mehr oder weniger großen Anzahl Leute zur Erreichung von Vorteilen auf außergesetzlichem Wege."

Solcher Verbindungen zählt Cutrera eine Menge auf, die Stoppaglieri: „Die Stöpselmacher", die Monreale bei Palermo 1872—1877 geradezu terrorisierten, die Fratuzzi („Brüderchen"), die in Bagheria, mit dem Bürgermeister und vier Gemeinderäten an der Spitze, um dieselbe Zeit fast zehn Jahre lang ungestraft ihr Unwesen treiben konnten, Lo Scaglione („Der Augenzahn") in Castrogiovanni, La Fontana nuova („Der neue Brunnen") in Misilmeri, Lo Zubbio („Die Hölle") in Villabate u. a.

*) A Cutrera: La Mafia e i Mafiosi. Origini e manifestazioni. Palermo. 1900.

Über die Organiſation der Mafioten*) hat der Prozeß der „Stöpſelmacher" ſo manches zu Tage gebracht. Sie iſt für alle ſpäteren derartigen Vereinigungen vorbildlich geworden und noch heute die allgemein übliche, weshalb es ſich verlohnen dürfte, auf ſie etwas näher einzugehen.

Die „Stöpſelmacher" — ein ſchwer zu deutender Spitzname — zählten ungefähr 150 Köpfe und hatten geſchriebene Statuten, wonach die Mitglieder zu folgendem verpflichtet waren:

1. ſich gegenſeitig zu helfen und jede Beleidigung eines Genoſſen blutig zu rächen;

2. mit allen Mitteln die Verteidigung und Freiſprechung desjenigen Genoſſen zu erwirken, der das Unglück haben ſollte, in die Hände der Juſtiz zu fallen;

3. nach dem Gutachten der Führer die Erträgniſſe von Diebſtahl, Raub und Erpreſſung zu teilen, mit beſonderer Berückſichtigung der Bedürftigen;

4. den Eid zu halten und das Geheimnis zu bewahren, bei Todesſtrafe binnen 24 Stunden.

Ehe jemand Mitglied werden kann, hat er erſt ein Noviziat durchzumachen. Während dieſer Zeit wird er von allen Seiten beobachtet, ſeine Verſchwiegenheit ebenſo wie ſeine Kühnheit und Todesverachtung auf die Probe geſtellt. Hat er das Noviziat beſtanden, ſo wird eine feierliche Verſammlung der Diſtriktsvorſtände (capi) und Genoſſen anberaumt, der Aufzunehmende tritt vor einen Tiſch, auf dem ein Heiligenbild liegt, und giebt zwei Genoſſen die Hand. Dieſe ſtechen ihn mit einer

*) Cutrera, a. a. O., Seite 118 ff.

Nadel in den rechten Zeigefinger und beſchmieren mit dem herausquellenden Blut das Bild, auf welches er dann den Brudereid ſchwört. Hierauf wird das Bild an der Kerze, die dieſer merkwürdigen Zeremonie geleuchtet hat, verbrannt und die Aſche in den Wind verſtreut. „So wird der Fuchs ein Burſch“ und hat nun die erſte „Exekution“, die beſchloſſen wird, irgend einen Diebſtahl oder Mord, auszuführen. Im übrigen werden die Thäter eines geplanten Verbrechens durch das Los beſtimmt. Wer ſich weigert, wird in einer regelrechten Gerichtsſitzung zum Tode verurteilt und hat höchſtens noch 24 Stunden zu leben.

Auf den Hauptmannspoſten eines Diſtrikts (capomafia) hat nach Cutrera derjenige die meiſte Ausſicht, welcher ſich durch eine Blutthat gefürchtet gemacht und dadurch zugleich in Ehre und Anſehen geſetzt hat. Kehrt ſolch ein Biedermann nach Verbüßung langer Freiheitsſtrafe wieder zurück und weiß ſich durch Energie und Verſchlagenheit den nötigen Einfluß zu verſchaffen, ſo wird er von den Maſioſen freiwillig zum Führer gewählt. Er hat eine squadra (Rotte) von zehn oder mehr Genoſſen unter ſich, in den Städten einen beſonderen Diſtrikt. Alle ſuchen ſeinen Rat, ſeinen Schutz, ſeine Empfehlung und gehorchen ihm blind.

Die Thätigkeit eines ſolchen capo iſt eine außerordentlich vielſeitige. Er hat zunächſt die Kaſſe zu verwalten. Aber die geringen Beiſteuern der Genoſſen von monatlich 25—30 Centeſimi und der Ertrag aus den „Aufnahmegebühren“ in Höhe von einer Lira reichen nicht weit. So beſchäftigt er ſich, ſtatt dieſe

paar Soldi einzukaſſieren, lieber damit — Erpreſſungsbriefe zu ſchreiben. Dies wird geradezu eine dringende Notwendigkeit, wenn die picciotti (die Jungen, ſeine Untergebenen) Hunger leiden oder er ſelbſt für ſeine Zwecke, z. B. die Beſtellung eines Verteidigers für einen angeklagten Bundesbruder, Geld braucht. Nach der Polizeiſtatiſtik werden die reichen Grundeigentümer der Provinz Palermo allein durchſchnittlich mit etwa dreißig ſolcher Briefchen im Jahre beglückt. In Wahrheit ſind es aber viel mehr, da ja die meiſten, eingeſchüchtert, ſich zu Verhandlungen mit dem capo und ſodann zu kleineren oder größeren Abzapfungen verſtehen.

Da kein echter Mafioſe bei Zwiſtigkeiten den gewöhnlichen Rechtsweg beſchreiten wird dank ſeiner ungeheuren Verachtung aller ſtaatlichen Autorität, ſo ſpielt der capo auch eine Art Amtsrichter in ſeinem Bezirk. Er ladet die ſtreitenden Parteien vor ſeinen Richterſtuhl, verurteilt ohne Appellation dieſen oder jenen oder ſtiftet Frieden durch Vergleich.

Er ernennt ferner, beſonders in der Conca d'oro, der „Goldmuſchel", d. i. die gartenmäßig bebaute große Ebene bei Palermo, die Flurwächter, ein Poſten, der nicht, wie man erwarten ſollte, von der Gemeinde, ſondern von dem Grundeigentümer ſelbſt beſetzt wird. In der ganzen Umgebung Palermos kann niemand Flurwächter werden, der nicht im Bunde iſt. Die Grundbeſitzer müſſen ſich alſo wohl oder übel im Bedarfsfalle an einen der Führer wenden, der dann einen ſeiner Unterthanen mit dieſem einträglichen Amte betraut.

In Palermo iſt der capo auch der Chef der Theaterclaque und übt als ſolcher nicht nur auf die Direktion, ſondern auch auf die armen Schauſpieler einen ſchier unerträglichen Druck aus.

Ein anderer ſchöner Lebenszweck dieſer Menſchen iſt: Verurteilungen zu verhindern, Böſewichte, auch wenn ſie nicht der Mafia angehören, der verdienten Strafe zu entziehen. Dieſe oder, wenn ſie ſchon im Gefängnis ſitzen, deren Angehörige kommen zum capo, bieten ihm ſo und ſoviel, wenn es gelingt, die Freiſprechung zu erlangen. Da wird nun mit allen Mitteln gearbeitet, die picciotti müſſen durch Meineid einen Alibibeweis führen, die Richter erhalten Drohbriefe, die Geſchworenen werden beſtochen. Zuweilen gelingt es. So wurden in dem Stoppaglieri-Prozeß ſämtliche Angeklagte in der zweiten Inſtanz freigeſprochen, während ſechs Morde und eine Menge ſchwerer Eigentumsverletzungen ihnen im erſten Prozeß nachgewieſen waren. Zuweilen nicht. So im Prozeß der Brüderchen (Fratuzzi) in Bagheria, die allerdings noch etwas mehr, nämlich nicht weniger als ſechs Raub- und einundzwanzig Mordthaten, auf dem Kerbholz hatten. Ebenſowenig im Amoroſo-Prozeß (1883), wo von 23 Angeklagten zwölf zum Tode, die übrigen zur Galeere verurteilt wurden.

Die einflußreichſte und zugleich verhängnisvollſte Thätigkeit aber entwickeln die capi, wie ſchon erwähnt, bei den Wahlen, ſowohl Magiſtrats-, als auch Parlamentswahlen. Den Kandidaten, der am meiſten zahlt, müſſen die picciotti wählen. Oder der capo

läßt gar ſich ſelbſt wählen. Und ſo haben wir die beſchämende Thatſache, daß nicht nur im Ratskollegium von Palermo, ſondern ſogar im „hohen Hauſe“ auf dem Monte Citorio Maſioſen ſitzen.

Die Mitglieder erkennen ſich ähnlich, wie vor alters die Zunftgenoſſen und heutigen Tages noch die Freimaurer, an gewiſſen äußeren Merkmalen und beſtimmten Redewendungen. Treffen ſich zwei Maſioſen, die, vielleicht verſchiedenen Gruppen angehörig, ſich nicht kennen und ſich einer des anderen vergewiſſern wollen, ſo legt der erſte die Hand an den Mund. Verſteht der andere dies Zeichen, ſo fragt er: „Was fehlt Dir?“ „Ich habe Schmerzen.“ „Wo haſt Du Schmerzen?“ „Am Augenzahn.“ Dann haben ſich die ſchönen Seelen gefunden.*)

Auch eine Geheimſprache hat ſich unter ihnen ausgebildet. So heißt z. B. der Gendarm mit ſeiner ſtolzen Uniform 'addu c' 'a pinna (Hahn mit der Feder), zibbibbu (Zibebe) oder muffutu (der Verſchimmelte) und das große Centralgefängnis, die Vicaria in Palermo, der „Kriſtallpalaſt“. Überhaupt ſind die Worte dieſes Jargons meiſt Vergleiche, oft nicht ohne Witz und Poeſie: Mezzaranciu (halbe Orange) = der Regenſchirm, Linticchi (Linſen) = Knöpfe, Palummu (Taube) = ein weißes Taſchentuch, Carrubba (Johannisbrot) = der Schlüſſel, Portu (Haſen) = Briefta ſche. Humoriſtiſch ſind folgende Bezeichnungen: Putrutu (Lehnſtuhl) für: ein feiner Herr, cocciu ri carbuni (ein Stück Kohle) für: Prieſter, minera (Mine)

*) Cutrera, a. a. O., Seite 123.

für: Weib, sciacassu (Bimsſtein) für: Käſe, und die Redensarten: aviri stuppa (Werg, nämlich im Mund, haben) = nichts verraten, passari in paccu postale (poſtfertig verſandt werden) = im Gefängniswagen fahren. Intereſſant iſt, daß ein arabiſches, im übrigen völlig veraltetes Wort, Cubba (Haus), in dieſer Geheimſprache ſich erhalten hat in der Verbindung Cubba santa = Kirche.*)

Ein beſonderes Verdienſt hat ſich Cutrera dadurch erworben, daß er die verſchiedene Verbreitung der Mafia über die Inſel im einzelnen genau nachweiſt und durch eine Karte illuſtriert. Danach iſt der Oſten am wenigſten infiziert, ja die Provinzen Meſſina und Syrakus ſind faſt ganz frei davon, der Hauptherd iſt Palermo, wo ihr auf Grund der Polizei-Akten in den Jahren 1893 bis 1899 nicht weniger als 18 vollendete Morde, 28 Mordverſuche und 79 Körperverletzungen zur Laſt fallen.**) Deshalb widerſpricht er auch Alongi, der eine Haupturſache dieſer Geheimbünde in dem Latifundienweſen ſieht. Immerhin erweiſt ſich ihre Ausbreitung auch im Süden und im Innern, in den Bezirken der großen Lehensgüter (exfeudi) und in den Schwefeldiſtrikten als ſehr ſtark, und vielleicht ſind ihre ſchlimmen Erſcheinungen in und um Palermo nur deshalb deutlicher ans Licht getreten, weil hier eine mächtige, wohlorganiſierte Polizei ihr erfolgreicher entgegenwirken konnte, als die wenigen Landgendarmen in jenen der Kultur fernen Einöden.

*) Cutrera, a. a. O., Seite 81 ff.

**) Cutrera, a. a. O., Seite 55.

Welches ſind die Heilmittel gegen dieſe ſchlimme Volkskrankheit? Sie ſind leicht zu nennen, ſchwer anzuwenden.

Vor allem müßte das Volk politiſch erzogen werden. Die Gutſituierten müßten lernen, daß der Menſch immer Menſch bleibt, mag er Millionär oder Bettler ſein, den niederen Klaſſen müßte durch die That bewieſen werden, daß vor dem Geſetz jeder gleich iſt, und ſo dem Volk das vollſtändig geſchwundene Vertrauen zum Staat wiedergegeben werden.

Obligatoriſcher Schulunterricht wäre einzuführen und damit der beſchämende Zuſtand zu beſeitigen, daß 70 Proz. der Bevölkerung nicht leſen, noch ſchreiben können. Mit der beſſeren Bildung würde bei dem allgemeinen Elend zwar zunächſt der Sozialdemokratie in die Hände gearbeitet werden, jedenfalls der Hauptgrund, der die maßgebenden Kreiſe noch abhält, mit dem Schulzwang Ernſt zu machen. Aber es würde dann doch im weiteſten Umfang die Erkenntnis platzgreifen, daß von ſolch mittelalterlichem Unweſen wie der Mafia in einem modernen Staat unmöglich der allgemein gewünſchte Fortſchritt in ſozialer und moraliſcher Hinſicht erhofft werden kann.

Zur Beſſerung der Lage der kleinen Leute müßten einerſeits ſcharfe Geſetze gegen den Wucher geſchaffen, andererſeits ſtaatliche Kreditbanken gegründet werden, die aber weniger die Plusmacherei im Auge haben müßten, als eine wirkliche, reelle Stütze der Landwirtſchaft zu ſein. Ferner müßte der Staat jährlich Latifundien aufkaufen und an Kleinbauern in Erbpacht

geben oder die Pachtſumme ſo bemeſſen, daß nach einer Reihe von Jahren das Gut in das Eigentum des Pächters übergeht.

Nur die beſten, unparteiiſchſten Beamten ſowohl der Juſtiz, als der Verwaltung ſollten nach Sicilien kommen, ſtatt daß, wie jetzt, faſt nur einheimiſche, mit den Bewohnern vielfach liierte Beamte dieſe Stellungen innehaben. Freilich iſt es eine Zumutung für einen gebildeten Oberitaliener, ſich in ein von der nächſten Eiſenbahnhalteſtelle ſechs Stunden entferntes ſicilianiſches Räuberneſt zu ſetzen, und deshalb gelten in der That eine Menge ſolcher Stellen im Innern der Inſel als Strafpoſten. Das ſollten ſie nicht ſein, im Gegenteil mit beſonderer Zulage dotiert werden.

Speziell für Palermo wäre die Abſchaffung der Privatflurwächter und ihre Erſetzung durch gemeindliche oder ſtaatliche Beamte angezeigt.

Die Polizei müßte auf der ganzen Inſel verdoppelt und im weſentlichen aus den thatkräftigſten und tapferſten Elementen der Nordprovinzen gebildet werden. Nicht abzuweiſen iſt auch die Forderung eines beſonderen Gerichtshofes für alle Mafiaprozeſſe, beſtehend aus nur gelehrten Richtern (wegen der Gefahr der Beeinfluſſung der Geſchworenen). Ferner als Repreſſivmittel: Todesſtrafe auf Mord, Straßenraub und räuberiſche Erpreſſung.

Endlich müßte die Regierung ſelbſt auf die Gefahr hin, ihr feindlich geſinnte Abgeordnete ins Parlament zu bekommen, ſich nicht mehr erniedrigen, bei den Wahlen die Hilfe dieſer Verbrecherbanden in Anſpruch

zu nehmen, mit ihnen zu paktieren wie mit einer anerkannten Macht. Nein, auf der einen Seite umfaſſendſte Reformen, auf der anderen rückſichtsloſe Unterdrückung!

Aber die Unterdrückung iſt ſchwer, wenn der, der gewaltſam gegen das Laſter vorgehen will, ſelbſt kein reines Gewiſſen hat. Und Reformen koſten Geld, viel Geld. Und das iſt es, was Italien fehlt.

Es iſt wahr, Italien leidet unter ſeiner Großmachtſtellung. Wieviel könnte es für ſoziale Zwecke verwenden, wäre jenes „unerſättliche Danaidenfaß" nicht, das jedes Jahr alle Überſchüſſe wieder verſchlingt: das Budget des Kriegsminiſters.

Im Schwefelbergwerk.

Vom ſagenumwobenen Perguſaſee führte uns der Wagen — ein echter ſicilianiſcher Einſpänner ohne Sprungfedern — auf einſamen Hohlwegen zwiſchen baumſtark wucherndem Geſtrüpp indiſcher Feigen und mächtigen, weit überhängenden Kaktushecken ins Gebirge. In demſelben Maße, wie die abſcheulich holperige Fahrſtraße anſtieg, ſchwanden dem Auge die reichen Gärten und Felder in der Nähe des Sees, die Landgüter der Barone von Caſtrogiovanni. Noch einmal grüßten die hohen Pinien und die alten, ſchönen Cypreſſen über den Bergeshang herüber; dann keuchte der Braune weiter in welligem, aber troſtlos ödem Terrain. Alle Vegetation ſchien erſtorben.

Nach etwa einer Stunde gewahrten wir vor uns hohe Schutthalden und, lang am Berge hin gelagert, einſtöckige Häuſer, umgeben von aufgetürmten Hügeln grauer Schlacke — unſer Ziel, das Schwefelbergwerk des Herrn Contino Giuſeppe aus Caſtrogiovanni, deſſen Beſuch uns ein Ingenieur aus dieſer Stadt in der freundlichſten Weiſe vermittelt hatte.

Es ist — namentlich in der letzten Zeit seit der Revolution 1894 — so viel über die Schwefelminen und Schwefelarbeiter Siciliens geschrieben worden, so sehr viel Schlimmes und so sehr wenig Gutes, daß wir im höchsten Grade begierig waren, uns einmal von der Gewinnung dieses vulkanischen Minerals an Ort und Stelle ein deutliches Bild zu machen.

Einer der Aufseher führte uns zunächst zu den Ofen. Es sind ihrer stets drei: einer wird gebaut, ein zweiter brennt, ein dritter wird abgebrochen. Sind die ausgebrannten Schlacken dieses dritten zu den Geröllhalden am Abhang des Berges auf Karren fortgefahren oder auf Schultern fortgetragen, so wird an seiner Stelle ein neuer gebaut, während der erste, unterdessen fertiggestellte angezündet wird und man zugleich den zweiten erloschenen abbricht u. s. w. in beständigem Wechsel.

Ein solcher Ofen ist ein etwa 3 m hohes, 20 m im Quadrat haltendes Mauerviereck, das inwendig bis oben hinauf mit schwefelhaltigem Gestein angefüllt wird. Dann wird der Ofen in Brand gesetzt, und alsbald fließt der Schwefel auf metallenen Rinnen ab und durch die Öffnungen, die zu ebener Erde in der Mauer angebracht sind, heraus in die Formen. Diese gleichen an Größe und Gestalt unseren Futtertrögen, werden, ehe sie den Schwefel aufnehmen, mit Öl ausgeschwenkt, ähnlich wie die sorgsame Hausfrau vor dem Backen ihre Puddingform mit Butter ausschmiert. Nach zwei Stunden bereits ist der Schwefel erstarrt und nun, aus der Form gestürzt, zum Versand fertig.

Nicht einmal das Fabrikzeichen fehlt; auch dieſes wird dem einzelnen Stück bereits durch die Form eingeprägt. Dutzende von Karren und Mauleſeln ſind tagüber bergauf bergab in Bewegung, um das gelbe Mineral der nächſten Station zuzuführen.

Das iſt die höchſt einfache und primitive Art der Entſtehung jener Schwefelkuchen, die der Reiſende, der ſich nicht in das einförmige und wenig komfortable Innere der Inſel getraut, in den Häfen von Catania und Palermo zu Tauſenden in die großen Dampfer verladen ſieht.

Aber ach, wie viel Mühe und Schweiß klebt an jedem dieſer gelben Kuchen, wie viele Seufzer und Flüche hängen ungeſehen an jedem von ihnen! Ja, man kann ſagen, mit Menſchenleben ſind ſie erkauft, mit Blut ſind ſie gebacken ....

Eine Haupturſache des 94er Aufſtandes, der von der Regierung leider nicht in ſeinen wahren Gründen erkannt und durch angemeſſe Reformen friedlich beigelegt, nein, mit 100 000 Mann Soldaten totgeſchlagen wurde, waren nicht ſowohl die ganz unglaublichen Mißſtände in der Landwirtſchaft, als auch und zwar zum überwiegenden Teil die troſtloſe Lage der Zolfatari, der Schwefelbergleute. Kein Menſch war zufrieden, die Eigentümer nicht, weil ſie bald mehr Steuern zahlen mußten, als ſie einnahmen, die Meiſter oder Picconieri nicht, weil ihre Akkordlöhne immer karger wurden, und die Caruſi —?

Ach, was ſoll ich von dieſen armen, kleinen Bürſchchen ſagen, den Handlangern der Meiſter!

Gewiß, die Picconieri haben eine ſchwere Arbeit. Tief unten, bei den Bergwerken mit nur einem Zugang, alſo ohne Ventilation, oft in heißer, dumpfer Stickluft ſtehen ſie, nur mit Hoſe und Sandalen bekleidet und hauen mit der Spitzhacke (piccone) 8, 10, 12 Stunden des Tages das ſpröde Geſtein von der Felswand herunter. Gar nicht oder nur wenige Stunden ſehen ſie die Sonne. So ſind auch ihre Lieder — es giebt eine ganze Volkspoeſie der Schwefelarbeiter — von wilder Melancholie durchſchauert, z. B.:

Verflucht ſei die Mutter, die mich gebar,
Verflucht der Pfaffe, der mich taufte.
O Jeſus,
Warum bin ich kein Schwein geworden?
Dann würd' ich doch zu Weihnacht geſchlachtet!

Aber ſie haben für ihre ſaure Arbeit, wenigſtens in normalen Zeiten, ihren guten Verdienſt, nämlich nach Abzug aller Speſen etwa 2 Lire 50 Centeſimi, in deutſchem Gelde 2 Mark. Das iſt für das Innere Siciliens ziemlich viel.

Hingegen die Caruſi!

Dieſe ſtehen nicht im Dienſt der Unternehmung, ſondern des einzelnen Meiſters und ſind dazu da, das von dieſem gelöſte Geſtein auf ihren Schultern durch die Stollen ins Freie zu tragen.

Ein junger, kräftiger Picconiere kann ganz gut zwei ſolcher Jungen und, ſteht er ſehr weit vom Eingang, auch deren mehrere beſchäftigen. Wie verſchafft er ſie ſich?

Ganz einfach: er geht zu einem armen Teufel von

Familienvater, der viele Mäuler zu füttern und kein Brot im Hause hat, und bietet ihm für seinen Buben von acht bis neun Jahren je nach dessen Körperkraft und Leistungsfähigkeit 100, 120, auch 150 Lire. Er zahlt, und nun ist der Junge sein Caruso und muß für einen sehr geringen Lohn, der oft nicht einmal in Geld, sondern in schlechtem Mehl entrichtet wird, alles für seinen Herrn thun, bis er die Kaufsumme abgearbeitet hat, in 99 von 100 Fällen ein Ding der Unmöglichkeit. Auch solche Kontrakte sollen vorkommen, wo kein Geld gezahlt, sondern der Caruso gegen ein Maultier oder ein Pferd eingetauscht wird. Natürlich nutzt der Kaufherr, um auf die Kosten zu kommen, die kleine Kraft aus, wie er nur kann. Um ihn so lange als möglich zu behalten, zahlt er ihm so wenig wie möglich. Die Carusi bringen es höchstens auf 75 Centesimi (60 Pfennig). Dafür müssen sie den ganzen Tag auf ihren schwachen Schultern zwei bis drei große Steine auf schlechten Stiegen durch enge Gänge schleppen, oft Hunderte von schlüpfrigen oder außerordentlich hohen Stufen hinauf.

Obgleich auch ihrerseits mit wenig mehr als Hose und Sandalen bekleidet, geraten sie dabei in einen ungeheuren Schweiß, an den Kreuzgängen aber kommen sie wieder in den empfindlichsten Zug. Dabei die kärglichste Nahrung. Die Folge davon ist, daß sie zu einem erschreckend hohen Bruchteil an Lungenschwindsucht leiden, bucklig werden und vertieren.

Kann man sich wundern, daß die armen, kleinen Kerle ihrem Lose zu entrinnen suchen und ihrem Pei-

niger davon laufen? Das kommt aber seltener vor, als man denkt. Denn schrecklich sind die Strafen, welche die um ihr Geld und ihre Arbeitskräfte zugleich geprellten Meister in ihrer wahrhaft sicilianischen Wut gegen die Jungen anwenden, wenn sie ihrer habhaft werden.

Oft schlagen oder schießen sie sie tot, ohne daß sich die Gerichte solcher Fälle immer bemächtigten.

Denn der Picconiere hat oben Fürsprecher und gute Freunde. Der arme, kleine, tote Caruso aber hat niemanden, und für ihn ist's wohl so auch das Beste ...

Wir kamen von den Öfen in die Nähe des Grubeneingangs. Da waren sie ja, die Carusi, in langer Reihe kamen sie keuchend aus dem Innern. Säbelbeinig, gekrümmt unter der schweren Last, wankten sie daher, ohne aufzusehen. Jeder trug einen Sack mit Geröll und kleineren Steinen und obendrein ein ganzes, großes Stück Felsen im Gesamtgewicht von 30 bis 40 Kilo — lauter Knaben von 8 bis 12 Jahren. Mürrisch, vergrämt, zum Teil schon tierisch-ausdruckslos erschienen die welken Gesichter, die Augenhöhlen eingesunken, auf der Stirn hatten mehrere bereits tiefe Falten. Auf ihren schlanken, braunen Leibern konnte man jede Rippe zählen. Ihnen entgegen kam ein anderer Zug mit leeren Säcken. Sie sangen zu einer unendlich wehmütigen Melodie:

E stu viaggiu cci lu vaju a prizzu
A la vinuta, li robbi ed un tozzu.
(Diesen Gang noch will ich machen.
Bei der Rückkehr nehme ich meine Kleider und ein Stück Brot.)

Es war ihre letzte Tour vor der Frühstückspause. Durch eine etwa schulterhohe Öffnung traten wir

in das Innere des Berges. Das Ausbrechen in größerer Höhe würde jedenfalls zu viel kosten. Ein ebenso niedriger, $1^1/_2$ m breiter Gang, der zu beständigem Bücken zwingt, führt auf den beschriebenen elenden Stufen unter einem Winkel von ca. 30 Grad in die Tiefe, zuerst 20 m durch taubes Gestein, dann wird es schwefelhaltig. Es ist eine reiche Grube. Erst seit vier Jahren im Betrieb, ist sie bereits 60 m tief und hat etwa in halber Höhe, da wo besonders ergiebige Stellen waren, weite Gewölbe und Hallen. Sie beschäftigt je nach Bedarf 150 bis 200 Arbeiter.

Jetzt verschwindet das Tageslicht; nur auf die spärliche Beleuchtung der Grubenlampen angewiesen, muß man, meist in gebückter Stellung, fortwährend balancieren, mit der einen Hand sich an den Wänden anhalten, mit der anderen auf seinen Stock stützen. So schlüpfrig und unregelmäßig, steil und abschüssig ist diese sogenannte Treppe.

Da tauchen aus der Tiefe Lichter auf. Zugleich hört man in regelmäßigen Zwischenräumen ein schweres Keuchen, wie von Asthmatikern im letzten Stadium. Immer lauter und pfeifender wird das Keuchen. Die Lichter werden größer. Das Herz schnürt sich zusammen. Es sind Carusi, die mit ihren Lasten heraufsteigen. Ein jeder trägt sein Grubenlicht vorn an der Mütze befestigt.

Wir drücken uns an die feuchte Wand, um Raum zu geben. Sie sehen uns nicht. Sie sehen nur, vorsichtig Fuß vor Fuß setzend, wohin sie treten, um nicht zu Fall zu kommen und von ihrer Last zerschmettert zu werden. Wie sie von Schweiß triefen!

Jetzt kommen wir zur Station der Picconieri. Im unteren Stollen sind rechts und links Höhlen gehauen. In jeder steht ein rüstiger Mann, nur mit Hose und Schuhwerk angethan. Er schlägt unbekümmert um uns mit mächtigen Streichen das Gestein von der Wand los, eine Schicht nach der anderen. Die kräftigen, schöngebauten Körper in ihrer Energie bei der gewaltigen Arbeit, welch prachtvoller Vorwurf für einen Maler oder besser noch für einen Bildhauer!

Er muß tüchtig schaffen, der Picconiere. Damit sich nicht zuviel losgeschlagenes Gestein um ihn herum antürmt, laufen seine Carusi, die es ihm wegschaffen, schnell hin und wieder. 30 Gänge machen sie jeden Tag, trotz der mehr denn hundert Stufen und trotz der schweren Last: da will gehauen sein.

Im tiefsten Grunde des Baues befindet sich eine große Pumpe, an der beständig vier Mann das schlechte Wasser, das da hervortritt, hinaufpumpen durch die Röhrenleitung, die den Hauptstollen entlang läuft. Eine noch schlimmere Arbeit haben in der Nähe zwei andere zu verrichten, nämlich, in dem stinkenden Wasser stehend, den Tümpel, den es bildet, mit Hacken zu erweitern, damit das Pumpwerk ungehindert funktionieren kann.

Hier hielten doch einige mit der Arbeit inne; auch ein paar Carusi benutzten die günstige Gelegenheit und hemmten ihre Schritte, und so, von den trüben Lämpchen unheimlich erleuchtet, umstanden sie uns, Männer und Jungen, alle bis auf die Hüften nackt, mit ihren wilden, melancholischen Gesichtern.

„Nicht wahr, das reine Purgatorio (Fegefeuer)

oder wohl gar ſchon die Hölle!" raunte grinſend einer der Häuer.

Ich wußte gar nichts zu ſagen. Beim Anblick ſolcher Mühſal hatte ich nur das eine Gefühl, noch nie in meinem Leben wirklich gearbeitet zu haben. Mein Begleiter, der es bei der Hitze (etwa 40° Celſius) in der mit giftigen Dünſten geſchwängerten Luft nicht mehr aushalten konnte, trieb zur Rückkehr.

Mit welch frohen Gefühlen begrüßten wir oben wieder das liebe Himmelslicht, und welch kräftigen Zug thaten wir von dem prächtigen ſicilianiſchen Wein, den man uns oben in der Bergwerkskantine kredenzte!

Wir erkundigten uns im Kreiſe von Aufſehern und Picconieri nach der gegenwärtigen Lage der Bergleute. Sie ſchimpften zwar — wie alle Italiener — gewaltig auf die Regierung, gaben aber zu, daß ſich ihr Los bedeutend gebeſſert habe, ſeitdem große engliſche Geſellſchaften für viele Millionen zahlreiche Gruben aufgekauft hätten und nun den Schwefelbau intenſiv betrieben. Und wenn bei ihnen auch die die Menſchenarbeit ſo ſehr erleichternden Maſchinen bislang fehlten, ſo ſei insbeſondere die Arbeit der Caruſi hier nicht ſo ſchlimm, weil dieſe nicht, wie in den ſüdlichen Provinzen, namentlich Girgenti, Hunderte von Metern hoch ihre Laſten zu ſchleppen hätten und öfter das Licht der Sonne ſähen.

Auch wurde mir verſichert, daß auf der Grube Contino Giuſeppe die Caruſi ſtets in Geld (nicht in dumpfigem Mehl) bezahlt werden und nicht, wie im Süden, die Meiſter die armen Kleinen halb tot ſchlagen

oder ihnen gar mit den Lampen die Kniekehlen anſengen, wenn ſie von der ungeheuren Mühe ermattet zuſammenſinken. In der Kantine wollten ſie durchaus keine Bezahlung annehmen. „Gaſtfreundſchaft wird nicht bezahlt", ſagten ſie. So befreiten wir, nachdem wir uns verabſchiedet hatten, unſere Gewiſſen von der uns drückenden Schuld, indem wir einen ganzen Zug Caruſi herbeiriefen, die gerade ihrer Laſten ledig geworden waren:

„Jetzt wollen wir Euch mal photographieren. Stillgeſtanden! Jeder bekommt einen Soldo!"

Es waren lauter kleine Bengel, noch nicht lange auf der Grube und wohl infolgedeſſen noch nicht ſo ſtumpf und vertiert wie manche ihrer Kameraden. Mochten ſie nun ſo überraſcht von dem ihnen fremden Anblick, beſonders von dem geheimnisvollen Kaſten ſein, auf den ſie blicken ſollten, oder ſich ſchon auf den verſprochenen Soldo freuen, kurz, ihre herben, düſteren Geſichter verklärten ſich, und ſie begannen von Herzen zu lachen.

„Es ſcheint doch nicht ſo ſchlimm zu ſein," meinte ich zu meinem Gefährten, „ſie können ja noch lachen."

„Ja, aber wie lange?" brummte der etwas mißtrauiſch und knipſte. „Bald wird's vorbei ſein mit dem Lachen" . . . . .

Wie dankbar wird man, wenn man in ſolche Tiefen des Menſchendaſeins blickt! Wie dankbar und — wie zufrieden mit dem eigenen Loſe!

Eine Holztrommel, etwa 1 m im Durchmesser haltend und ½ m hoch, wird sichtbar, darüber eine Klingel. Die Alte dreht das Rad, das, im übrigen geschlossen wie eine Dose, jetzt ein offenes Segment, ungefähr ein Sechstel des Umfanges zeigt, das verhängnisvolle Behältnis, in das die Kinder, die man los sein will, hineingelegt werden.

Dies geschieht meist bei Nacht und wird von alten erfahrenen Frauen besorgt. Die Taxe hierfür beträgt im allgemeinen fünf Lire, außer den Reisespesen. Schon dies beweist, wie häufig von dieser Einrichtung Gebrauch gemacht wird. Hat die alte erfahrene Frau das Kind draußen in das Rad gelegt, so klingelt sie, die wachhabende Schwester öffnet den Laden, dreht das Rad und nimmt das wimmernde Wesen in Empfang. Es wird gewaschen, gewogen, ärztlich untersucht und Protokoll darüber aufgenommen, ebenso über seine Kleidungsstücke; etwaige briefliche Mitgaben werden der Seite im großen Hauptbuch angeheftet, die jedes Kind erhält. Dann kommt ein Priester und tauft es, ganz gleich, ob dies nach einem etwa beiliegenden Zettel schon geschehen ist, auf einen willkürlichen Namen, gewöhnlich nach dem Heiligen des betreffenden Tages. Ein Familienname wird ebenfalls beigefügt, ganz willkürlich. Letzteres geschieht weniger darum, weil man etwa den schriftlichen Angaben keinen Glauben beimißt, sondern weil die Herkunft des Ausgesetzten von der Anstalt strengstens geheim gehalten wird. Und was das Taufen anlangt, so heißt es auch hier: Besser doppelt, als garnicht.

Nachdem uns diese Aufklärung gegeben und der

Laden wieder verschlossen war, gelangten wir durch den etwas verwilderten, im altitalienischen Stil angelegten Garten in einen hohen, wenigstens 40 m langen und 20 m breiten Saal. Ich war überrascht von der Sauberkeit, von der Reinheit der Luft, nicht weniger von der praktischen Anordnung des Ganzen. An jeder der Langseiten standen 16 Kinderbettchen mit Vorhängen an der Rückwand, jedes für zwei Insassen bestimmt. Ringsum saßen Frauen mit Wickelkindern auf dem Schoß. An einem Tisch stand ein hochgewachsener Herr im langen Leinwandkittel, der Typus des internationalen geheimen Medizinalrates. Er hantierte da mit Watte, Jodoform und Sublimat an einem jämmerlich greinenden braunen Wurm herum. Der reine Afrikaner!

Meine Frau stellte natürlich sofort Erörterungen an, das Kind sei gewiß eben erst vermittelst des Rades hereingekommen.

„Ja, letzte Nacht."

„Es ist krank?"

„Ja, sehen Sie hier das Geschwür am Bein und hier" — er hob die kleinen Füßchen in die Höhe, wobei das Kind heftiger weinend sein ausdrucksloses Gesicht zu einer schrecklichen Fratze verzog — „hier die beiden Ballen sind geschwollen."

„Was fehlt ihm denn?"

„Das kann man noch nicht sagen."

„Wird es durchkommen?"

Der Professor zuckte die Achseln und fuhr fort, mit Jodoformwatte das kleine Beinchen abzutupfen. Dann geleitete er uns zu den anderen Betten.

„Hier ist noch ein Ankömmling der letzten Nacht. Aber der wird's nicht lange treiben.“ Er schlug die Decke zurück und faltete die Windeln auseinander. „Sehen Sie, da haben die Leute den albernen Aberglauben, die Kinder hätten Milch in der Brust, und da drücken sie auf der kleinen Brust herum, damit die Milch herausgeht. Dann entstehen solche Entzündungen.“

Beide Brusthälften des armen kleinen Weltbürgers waren dick aufgetrieben. Sein Gesicht krampfte sich im Schmerz zusammen.

„Die Kinder, die uns so eingeliefert werden, sterben alle,“ sagte der Professor resigniert und führte uns zu dem Bett eines dreijährigen Knaben. Quittegelb lag das reglose Gesicht auf den Kissen. Zwei große, schwarze Augen blickten aus diesem Gesicht, so klar und ruhig, so still ergeben, dabei merkwürdig durchgeistigt.

„Das ist unser Schmerzenskind. Es hat noch nie einen Schritt gethan, noch nie ein Wort gesprochen. Es ist, als ob es über ein großes Problem nachsinne und keine Zeit, keinen Sinn für die übrige Welt habe.“

„Dammi la mano, Carluccio“ (gieb mir die Hand, Karlchen).

Der kleine Philosoph rührte sich nicht, nur die großen, dunklen Augen folgten denen des Doktors, weniger ängstlich, als beobachtend.

„Er hat die englische Krankheit, und alles haben wir mit dem armen Kerl versucht. Nichts hilft.“

Wir wandten uns freundlicheren Bildern zu. Die

Oberschwester (suora superiore), die uns stolz lächelnd ob unserer regen Anteilnahme überallhin begleitete, öffnete die Wandschränke. Da lag für Dutzende von Kindern die Ausstattung aufgespeichert, Lätzchen, Häubchen, Wickelbänder und andere schöne Dinge. Dann zeigte uns der Professor den großen Sterilisierungsapparat. Etwa ein Dutzend Flaschen, mit Milch je für eine „succhiata" (einmal saugen) gefüllt, statt eines Korks jede mit einem Wattepfropfen versehen, reihte sich auf dem Grunde eines großen kupfernen Cylinders, dem qualmender Dampf entströmte, als unser Führer den Deckel abnahm. Es erfüllte uns mit Stolz, daß das deutsche Reichspatent den Soxhletapparat aus dem Felde geschlagen hatte.

Noch stand an dem Ende des Saales der große Weihnachtsbaum. An einem 6 m hohen Pfahl waren seitlich die verschiedensten Zweige von Edelakazien, Pinien und anderen Bäumen und auf diesen wieder kronenartig Lichter befestigt, aus der Ferne ein imponierender Anblick. Hier mitten zwischen den Wiegen hatten vor acht Tagen die Autoritäten, die Gönner und namentlich in Samt und Seide die „Patroneſſen" den Weihnachtsliedern gelauscht, die mehrere ältere Waisen zum Teil gesungen, zum Teil aufgesagt hatten. Auch lebende Bilder waren, wie jedes Jahr, von den Insassen des Hauses gestellt worden. Engel mit Flügeln hatten die Krippe, unter einer noch sichtbaren Laube umstanden, wo das zuletzt „per Rad" angelangte Baby das „bambino" darzustellen pflegt. Diesmal hatte das Christkind geschrieen und damit die wenn auch weh-

mütige, so doch außerordentlich feierliche Stimmung einigermaßen gestört.

„Ich höre, Sie haben keine Kinder," meinte der Professor in jovialem Ton, als wir die älteren Sprößlinge auf den Knieen der Ammen noch einmal musterten. „Wir haben mehr als genug. Nehmen Sie sich eins mit! Wie wärs mit diesem hier? He, Pasquale?"

Ein lebendiges, munteres Bürschchen, das sich letzte Ostern eingefunden hatte — daher sein Name —, streckte die Arme nach meiner Frau aus, kaum mehr zu halten. Im rechten Ohrläppchen trug es auf einem Blechtäfelchen die Nummer 1017.

Meine Frau liebkoste den Jungen.

„Heute nicht, vielleicht ein andermal."

Wir hörten noch, daß von der Stadtverwaltung 16 Ammen gehalten und recht gut verpflegt werden. Wir zweifelten nicht mehr daran, als wir das Speisezimmer der Ammen passierten, wo auf der bereits gedeckten Tafel 16 Flaschen mit je $^1/_2$ Liter Wein gefüllt standen. Hierüber wunderte sich meine Frau und verhehlte ihre Bedenken nicht, den Stillenden so vielen und so schweren Wein zu geben. Der beschleunige die Herzthätigkeit des Kindes, mache es unruhig und hitzig. Worauf der Direktor sie lächelnd belehrte: „Ja, Signora, was soll man ihnen denn vorsetzen? Wasser? Das schafft keine Milch. Münchener Hofbräu? Haben wir nicht. Und ein bißchen mehr oder weniger Hitze, das verschlägt in Sicilien gar nichts!"

Um den Bedarf zu decken, sind diejenigen Frauen,

die in der öffentlichen Entbindungsanstalt niederkommen, verpflichtet, zwei Monate lang Ammendienst im Findelhaus zu verrichten, z. B. wenn ihr eigenes Kind stirbt oder sie mehr als eins nähren können. Natürlich bleiben nur wenige Säuglinge in der Anstalt. Die bei weitem größte Zahl wird in die Provinz in Pflege gegeben, wofür $6^1/_2$ Lire monatlich gezahlt werden. Im Jahre 1899 haben 415 Kinder im Rad gelegen, und über 1000 befanden sich in der ganzen Provinz auf Kosten der Anstalt in Ziehe. Ein Beweis, daß dank der Reinlichkeit des Personals, der Einsicht der Ärzte und der guten Fundierung des Instituts die Sterblichkeit keineswegs eine hohe ist.

Dennoch ist es eine ungeheure Last, und so kann man wohl verstehen, daß die Ruota mit dem 1. Januar 1900 abgeschafft worden ist und statt dessen jetzt die Verpflichtung besteht, die Kinder persönlich in die Anstalt zu bringen. Das Geheimnis über die Herkunft soll nach außen, wie früher gewahrt bleiben. Aber man will sich vergewissern, daß nur Kinder aus der Provinz Messina eingeliefert werden — bisher kamen sie zu Hunderten auch über die Meerenge von Calabrien herüber —, ferner von vornherein vorbeugen, daß gewissenlose Eltern die Sorge für ihre ehelichen Kinder auf diese einfache Art von ihren Schultern abwälzen. Das ist eben auch oft vorgekommen, obwohl das Gesetz diese Art Aussetzung — und zwar nur diese — mit hoher Strafe bedroht.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Direktor, der natürlich eifrig für die Einrichtung der behördlich er-

laubten Aussetzung eintrat, entgegenzuhalten, daß dadurch der Unzucht doch gewissermaßen Vorschub geleistet und der Regierung eine ungerechte Last aufgebürdet werde.

„Ich erinnere mich aus der Statistik, daß in ganz Italien jährlich etwa 26 000 Kinder ausgesetzt werden, davon die meisten in den südlichen Provinzen. Ich kenne reiche Grundbesitzer, sogar Bürgermeister und Pfarrer, die wohl ein halbes Dutzend unehelicher Kinder und darüber im Findelhaus haben, keinen Soldo für sie bezahlen, sich auch im übrigen nicht im geringsten um sie kümmern. Und das drolligste: kein Mensch findet etwas darin! Sie sind geehrt und geachtet."

„Ländlich, sittlich, lieber Herr! Das Blut wallt heiß im heißen Süden. Wir beurteilen die sogenannten Fleischesverbrechen nicht so streng wie die grüblerischen Deutschen oder gar die prüden Engländer, wenigstens nicht beim Manne. Für das weibliche Geschlecht ist es allerdings, namentlich in Sicilien, eine unerhörte Schande, ein uneheliches Kind zu haben. Die Familie duldet es nicht im Hause. Also was bleibt übrig? Ist es nicht mehr da, so schweigen die bösen Zungen. Freilich hat unser System Nachteile, aber dafür haben wir fast keine Kindesmorde. Das ist doch auch etwas wert!"

In der That, wenn man daran denkt, wie viel Hunderte armer Mädchen bei uns jährlich, die einen aus Not, die anderen aus Schamgefühl, die dritten aus Mitleid, alle aber mehr oder weniger aus Verzweiflung ihre Kinder umbringen und dann in der

Blüte der Jugend zu langen Freiheitsstrafen verurteilt werden, so sieht man solch ein Findelhaus schon mit anderen Augen an.

Wir kamen in einen anderen großen Saal. Dreißig Betten, alle mit sauberer Wäsche überzogen, standen an den Wänden. Es war der Schlafraum der dreißig älteren weiblichen Findlinge, die auf Grund der Stiftung in der Anstalt bis zu ihrem achtzehnten Jahre verbleiben. Die männlichen nämlich werden, sobald sie ein wenig erwachsen sind, in ein besonderes Institut unter die Aufsicht und Zucht von Mönchen gegeben. Auch findet sich für die Pflegebefohlenen, namentlich in der Provinz, auf dem Lande, wo kräftige Arme Goldes wert sind, früher oder später ein Abnehmer. Heiraten die Mütter, oder kommen sie in bessere Verhältnisse, so werden die Waisen oft wieder zurückgenommen und erhalten so das bisher entbehrte Heim. Dreißig Mädchen aber im Alter von 4—18 Jahren werden sorgfältig unterrichtet, in Küche und Haushalt unterwiesen und bekommen, wenn sie sich verheiraten, dreihundert Lire Mitgift aus dem Stiftungsfonds — das ist für sicilianische Verhältnisse recht ansehnlich. Damit können sie schon auf einen ehrsamen Handwerker Anspruch machen. Denn die Frau hat nach Landesbrauch nur die Wäsche und das Bett in die Ehe mitzubringen, für die Ausstattung hat der Mann zu sorgen.

Diese dreißig Glücklichen lernten wir jetzt kennen, als wir das große Zimmer hinter dem zweiten Saal betraten. Es war gerade Schulstunde. Die Lehrerin, auch eine barmherzige Schwester, stieg vom Katheder

herab und stellte ihre Zöglinge vor. Alle hatten sie grau und weiß karrierte Kleider an und trugen Medaillons auf der Brust, je nach den Klassen an roten, blauen und grünen Bändern. Jetzt war auch die Gelegenheit gegeben, unsere Pfeffernüsse los zu werden. Eine nach der anderen von den kleinen Schwarzen — nur zwei blonde bemerkte ich unter den Dreißig — trat vor, mußte ihren Namen sagen und erhielt das Händchen voll Pfeffernüsse. Die Lehrerin öffnete darauf einen der so praktischen, bei uns sonderbarerweise so seltenen Wandschränke und zeigte uns ganz prächtige Stickereien, die die älteren der Mädchen gefertigt hatten.

„Das sind wohl Geschenke für die Patroneſſen?"

Meine Frage mußte den Ohren des Direktors sehr naiv geklungen haben. Er lachte laut auf.

„Nein, wir schenken den Patroneſſen nichts. Das ist die Ausstattung unserer Pfleglinge. Jede näht und stickt daran. Dort der Berg Stoffe und Leinen, das hat ihnen das Christkind gebracht, und nun heißt es für jede, wacker arbeiten, damit sie mal was in die Ehe einzubringen hat und einen braven Mann bekommt."

Die jungen Dinger, wenigstens die größeren unter ihnen, erröteten, die beiden barmherzigen Schwestern strahlten vor Wonne. War es die Liebenswürdigkeit des Direktors, war es die Freude über unsere kleine nachträgliche Bescherung, war es der Stolz, mit dem sie unsere unverhohlene Bewunderung über diese trefflich geleitete Anstalt erfüllte? Vielleicht alles zusammen.

Klosterfriede waltete über diesen Raum. „Wir sind eine große Familie," sagte die Oberin.

„Die böse Welt schickt uns wohl die Frucht der Sünde herein, aber wir retten sie für den Himmel!"

Mit tiefem Mitgefühl betrachtete ich diese Schar ausgesprochen südromanischer Charakterköpfe. Keine Eltern! Und doch waren sie besser aufgehoben hier und glücklicher, als draußen so manch anderes Kind bei Vater und Mutter.

Braver alter Herr Conti, wie gut, daß du auf die Grafenkrone verzichtetest! —

Eine Teufelsaustreibung.

Einer der wenigen ſchwarzen Heiligen der katholiſchen Kirche iſt San Filippo Siriaco, der wunderthätige Helfer in allen Geiſteskrankheiten. Nur wenige Städte auf dem Erdenrund mögen gefunden werden, die gerade dieſen Heiligen als Schutzpatron verehren. Zu ihnen zählt der Marktflecken Calatabiano, an einem alten Lavaſtrom des Ätna, eine halbe Stunde vom Meer maleriſch gelegen.

Im Anfang der regenloſen Zeit, wenn das Heu bereits eingebracht iſt und das Getreide in reifen Ähren wogend auf ſeinem dürren Grunde ſchon nach dem Schnitt zu verlangen ſcheint, wenn die indiſchen Feigen auf den tonnenähnlichen Fruchtgebilden ihre prachtvollen, gelben Blumen dem Lichte öffnen und die ſonſt ſo düſteren Ölbäume durch das Anſetzen von jungen Blättern und Tauſenden feiner, weißer Blüten auf kurze Zeit ein fröhlicheres Anſehen gewinnen, dann rüſten ſich die Leute von Calatabiano, ihren Heiligen würdig zu feiern. Aber nicht ſie allein. Wer im Umkreis von

fünf Meilen vom Teufel beſeſſen iſt, wird dahin gebracht, um an dem Tag des großen Heiligen (dem dritten Sonntag im Mai) von ſeinem Leiden geheilt zu werden.

Natürlich waren auch wir begierig, den Hergang einer ſolchen Teufelsbeſchwörung kennen zu lernen, und ſo ſcheuten wir den etwa zwei Stunden langen, ſonnigen Weg von Taormina nach Calatabiano nicht. Unſere kleine Magd Angiolina, der Typus eines ſicilianiſchen Landmädchens, braun, ſtämmig, trotz ihrer Armut von Geſundheit ſtrotzend, begleitete uns. Sie hatte dabei ein beſonderes Intereſſe, da auch eine ihrer Couſinen Jaidda heute vom Teufel befreit werden ſollte. Die Couſine hatte vor drei Wochen beim Kräuterſuchen einen böſen Fall gethan und war ſeitdem im Kopfe nicht ganz richtig. Alle Sicilianer ſind Phantaſten. So nahm auch jene Thatſache in dem abergläubiſchen Gehirn Angiolinas ein anderes Bild an. I spitti (= spiriti), die böſen Geiſter, hätten Jaidda plötzlich an den Haaren gepackt, ſie einen Abhang hinuntergeſtürzt und wären von dem Tag an nicht wieder von ihr gewichen. „Es ſind ja ſchlimme Leute (brutta gente), die von Calatabiano; aber ihr Heiliger, der iſt gut und ſtark, der hilft unfehlbar wider den Teufel.“

In der That, es iſt eine böſe Raſſe, die dort hauſt, und die Taormineſen wollen für gewöhnlich mit ſolchen Nachbarn nichts zu thun haben. Das Meſſer ſpielt eine große Rolle unter dieſen noch halbwilden Abkömmlingen der Sarazenen, an die noch heute nicht nur der Name des Orts (Cala = arabiſch: Felſen, Feſte),

ſondern auch der des Fluſſes Alcántara erinnert, der ſeine ſchmutzigen Gebirgswäſſer an den Mauern von Calatabiano vorbeiwälzt. Eine böſe Raſſe. Die Leute konnten ſich ſo wenig mit der neuen Regierung der „Italia una“ befreunden, die an Stelle des bourboniſchen „laisser aller“ ein ſtrammeres Regiment auch in Sicilien einführte, daß ſie ſich mehr oder weniger an jedem Aufſtand der Inſel beteiligten. Beſonders im Jahre 1879. Da ſtürmten ſie das Rathaus und warfen ſämtliche Akten aus den Fenſtern auf die Straße, wo dann unter dem Jubel der Bevölkerung die verhaßten Hypothekenbücher und Steuerregiſter verbrannt wurden. Noch charakteriſtiſcher offenbarte ſich ihre Geſinnungsart im Frühjahe 1898 beim Scheitern des Kieler Dampfers „Emil“, der mit 1700 Tonnen Mais von Odeſſa kam, und deſſen unglücklicher Kapitän in der dunklen Schirokkonacht die Thalſenkung zwiſchen Ätna und dem Taurosgebirge für die Meerenge von Meſſina hielt. Er klagte uns, als wir ihn auf ſeinem im Sande feſtſitzenden Schiff beſuchten, daß die Strandbewohner in Scharen auf das Deck gekommen und alles, auch in den Kajüten, ausgeraubt, daß ſie ſich nicht einmal vor ſeinem Revolver gefürchtet und ſich erſt zurückgezogen hätten, als eine Kompagnie Soldaten aus Catania anrückte und einen Kordon um den armen „Emil“ zog, der dann nach zehntägigem verzweifelten Kampf mit dem Schirokko beſiegt in die Tiefe ſank . . .

Wahrlich, es entbehrt nicht der Komik, daß dieſe noch zum Teil auf dem Standpunkt der Fidſchi-Inſulaner ſtehenden Leutchen einen Schwarzen und dazu

gar den Beschützer der Wahnsinnigen zum Heiligen haben . . .

Wir gingen sogleich in die Kirche. Innen in der Nähe der Thür umdrängte eine vielhundertköpfige Menge einen jungen Mann mit ziemlich blödem Gesichtsausdruck. Seine Kleidungsstücke lagen am Boden, er stand im Hemde da. „Das Hemd herunter!" „Rufe mit uns: Evviva San Filippo!" „Küsse das Bild!" Das Bild des Heiligen wurde ihm hingehalten. Er küßte es. Dann stammelte er: „Evviva San Filippo!" „Per veru core!" (Aus vollem Herzen!) Lauter wiederholte er: „Evviva San Filippo!"

Die ganze Menge kreischte es mit. „Er hat's gerufen. Nun das Hemd herunter!" Es wurde ihm widerstandslos vom Leibe gerissen, und eine Zeit lang stand er einfältig und furchtsam um sich blickend, splitterfasernackt unter den hunderten von Zuschauern beiderlei Geschlechts, bis der Priester, der die heilige Handlung leitete, befahl, ihm ein bereitgehaltenes Betttuch umzuwerfen. Damit rannte der Wahnsinnige, von zwei Männern geführt, mitten durch die Kirche zur Sakristei, wo, wie ich hörte, ihm neue Sachen angezogen werden sollten.

Nun drängte die Menge vor und staute sich um einen mannshohen, goldenen Baldachin, der, auf starken Stützbalken ruhend, das Getümmel weithin überragte. Es war derselbe Thronhimmel, worin der Heilige bei der Prozession durch die Stadt getragen wird. Der Heilige selbst mit seinem schwarzen Bronzegesicht, über dem der breite Heiligenschein von durchbrochenem Silber

erglänzte, thronte, in seidene Gewänder gehüllt, in der Rechten einen großen Rosenstrauß, noch über dem Altare. In seinem Baldachin aber saßen und standen mehrere weibliche Personen, die „Besessenen", die noch nicht befreit waren. Von einer Alten, die stumpfsinnig dreinglotzte und um die sich niemand kümmerte, fiel mein Blick auf ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das mit ihren klaren Augen keineswegs den Eindruck geistiger Beschränkung machte.

Zwei Männer standen neben ihr und schüttelten sie am Arm, zeigten auf die Statue am Hauptaltar und hielten ihr ein Bild des Heiligen hin, wie es, für einen Soldo das Stück, unweit der Kanzel an einem großen Tisch verkauft wurde. Die Kleine sah geduldig nach dem Schwarzen hinüber, und ebenso geduldig küßte sie den ärmlichen Stich, wohl zwanzig Mal. Aber alles Zureden, den Heiligen anzurufen, war erfolglos und mußte es bleiben; denn das Mädchen war — taubstumm! Zuletzt hatte sie die Quälerei satt, sie brach in ein gellendes Schreien aus, das alsbald in leises Weinen überging. Die beiden Teufelsaustreiber wandten sich achselzuckend von ihr ab und begannen eine andere zu bearbeiten, die auch mit in dem geräumigen Tabernakel saß und jetzt aufstand — eine ganz eigenartige Erscheinung!

Sie war in ein braunes, härenes Gewand gekleidet, das schwarze Haar trug sie gelöst. Sehr hübsch war sie mit ihrem bräunlichen Teint, den feingeschnittenen Lippen, den mandelförmigen Augen und der edel gebogenen Nase. Ganz arabischer Typus. Aber dazu dieser

ſchwärmeriſche, überlegene Blick, dieſes verklärte, glückſelige Lächeln, das ſo garnicht zur Situation paßte, dabei eine ſchlaffe, gleichgültige Ruhe in Haltung und Bewegung. Das alles verriet auch dem Laien die ſchwere innere Erkrankung. Sie lebte offenbar in einer anderen Welt. Nur ihr ſchöner, jugendlich kräftiger Leib ſtand über allem Volk zwiſchen den vier goldenen Säulen, ihre Seele war ganz wo anders.

„Evviva San Filippo“ riefen die beiden Männer, die ſie durchaus nicht roh, aber doch ſehr energiſch an den Armen ſchüttelten, wobei ihr die langen Flechten über die Bruſt fielen und ſo das Bild einer unbeſchreiblich holden Verwirrung vervollſtändigten. Sie lächelte nur.

„Küſſe den Heiligen! Zum Donnerwetter, wirſt Du ihn küſſen!“ Und ſie ſtopften ihr das Blatt Papier mit dem Konterfei San Filippos förmlich in den Mund. Sie bog den Kopf zurück, und jetzt lachte ſie gerade heraus; nicht ſpöttiſch, nicht wild, ſondern ſo ganz harmlos, wie über einen dummen Witz. Dann begann ſie halbflüſternd mit einem verzückten Aufſchlag ihrer wunderbaren Augen wie ſelbſtvergeſſen zu erzählen in abgebrochenen Sätzen: „Er kommt. Ja! Er kommt. In drei Wochen iſt die Hochzeit. Ich will nur noch meine Ausſteuer fertig nähen, die Wäſche. Die Kleider ſind ſchon fertig. Oh in drei Wochen! Aber was wollt Ihr nur von mir? Ich bin doch ſchon im Paradies. Seht Ihr nicht? Ich bin ein Engel des Paradieſes“.

Man erzählte uns, daß die Kranke aus Zafferana, etwa ſechs Wegſtunden weit, hierher gebracht worden

war, bereits zum dritten Mal! Ihr Vater war ein wohlhabender Gutsbesitzer und hatte seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit einem Gemüseverkäufer nicht geben wollen, in den sie sich verliebt hatte. Also eine Art Ophelia, ins Sarazenische übersetzt. . . .

Es entstand ein Gedränge. Ein Priester kam in vollem Ornat mit einer kostbaren, rotseidenen Binde, gefolgt vom Küster mit dem Weihwedel. Er winkte nach dem Baldachin hinauf, um den Exorcismus nach den Regeln zu beginnen, die die Kirche vorschreibt. Die Taubstumme wurde herangeführt und kniete an den Stufen des nahen Altares nieder, vor dem der Priester stand. Dieser breitete die Binde — es war die Binde des Heiligen selbst, die man eben von seinen Schultern abgenommen — über den Kopf des Mädchens und legte seine Hand auf ihre Stirn, sprach ihr einige tröstende Worte zu und murmelte dann ausdruckslos, den Blick ins Leere gerichtet, unverständliche Formeln. Dann nahm er die Binde weg, besprengte ihr fünfmal mit dem Weihwedel, den ihm der Küster reichte, das Haupt, legte wieder die Binde auf und betete wieder. Zuweilen unterbrach er sich, wenn die Umstehenden zu sehr drängten: „Per Bacco, macht Platz, sonst kann ich den Teufel nicht austreiben!" Dann, da Gesten bei den Südländern stets eindringlicher wirken als Worte, wedelte er mit der freien Linken um sich herum, wie wenn er Fliegen verscheuchen wollte, und die Neugierigen wichen in der That ein wenig zurück.

Ich konnte das Ende der Ceremonie nicht ver-

folgen; denn ein junges, üppiges Weib, das den einen der langen Tragbalken des Baldachins erstiegen hatte, begann auf einmal mit lauter Stimme, unter theatralischen Gesten die Menge anzureden und zog aller Aufmerksamkeit auf sich: „Fu liberata io. Vardat' a mia, fu liberata. Presto un' immagine du Santu, ma presto!“ (Ich wurde befreit. Seht mich an! Ich wurde befreit. Schnell ein Bild des Heiligen, schnell!)

Ein Mann lief zu dem Tisch, wo die Heiligenbilder verkauft wurden, brachte eines und reichte es ihr hinauf. Sie küßte es leidenschaftlich viele Male, dann hielt sie es hoch empor und rief triumphierend: „Evviva San Fulippu“.

„Evviva San Fulippu!“ heulte die Menge in ihrem sicilianischen Dialekt.

„Das ist meine Cousine“, sagte Angiolina zu mir. „Wie's scheint, hat sie der Heilige gesegnet“.

„O San Fulippu beddu (= bello), liberatemi e scarceratemi!“ (O lieber, heiliger Philipp, befreit mich und enthaftet mich). Und so deklamierte sie noch eine ganze Weile, bis es dem in der Nähe exorcierenden Priester doch zu toll wurde. Denn diese Reden hielt die „Cousine“ nicht nur mitten in seine eigene Amtsverrichtung hinein, sondern auch, während am Hochaltar eine stille Messe (die dritte der sechs an diesem Tag zu celebrierenden Messen) gehalten wurde. Er winkte ihr, herabzusteigen, was sie that, und exorcierte die Tobende noch einmal. Dann bahnte er sich schweißtriefend den Weg durch das Gedränge, indem er den ihn fragend Anblickenden erklärte: „Der Teufel ist

heraus. Er muß heraus ſein. Wenn jetzt noch nicht alles in Ordnung iſt, ſo kann nur eine malattia (Krankheit) dran ſchuld ſein. . . ."

Mancherlei iſt bei dieſer ganzen Kur zu beobachten. Die Kranken dürfen nicht von Angehörigen und Freunden, ſondern müſſen von entfernter Stehenden nach Calatabiano geführt und wieder zurückgebracht werden. Letzteres darf nicht auf derſelben Straße, ſondern muß auf großen Umwegen geſchehen, damit ſie den „spitti", die etwa den Heimkehrenden auflauern, nicht in die Hände laufen. Sowie die Beſeſſenen das Bild des Heiligen geküßt und ihn haben hochleben laſſen, verſteht ſich „per veru core", und der Meſſe beigewohnt haben, müſſen ſie ſich ihrer mitgebrachten Kleider, Schuhe u. ſ. w. entledigen und neue Gewänder anlegen, die für ſie in der Sakriſtei bereitgehalten werden. Jene werden verbrannt, vergraben oder ſonſtwie vernichtet, und auch der ärmſte Bettler würde ſie nicht geſchenkt nehmen, da ſich jedermann überzeugt hält, daß der ausgetriebene Teufel in ſie gefahren iſt.

Das Wechſeln der Kleider verurſacht natürlich ſtets die meiſten Schwierigkeiten namentlich bei Frauen, obgleich es bei dieſen in der Sakriſtei vorgenommen wird und außer den Prieſtern und dem Küſter keine Männer zugegen ſein dürfen. Meine Frau, die ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen wollte, auch dieſe Ceremonie mitanzuſehen, berichtete mir darüber, nicht ohne lebhafte Entrüſtung:

Auf die Heilung einer Alten, derſelben, die im Baldachin mitgeſeſſen hatte und am Veitstanz litt,

hatten die Prieſter bald verzichtet, nachdem jeder Verſuch, ſie zum Ablegen ihrer ärmlichen Lumpen zu vermögen, vergeblich geweſen. Sie war wohl ſchon zehn mal umſonſt zum hl. Philippsfeſt gewallfahrtet. Hingegen brachten zwei Weiber eine andere Schwachſinnige von etwa achtzehn Jahren durch Zuſprechen, Schütteln, Reißen am Ärmel und derbe Püffe dazu, ſich bis auf Hemd und Unterrock zu entkleiden. Nun wieder Auflegen der heiligen Binde, Gebetmurmeln und Beſprengen mit Weihwaſſer. Dann ſollte ſie ſich ganz ausziehen. Da ſie ſich hierzu durchaus nicht verſtehen wollte, wurde ſie in den Hintergrund der Sakriſtei, eine Art Alkoven, geführt, von zwei Frauen ein großes Betttuch davorgehalten, und bald verkündete die eine triumphierend, daß jene auch den Unterrock abgelegt habe. Das Hemd that ſie aber doch nicht ab, und ſo half die ganze Sache nichts. Mit ihren alten Kleidern zog ſie auch ſämtliche alten böſen Geiſter wieder an.

Da mittlerweile die hohe Meſſe mit einem Walzer der Stadtmuſikkapelle begann, verließen wir die Kirche, nicht ohne zuvor unſerer Angiolina ein Bild des Heiligen zum Andenken zu kaufen. Freudeſtrahlend küßte ſie es und trug es mit ihrem Tüchlein den ganzen Tag wie einen koſtbaren Schatz herum. Sie erklärte, daß ſie das Bild ſich auf die Bruſt unters Mieder legen und dadurch vor den spitti gefeit ſein würde.

„Die böſen Geiſter“, erzählte ſie uns auf Befragen mit voller Überzeugung, „ſind die Seelen von Verſtorbenen, die ruhelos umherſchweifen. Man muß ſich ſehr vor ihnen in acht nehmen. Sie fallen an, wer ihnen

in den Weg kommt. Namentlich wenn ſtarker Wind geht, werden ſie lebendig. Dann hört man ſie ſchreien (das Wehen des Windes)! In meine Couſine ſind zwanzig Geiſter auf einmal gefahren, und der ſchlimmſte iſt der einer alten böſen Frau, die vom lieben Gott für ihre Sünden 125 Jahre castigo (Gefängnis) erhalten hat. Solange ſollte ſie mit dem Geſicht auf der Erde liegen. Das hat ihr aber nicht gefallen. Sie wollte lieber in der Luft herumfliegen. Gut, hat der Herrgott geſagt, du kannſt in der Luft herumfliegen. So fliegt ſie nun umher, und da hat ſie gerade die arme Jaidda erwiſcht!"

Ich führe dieſen wie ein Volksmärchen klingenden Bericht unſerer kleinen, ſehr aufgeweckten Sicilianerin hier beſonders an, da er für die phantaſtiſche Auffaſſung dieſer Naturkinder äußerſt charakteriſtiſch iſt. Dieſe feſtgewurzelte Überzeugung teilen wenigſtens 90 Prozent des Volkes! Zugleich ſind aber auch hier uralte Überlieferungen aus der Sarazenenzeit nicht zu verkennen. Die Muhammedaner glauben bekanntlich auch an böſe Geiſter (Dſchinn und Jsrit), geſtürzte Engel, die überall umgehen und jederzeit den Menſchen anfallen können.

Würde man an den Wunderkräften ihres Heiligen nur den geringſten Zweifel äußern, die Leute von Calatabiano wären im ſtande, einen ſolchen Spötter auf der Stelle zu ſteinigen. Sie zählen auf Verlangen Dutzende von Fällen her, wo San Filippo thatſächlich geholfen habe. Aber Scherz beiſeite, wie ſteht es, ganz objektiv betrachtet, mit den Erfolgen, die die Prieſter

am Sankt Philippsfest alljährlich mit ihrem Exorcismus erzielen mögen?

Natürlich werden schwere geistige Erkrankungen, Paralyse, Epilepsie, Dementia u. s. w. in Calatabiano nie und nimmer geheilt werden können. Aber das halte ich durchaus nicht für ausgeschlossen, daß auf gewisse, von fixen Ideen behaftete Personen diese ganz feierliche Prozedur, die der wie ein Gott von den armen Geschöpfen verehrte Priester an ihnen vornimmt, einen gewaltigen und nicht selten einen günstigen Einfluß hat, daß in leichteren Fällen von Melancholie, Nervenüberreizung u. s. w. namentlich durch die Suggestion der besonderen Hilfe des gegenwärtigen Heiligen, die Krankheit gemildert, wenn nicht gar gehoben werden kann. Denkbar ist es auf jeden Fall, insbesondere bei hysterischen Affektionen und neurasthenischen Zwangsvorstellungen, daß der Glaube an die Wunderwirkung die Aufmerksamkeit von dem leidenden Zustand derart abzieht, daß die Hemmung im Nervenkreislauf aufhört.

An die Stelle der falschen eigenen Suggestion wird dann die fremde heilende gesetzt. Haben doch moderne Nervenärzte, wie die Schule von Nancy, Autoritäten wie Forel, Krafft-Ebing und v. Schrenck-Notzing bei verschiedenen Nervenleiden mit Erfolg die Hypnose angewendet, die sich ja auch des Handauflegens und der Suggestion bedient.

Wir wollen nicht spotten. Wenn der Glaube jeder Religion im letzten Grunde nichts anderes ist, als eine durch beständige Suggestion eingeimpfte Überzeugung von Dingen, die auf gewöhnlichem Wege in das Hirn

normaler Menſchen keinen Eingang finden würden — credo quia absurdum —: was lag für die Prieſter aller Zeiten näher, als ſich dieſes gewaltigen Mittels, das ihnen die Herrſchaft über die Geiſter willenlos überlieferte, nicht nur im allgemeinen zu bedienen, ſondern auch in dem beſonderen Falle, wo die Seele erkrankt iſt? So ſehen wir in der That ſchon in der alten jüdiſchen Religion (bei den Eſſenern), dann im jungen Chriſtentum das Handauflegen und Beſprechen geübt als Heilfaktoren wider Krämpfe, Trübſinn und Tobſucht. Und wir? Haben wir nicht vor einigen Jahren erſt im Herzen von Deutſchland einen regelrechten Exorcismus erlebt!*) Nein, wir wollen nicht ſpotten! —

Draußen vor der Kirche umtoſte uns der hundertſtimmige Lärm des Jahrmarkts, der am Tage des Heiligen im Ort gehalten zu werden pflegt, die Anpreiſungen der Verkäufer, das Feilſchen der Käufer, das Gellen von Kindertrompeten, Tamburinſchlagen und Eſelgeſchrei. Dazwiſchen ſchmetterte eine zweite umziehende Muſikkapelle einen Marſch. Wir entrannen dieſen ohrzerfleiſchenden Geräuſchen und beſtiegen einen nahen Hügel, der die umfangreichen Trümmer einer alten Normannenfeſte trägt. Nachdem wir unſere Augen geweidet hatten an dem Ausblick auf das nahe Meer und die weite, reiche Ebene von Naxos mit dem Alcántara, auf den noch tief herab mit Schnee bedeckten

*) 1897 exorcierte der Kapuzinerpater Aurelian aus dem Kloſter Lohr am Main in Ellwangen ein Kind, dem eine Frau verhexte Hutzeln (getrocknete Birnen) zu eſſen gegeben hatte.

Ätna und die gleichsam im Profil sich aufbauenden Berge von Taormina, thaten wir uns in der schrecklich engen, schmutzigen Osteria an einer Hammelkeule gütlich, die aus dem Backofen im Hintergrunde geholt wurde, und beschlossen, die Prozession am späten Abend nicht erst abzuwarten.

Ehe wir aufbrachen, wollten wir doch zuvor noch für einen Augenblick in die Kirche treten, um den schwarzen Wunderthäter in seiner ganzen Pracht noch einmal anzustaunen. Die Kirche war fast leer. Nur im linken Querschiff stand ein Haufen Volks um einen Priester. Dieser machte einen letzten Beschwörungsversuch an unserer armen Ophelia. Aber statt den Heiligen anzurufen, erzählte die wieder mit verzücktem Lächeln von ihrem Liebsten, von ihrer bevorstehenden Hochzeit und ließ alles, was man mit ihr anstellte, gleichgiltig über sich ergehen. „Evviva Fulippu hat sie einmal gesagt", raunte mir einer der Umstehenden zu. „Aber das genügt nicht. Sie muß: Evviva San Fulippu sagen". Sie lag jetzt auf den Knieen, das Haupt gesenkt, die Hände gefaltet. So bot sie in ihrer braunen Kutte und dem gelösten Haar das Idealbild einer frommen Büßerin aus dem Mittelalter, würdig, vom Pinsel eines Ribera oder Murillo verewigt zu werden. Ein unbeschreiblicher, unvergeßlicher Eindruck . . . .

Taormina.

Als Anfang der fünfziger Jahre der Wiener Schöngeist Ludwig Goldhann Sicilien bereiste*) und eben, von Catania kommend, in dem Fischerdorf Giardini aus der Diligence gestiegen war, nahm er sich kaum die Zeit, dem Wirt des Gasthauses seinen Empfehlungsbrief zu präsentieren: sogleich setzte er sich mit dem im voraus bestellten Führer in Trab, um die Ruinen des griechischen Theaters von Taormina womöglich noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Er erzählt dann, wie recht Appianus habe, der schon vor 2000 Jahren diesen Weg als überaus steil und beschwerlich schilderte, wie viele Seufzer — man gerät beim Lesen unwillkürlich selbst in Schweiß! — es ihn gekostet, sich über diese jäh ansteigenden, vom Sonnenbrand durchglühten Felsen hinaufzuarbeiten. Er ist dann noch denselben Abend über Stock und Stein wieder nach Giardini hinuntergestolpert; denn in Taor-

*) Er hat seine Eindrücke und Studien in einem noch jetzt lesenswerten Buche: „Ästhetische Wanderungen in Sicilien", Brockhaus 1855, niedergelegt.

mina war damals noch keine Gelegenheit zum Übernachten.

Wie komisch mutet uns heute dies alles an.

Jetzt ist Giardini, obwohl noch dasselbe interesseloſe Fischerdorf, Halteſtelle für Schnellzüge. Da erwarten die Fremden zur Hochsaiſon, d. h. von Mitte Januar bis Mitte April, mehr als ein Dutzend Ein- und Zweiſpänner. Kein Menſch denkt daran, in Giardini zu bleiben, wo einen die alten Weiber auf die unverſchämteſte Art anbetteln und ſchmutzige Kinder mit Vorliebe die Vorübergehenden mit Steinen bombardieren, ſondern man fährt auf der ſchönen, bereits 1879 gebauten Straße, die mit ihren Serpentinen in bewundernswerter Weiſe die Aufgabe löſt, mühelos jene ſteile Höhe zu gewinnen, in einer halben Stunde hinauf und hat dann die Auswahl unter nicht weniger denn acht Hotels, von fünf „Grands Hôtels" angefangen, wo deutſche Kommerzienräte und Excellenzen mit Engländern und Amerikanern im evening dress dinieren, bis herab zur einfachen, aber urgemütlichen Malerherberge, wo ſich jeder ungezwungen giebt und keine blaſierten Globetrotter anzutreffen ſind, dafür ernſte, fleißige Philologen, mit ſcharfen Brillen, immer auf der Suche nach antiken Monumenten und Inſchriften, und ſchönheitsdurſtige Künſtler und Schriftſteller (beiderlei Geſchlechts) mit der heißen Liebe zu dem herrlichen Land Italien.

Je höher der Wagen emporklimmt, deſto höher ſteigt auch vor dem entzückten Blick das tiefblaue Joniſche Meer auf, aus dem ſich im Süden duftig, aber in

klaren Umriſſen die Berge von Syrakus erheben. Trotz der großen Entfernung (12 geographiſche Meilen!) kann man deutlich die langgeſtreckte Fläche, welche die ſtolze Königsſtadt trug, und das altgriechiſche Fort Euryalos (jetzt Belvedere) mit freiem Auge erkennen. Zu unſeren Füßen breitet ſich die reiche Ebene von Naxos aus, ein einziges großes Fruchtgefilde von Getreide- und Weingärten, Orangen- und Citronenwäldern, nur hier und da ſchieben ſich gewaltige Lavaſtröme wie große Wälle oder Schanzen mitten hinein, im Lauf der Jahrhunderte nun aber auch mit grünem Wieswachs, meiſt Opuntien, bedeckt. Da, wo die Ebene allmählich zum Ätnamaſſiv anſteigt, wo namentlich der geſchätzte weiße Ätnawein gebaut wird, bis zu den erſten Nebenkratern (etwa 1200 Meter Höhe), ſchimmern Tauſende von kleinen Häuſern und Gehöften, ein Bild regen Lebens und gewinnbringenden Schaffens: darüber, das Symbol des ſtarren Todes, ruht majeſtätiſch der tief beſchneite Ätna, bald nur ſo leichthin ein Dampfwölkchen von ſich wirbelnd, wie wenn es bloß gälte, eine Taſſe Kaffee zu kochen, bald in ſchweren Schwaden qualmend wie ein Fabrikſchlot.

Hat man die Höhe erreicht und den Felſenvorſprung der Guardiola (alter Wachtpoſten) paſſiert, ſo gewinnt man den Ausblick nach der anderen Seite.

Von Kap Spartivento, dem ſüdlichſten Punkt des italieniſchen Feſtlandes, in dem ſich der letzte Ausläufer des langen Apenninenrückens ins Meer ſenkt, bis zur Meerenge von Meſſina dehnen ſich die ſchöngeſchweiften Linien Calabriens, die noch mit großen Nadelwäldern

beſtandenen Vorberge des Aſpromonte, überragt von einem kleinen weißglänzenden Kegel, dem ſchneegekrönten Monte Altiſſimo (1900 Meter). Vom Ufer blinken die Städte Reggio (das einſtige Rhegion) und Villa San Giovanni über die Flut herüber, wie Perlenreihen auf dunkelblauem Atlas . . . .

Iſt der Reiſende in die ehrwürdigen, durch eine beinahe zweieinhalb Jahrtauſend alte Geſchichte geweihten Mauern Taorminas eingedrungen, ſo möchte ich ihm raten, es nicht wie der ſelige Goldhann zu machen, ſondern ſeinen wandermüden Leib und ſeine von Eindrücken meiſt ſchon überſättigte Seele hier einmal wenigſtens drei Tage ausruhen zu laſſen. Jeder wird dabei auf ſeine Rechnung kommen.

Zunächſt der Naturſchwärmer.

Selbſtverſtändlich geſtaltet ſich die Ausſicht von dem hochgelegenen Theater oder gar von dem die Stadt übergipfelnden Kaſtell, der ehemaligen Akropolis, noch bei weitem umfaſſender und mannigfaltiger als bei der Auffahrt. So bietet der Blick vom Theater nach dem Bergdorf Mola (600 m) mit ſeiner faſt überhängenden alten Burgruine, nach dem maſſigen Monte Venere, der höchſten Erhebung des Taurosgebirges (851 m) und dem Monte Ziretto geradezu eine heroiſche Landſchaft, in der auch die antike Staffage, Hirten mit Ziegen- und Schafherden, nicht fehlt. Hoch oben am Monte Ziretto, deſſen breiter Gipfel in ſteilen Kalkfelſen nach allen Seiten abfällt, erkennt man leicht ein Weinbergshäuschen. Kein Wunder, daß faſt in jedem Frühling deutſche Maler für einige Monate ſich dort

einmieten, um abgeschlossen von der übrigen Welt, erhaben über das Menschengewimmel in der Tiefe, im traulichen Verein mit Lämmern, Zicklchen und Truthähnen zu hausen, die erst liebevoll gemalt und dann mit ebensoviel Liebe verspeist werden. Die eine oder andere schwarzäugige Schöne läßt sich von den strammen, hochgewachsenen Söhnen des Nordens mit dem in Sicilien so geschätzten blonden Haar und den treuen blauen Augen wohl bewegen, mit hinaufzuziehen, ihnen Modell zu stehen und nebenbei die Wirtschaft zu führen. Der Landschafter, der nicht Figuren- oder Tiermaler ist, findet Ersatz in der üppigen Vegetation, in den prachtvollen Wasserfällen mit ihrem saftigen Moos und wuchernden Venushaar, in zerklüfteten Felspartieen, wo die wilden Fenchelstauden mit den großen schwefelgelben Dolden bis zu doppelter Manneshöhe aufschießen und Kaktushecken und Wolfsmilchsträucher von dem Umfang eines mittleren deutschen Fliederbaumes den Weg versperren. Unfern lockt ein kleiner Eichenhain mit seinem kühlenden Schatten und köstlichen Ausblicken auf das ferne Calabrien zum Ausruhen.

Aber man mag das Auge schweifen lassen, wohin man will, immer kehrt es zurück zu der strahlenden Schneepyramide des Ätna, an dem sich jeder kleine Nebenkrater, jede Einsenkung, namentlich die gewaltige Valle del bove (Ochsenthal) wie im Relief abhebt. Auf der Nordseite sind, auch zuweilen beschneit, noch große Pinienwälder zu unterscheiden. Überwältigend ist der Anblick besonders kurz vor Sonnenaufgang, wenn das junge Licht zuerst nur die Spitze des Vulkans ge-

troffen hat, auf ſeinen Rauchwolken die mannigfachſten Farbenſpiele hervorzaubernd, dann tiefer ſteigt und ſich die unzähligen Kegel und Kurven, Zacken und Zähne der ſchneeverwehten Lavawüſte auf den Hängen und Schluchten in veilchenblauen Schatten abzeichnen, bis endlich die grauſchwarzen Töne der unteren Region in ein fröhliches Braunrot übergehen, und hier und da, aber nur für kurze Minuten, einzelne Fenſter der Meierhöfe wie kleine Diamanten aufglänzen; dazu als Vordergrund die rötlich leuchtenden Ruinen des griechiſchen Theaters: wahrlich, hätte Alexander von Humboldt an einem wolkenloſen Wintermorgen in dieſer Arena geſeſſen, er würde bei ſeiner Aufzählung der ſchönſten Punkte der Erde Taormina nicht vergeſſen haben!

Aber nicht nur der Naturfreund und Maler, auch der Altertumsforſcher findet hier Anregungen aller Art.

Blickt man gen Süden auf die vielgegliederte Oſtküſte, ſo fällt gleich hinter Giardini eine reizende, ſchlanke Landzuge auf. Nur am äußerſten Ende, dem Kap Schiſò, tritt aus dem heiteren Grün die düſtere, ſchwarze Lava hervor. Vergeblich ſchäumen gegen die ſtarren Böcke die weißen Wogen ſeit Jahrtauſenden an. Hier lag Naxos, die älteſte Griechenkolonie der Inſel, von Chalkis aus bereits dreißig Jahre nach Roms Gründung angelegt. Leider hat Dionys der Wüterich das Hafenſtädtchen, dem die heute noch blühenden Städte Catania und Meſſina als Tochterkolonieen ihr Entſtehen verdanken, bereits 405 vor Chr. ſo gründlich zerſtört, daß thatſächlich kein Stein auf dem anderen geblieben iſt. Eine rieſige Citronenplantage bedeckt

jetzt den Boden, der einst Gassen und Plätze trug, wo sich jahrhundertelang in Hallen und Tempeln das schönheitsfrohe Griechenvolk tummelte, wo ein lebhafter Handels- und Schiffsverkehr sich regte. Überwinterte doch im Jahr 415 auf 414 in der jetzt völlig versandeten Bucht die athenische Flotte, ehe sie den verhängnisvollen Angriff auf Syrakus unternahm. Das einzige, was heute noch an die untergegangene Stadt erinnert, sind ihre Münzen, die zuweilen gefunden und von Kennern mit 200 Lire das Stück und höher bezahlt werden. Diese Tetradrachmen, herrliche kleine Kunstwerke, stellen sehr bezeichnend für den fröhlichen Naturssinn jenes harmlosen Völkchens einen Faun dar, sitzend, in der einen Hand einen Thyrsosstab, in der anderen den gefüllten Becher haltend.

Bald nach der Zerstörung von Naxos wurde auf halber Höhe des nahen Gebirges Taormina angelegt und später den vertriebenen Bürgern von Naxos als Heimstätte angewiesen. Aus dieser ältesten Zeit der schnell aufblühenden Kolonie stehen noch — in der Nähe der Guardiola — ansehnliche Reste der Stadtmauer, ragen noch 12 Steinschichten, Überbleibsel eines kleinen Tempels, in den jetzt die Kirche des hl. Pankratius, des Schutzpatrons von Taormina, hineingebaut ist. Glücklicherweise hat man die mächtigen, roh gefügten Quadern des Unterbaues und die ohne Verwendung von Mörtel haarscharf aneinanderstoßenden Mauersteine der Cella nicht übertüncht, so daß dieser über 2000 Jahre alte Bau als ein hervorragendes Denkmal aus Taorminas großer Zeit erscheint, jenen

Tagen, da Tauromenion — so lautet sein griechischer Name — wohl 100 000 Einwohner zählte, von kleinen Königen, z. B. Andromachus und Tyndarion, beherrscht wurde und natürlich auch Münzen prägte, die noch heute neben römischen, byzantinischen und arabischen aufgepflügt werden. Sie zeigen in reichem Wechsel bald eine Leyer oder einen Dreifuß, bald einen springenden Pegasus oder einen stoßenden Stier (Tauros), während die Rückseite regelmäßig das Bild des Apollo trägt, ein Zeichen, daß dieser Gott hier hauptsächlich verehrt wurde, demnach sozusagen der Vorgänger des hl. Pankratius war.

Tauromenion muß ein wichtiger Waffenplatz gewesen sein. Denn nicht nur — so erzählen die alten Geschichtsschreiber — leitete Timoleon seinen berühmten Siegeszug gegen Syrakus von hier aus: im Hafen zwischen dem heutigen Kap Schisò und Giardini landete auch Pyrrhus von Epirus mit seinen Elefanten, als er die sicilianischen Griechen von der Herrschaft der Karthager zu befreien kam, und von hier aus begann er die Unterwerfung der Insel.

An die römische Zeit erinnert außer verschiedenen hier und da verstreuten Grabmälern und einem kleinen erst kürzlich aufgedeckten Theater, das jedenfalls nur für Lustspiele und Possen berechnet war, das weltberühmte große sog. griechische Theater. Obwohl griechischen Ursprungs, wie u. a. seine Anlage beweist, wurde es zur Zeit der römischen Herrschaft gänzlich umgebaut. Die Bühne, welche die zweitbest erhaltene von allen antiken Theaterruinen ist, hat mit ihren

Fassaden und Nischen, ihren Versenkungen und Säulen, ihren Haupt- und Nebeneingängen (für die Schauspieler und Chöre) den Archäologen Anlaß zu tiefsinnigen Kombinationen und langatmigen Erörterungen gegeben. Dem profanen Auge stellt sich das Ganze als ein dem Felsen sehr geschickt angepaßter Halbrundbau dar, der Raum bot für 20000 Personen (manche haben sogar 40000 ausgerechnet), — ein Beweis, wie viele Einwohner die jetzt 3000 Seelen umfassende Stadt zur Zeit ihres Glanzes in sich barg. Das Theater soll lange Jahrhunderte unversehrt gestanden, erst die bösen Sarazenen sollen es bei der Einnahme der Stadt zerstört haben. Dem mag sein, wie es wolle: sicher ist, daß die vornehmen christlichen Herren das Werk der Zerstörung fortsetzten. So entführte der Herzog von Santo Stefano die Marmorverkleidung der Sitzreihen und die edlen Steinzierate der Bühne, Kapitäle, Friese u. s. w., um damit seinen Palast zu schmücken, und Säulen, die von der obersten Galerie stammen, begegnet man noch vielfach in der Stadt (z. B. am Eingang des Hôtel Metropole).

Sonst ist aus der Zeit der Römer noch die sog. Naumachie erhalten, ein 130 m langer Backsteinbau mit hohen Nischen, über dessen Zweck die Philologen uneins sind, ob er einem Bade diente oder eine Theaterszene umschloß, die, mit Wasser gefüllt, den Schauplatz für künstliche Seeschlachten (daher der Name) abgab. Auf die einstige Größe der Stadt deuten die in den nahen Bergen zerstreuten umfangreichen Trümmer verschiedener Wasserleitungen, die zu einem haushohen

Wasserreservoir (Lo Stagnone) führen. Wenn diese Riesencisterne auch der berühmten Piscina mirabilis bei Cap Miseno an Größe nachsteht, so ist sie doch eine der wenigen Anlagen dieser Art, die unversehrt auf uns gekommen sind, und giebt eine Vorstellung, wie die Römer auch in der Provinz im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege auf einen immerwährenden Vorrat guten Trinkwassers bedacht waren.

Bald, im Jahre 1902, könnte Taormina die tausendjährige Erinnerungsfeier seiner Einnahme durch die Araber begehen. Nachdem es eine Zeitlang noch die Hauptstadt des byzantinischen Siciliens gewesen, fiel es am 1. August 902 durch Verrat in die Hände der Ungläubigen, wurde von ihnen Moezzia genannt und blieb bis 1078 in ihrem Besitz. Aus dieser Epoche rühren wenige Bauten, jedenfalls nur die merkwürdige, hohe Zinnenmauer her, die die Stadt noch jetzt auf zwei Seiten mit dem Burgberg verbindet, außerdem vielleicht die malerische Porta Catania — am südlichen Ende der Hauptstraße — mit ihrem echt maurischen Steilbogen. Hingegen hat die normannische Bauperiode überall bemerkenswerte Spuren hinterlassen.

Durchwandert man den „Corso", so trifft man rechts und links auf Schritt und Tritt romanische und gotische Portale, Fenster und Fensterrosen mit mannigfaltigen, entzückenden Ornamenten. Auf eine große Blüte der Architektur deutet eine ganze Reihe zum Teil noch erhaltener Adelspaläste aus dem 14. Jahrhundert hin, so der Palazzo Santo Stefano mit seinen zweigeteilten Spitzbogenfenstern, ferner die schon sehr

verfallene Badia Vecchia mit drei mächtigen Zwillingsfenstern, deren gotisches Maßwerk herrlich gegen den tiefblauen Himmel absticht, endlich und vor allem der Palazzo Corvaja mit seiner imponierenden Fassade und seinem merkwürdigen, engen Hof, in dem ein dreiteiliges Relief, höchst naiv den Sündenfall darstellend, am äußeren Treppenaufgang zu bemerken ist (14. Jahrh.). Rund um das Gebäude läuft an einem Sims des ersten Stockwerkes in fußhohen Majuskeln eine fromme lateinische Inschrift, die aus Lavastücken mosaikartig eingesetzt war. Jetzt sind nur noch die Aushöhlungen in der Mauer zu sehen, die Inkrustation ist herausgefallen. Überhaupt sind an allen diesen Palästen den Thüren, Fenstern, Friesen, Simsen jene reichen Lavaornamente eingefügt, die, für den arabisch-normannischen Stil charakteristisch, sich nur in Sicilien und vereinzelt in Calabrien finden und eine außerordentlich glückliche Verwertung dieses eigentümlichen Baumaterials bekunden.

Diese freilich von der Zeit und dem Unverstand der Menschen hart mitgenommenen steinernen Zeugen des ausgehenden Mittelalters reden eine vernehmliche Sprache von dem glänzenden Leben der hier ansässigen Magnaten, von Festen und Gelagen, von stolzen Edeldamen und galanten Knappen. Wahrlich, ein Milieu wie geschaffen für einen neuen Walther Scott! Daß es an bitteren Fehden nicht gefehlt haben mag, daß die Römerzüge wohl auch bis in diesen fernen Winkel des Reiches Zwietracht und Wirrnis getragen haben: auch hiervon, wenn es die Chronik verschweigt, reden die Steine. Tragen doch die Adelspaläste fast durch-

weg Ghibellinen-, der alte Glockenturm und der wie eine trotzige Feſtung dreinſchauende Dom Guelfenzinnen!

Verrauſcht ſind die alten Zeiten; nicht mehr vor den geſtrengen Rittern mit Schwert und Schild, ſondern vor den Fremden mit der banknotengefüllten Brieftaſche haben die Ackerbürger des Städtchens Reſpekt. Die edlen Geſchlechter ſind ausgeſtorben oder die letzten Glieder verzogen, wer weiß, wohin? Nur von den Corvajas exiſtieren noch zwei Abkömmlinge in Taormina. Längſt hat dieſe Familie, die einſt dem Normannengrafen Roger half, die Inſel den Arabern zu entreißen, den Barontitel abgelegt. Der eine jener „ſpäten Enkel" iſt wohlbeſtallter Ratswachtmeiſter und nennt noch 2 Zimmer, die ihm durch Erbteilung zugekommen ſind, im ſtolzen Hauſe der Väter ſein eigen. Der andere hat nicht einmal mehr dies, ſondern wohnt in einem kleinen Stübchen außerhalb. Aber jeden Morgen in der Fremdenſaiſon taſtet er ſich — er iſt blind und wohl ſchon 70 Jahre alt — auf ſeinen Stab geſtützt an den Mauern hin und ſetzt ſich hinter das große, halboffene Thor des Palazzo Corvaja. Sowie ein Beſucher kommt, ſchießt er wie eine Spinne aus dem Netz hervor und beginnt ſeinen Spruch: „Dieſer Palaſt, meine Herrſchaften, iſt der normanniſche Baronialpalaſt Corvaja u. ſ. w. . . ." Dann ſtreckt er die Hand hin . . .

Giebt es eine größere Ironie des Schickſals, als dieſen armen blinden Greis, der das Schloß ſeiner Ahnen, wo er ſonſt nichts mehr zu ſuchen hat, den Ingleſi gegen Trinkgeld zeigt!? . . . . .

Caſtrogiovanni — Enna.

Caſtrogiovanni?

Wer kennt Caſtrogiovanni?

Bekanntlich wurde im Frühjahr des Jahres 1282 der franzöſiſchen Herrſchaft auf Sicilien dadurch ein raſches Ende bereitet, daß ſämtliche auf der Inſel lebenden Franzoſen in wenigen Tagen unter den Streichen der erbitterten Bevölkerung ihr Leben laſſen mußten. Noch heute, nach 600 Jahren erzählt jeder halbwegs gebildete Sicilianer mit lebhaften Geſten und blitzenden Augen von dieſer gewaltigen Selbſtbefreiung, wie man an jeden Verdächtigen die Parole: „Ceci e ciceri“ (Wicken und Erbſen) gerichtet und jeden, der dieſe Worte nicht mit dem ſcharfen tsche und tschi, ſondern auf franzöſiſche Art weich und ſäuſelnd nachgeſprochen, niedergeſtoßen habe.

Seitdem haben die Franzoſen nie wieder verſucht, auf dem ſchönen Sicilien Fuß zu faſſen. —

Aber ſie werden wiederkommen. Dies iſt allgemeiner Glaube. Sowie der große europäiſche Krieg

ausbricht, wird es eine der ersten Operationen sein, daß die Franzosen in einem der zahlreichen ungeschützten Häfen der Insel (Catania, Syrakus, Trapani 2c.) landen und von da aus das Eiland erobern werden. Dann wird die einst so berühmte, jetzt verfallene Bergfeste Castrogiovanni wieder zu Ehren kommen und viel genannt werden. Denn es ist ein öffentliches Geheimnis, daß dann auf dem ringsum jäh abstürzenden Hochplateau, auf dem die etwa 20 000 Seelen zählende Stadt liegt, ein großes, befestigtes Lager, ein Sammelplatz für alle waffenfähigen Sicilianer errichtet werden wird, um von hier, aus der Mitte der Insel allen feindlichen Angriffen rasch und energisch nach allen Seiten hin entgegentreten zu können.

So sind von den zahlreichen Klöstern der Stadt bereits drei zu Kasernen umgeschaffen worden, wo statt der frommen Gebete der Franziskaner nun Trompetensignale und die Flüche der Unteroffiziere durch die Kreuzgänge schallen; ja die Regierung wartet nur darauf, daß auch die Insassen der beiden großen, aus der spanischen Zeit stammenden Nonnenklöster aussterben. Dann hat sie wieder prächtige Quartiere und Exerzierhallen für die Mannschaften und Schuppen für ihre Geschütze, deren schon eine Menge von der tief im Thal liegenden Station die lang gewundene Fahrstraße heraufgerasselt und in den alten Klosterkellern untergebracht ist. Auch eine außerordentlich starke Abteilung Carabinieri, Landgendarmen mit ihrer bekannten, malerischen Tracht, liegt hier, diese, obwohl sie zur Armee zählen, mehr dazu bestimmt, das in der Umgegend

einst üppig wuchernde und noch jeweilig sich regende Brigantenwesen niederzuhalten. Von rein militärischer Bedeutung hingegen sind die große Brieftaubenstation (auch in den Räumen eines alten Klosters), die weitläufigen Pulvermagazine am nördlichen Abhang des Berges, sowie ein starkes Fort, das dem Ort gegenüber errichtet wird und die Bahnlinie Catania—Palermo beherrschen soll.

Aber man merkt von all diesen kriegerischen Vorbereitungen nur sehr wenig. In den engen, meist gut gepflasterten Straßen begegnet man kaum einmal einem Soldaten. Der Eindruck, den man erhält, ruft einem vielmehr das Mittelalter zurück.

Da wandeln zwischen den alten, verfallenen Palästen der spanischen Granden, zwischen den hohen, fast fensterlosen Klostermauern in schwarze, bis ungefähr zum Knie reichende Kapuzenmäntel gehüllt, schwankende Gestalten. Nur die dunkelen Augen blitzen aus der Verhüllung hervor. Es sind lauter Männer. Halb neugierig, halb argwöhnisch schauen sie den Fremdling an. Auf meine Frage, ob es denn gar keine Weiber in diesem sonderbaren Nest gebe, ward mir die Antwort, die gebe es schon und zwar sehr schöne. Aber das sei doch gegen die gute Sitte, daß sich Frauen auf der Straße zeigten. Also noch Reste der Sarazenenzeit.

Bekanntlich beherrschten die Araber die Insel ungefähr 240 Jahre lang; Castrogiovanni ward 859 durch Verrat von ihnen erobert. Die schon damals durch ihre Schönheit berühmten Mädchen der Stadt sollen bis nach Damaskus und Bagdad auf die Sklaven-

märkte verschickt worden sein. Erst 1088 wurde die Stadt — wieder durch Verrat — von den Normannen genommen.

Die abgeschiedene Lage auf einsamer Bergeshöhe mag dazu beigetragen haben, daß sich sowohl der arabische Typus, wie arabische Sitten bis jetzt ziemlich rein erhalten haben. Um nur einige derselben anzuführen: Keine Frau darf allein und ohne ein großes, schwarzes Tuch, das ihren Anblick den Männern verbirgt, auf die Straße gehen. Die Markteinkäufe für Küche und Keller besorgen nicht die Hausfrauen, sondern deren Männer. Im Winter, wo der Schnee oft meterhoch in den Straßen liegt, Nebel und Wolken um den Berg ziehen und der Nordsturm von den kahlen Madonischen Bergen herüberbraust, sind die armen Weiber in der That die reinen Gefangenen. Sie setzen dann vier geschlagene Monate lang den Fuß nicht über die Schwelle, kommen nicht einmal zur Kirche, sondern hocken, soweit sie nicht häusliche Geschäfte zu verrichten haben, die bei den Italienerinnen bekanntlich nicht einen übermäßig großen Teil der Zeit in Anspruch nehmen, stumpfsinnig, in wärmende Tücher gehüllt, in ihren dickwandigen, engfensterigen Stuben um die glühenden Kohlenpfannen im Kreise herum und frieren. Öfen giebt es nicht. Eine andere merkwürdige Sitte: Für die Brautausstattung zu sorgen, ist nicht Sache des Schwiegervaters, sondern des Bräutigams, und da man in dieser Hinsicht, namentlich an Kleidern, Fächern und Schmuck, ganz außerordentliche, sich auch in gewöhnlichen Bürgerkreisen nach Tausenden beziffernde

Anforderungen ſtellt, ſo wird der „salto del matrimonio“, der Sprung in die Ehe, wie der Italiener ſich draſtiſch ausdrückt, einem jungen Mann auch bei dem beſten Willen in Caſtrogiovanni thatſächlich recht ſchwer gemacht. Und für alle dieſe Opfer darf der glückliche Bräutigam ſeine Braut nirgendwo anders als nur in ihrem Hauſe und immer nur auf ganz kurze Zeit ſprechen, auch ihr vor der Einſegnung durch den Prieſter beileibe keinen Kuß geben! —

Und doch, auch für die armen, abgeſperrten Frauen Caſtrogiovannis kommt eine fröhliche Zeit im Jahre. Das iſt der Sommer, in welchem zweimal wöchentlich am Abend die gar nicht üble Stadtmuſikkapelle auf den Hauptplätzen der Stadt ſpielt, zugleich die Zeit der großen Kirchenfeſte. Im Mai, wenn der Frühling endlich von der glücklicheren Küſte zum Gebirge ins Innere der Inſel heraufſteigt, wenn Roſen und weiße Lilien in den Gärten zu knoſpen anfangen, und in den ſproſſenden Ulmen die wilden Tauben gurren, dann verſammeln ſich jeden Morgen bei Sonnenaufgang ſcharenweiſe die jungen Mädchen und ziehen ſingend durch die Straßen nach den Kirchen der Madonna, welcher ja dieſer Monat geweiht iſt, um ihre heimlichen Wünſche und Bitten vorzutragen. Bei den Abendkonzerten und Kirchenfeſten iſt es ihnen erlaubt, unter männlichem Schutz oder in Begleitung von würdigen Matronen auszugehen. Manche wunderbar ſchlanke Geſtalt, manch berauſchend ſchönes Antlitz hat man da Gelegenheit, hinter der ſchwarzen Vermummung zu entdecken. Denn alle tragen ſie außer dem unver-

meidlichen Fächer lange, ſchwarze Tücher, keinen Hut. Nur ganz ariſtokratiſche Damen, Baroneſſen und Töchter von „Rittern pp.", geſtatten es ſich, den „capello" aufzuſetzen.

Das glänzendſte Feſt iſt das der Madonna della visitazione, der Haupt-Heiligen der Stadt, am 1. bis 3. Juli. Das iſt dann ein Trubel auf Straßen und Plätzen, ein ewiges Glockenläuten, Konzertieren, Losplatzen von Kanonenſchlägen. Der Biſchof kommt aus Piazza Armerina mit großem Gefolge auf mehrere Wochen herüber und geht ſelbſt in der Prozeſſion mit.

Welch eine Fülle von Bildern ſolch eine Prozeſſion! Den Anfang machen mehrere kräftige Männer, die es ſich gelobt haben, die großen Kirchenfahnen zu tragen, etwa 6 m lange, koſtbar geſtickte Tücher, an wahren Maſtbäumen flatternd. Die Maſtbäume werden balanciert, bald auf den Händen, bald auf Bruſt und Schultern, ja wohl gar von beſonders ſchlimmen Sündern auf den Zähnen — der reine Cirkus. Dann kommen die verſchiedenen Mönche und Brüderſchaften mit Lichtern in den Händen, in ihrer Mitte wertvolle Crucifixe und die verſchiedenſten Heiligen, ſo der arg mit Pfeilen geſpickte heilige Sebaſtian, der ſehr traurig dreinſchauende Nährvater Joſef, der wütend mit ſeinem Schwert um ſich ſchlagende Erzengel Michael. Endlich erſcheint direkt hinter der Geiſtlichkeit unter einem von ſechs Säulen getragenen, goldenen Baldachin in koſtbarem Spitzenkleid die Madonna. Der Baldachin ruht auf einem Geſtell von zwei dicken Balken, die über 100 barfüßige und barhäuptige, mit Schärpen und Heiligen-

bildern behangene Männer in langen, weißen Hemden tragen. Welch ein wilder Fanatismus in den schweißtriefenden Gesichtern! Sowie das Bild der Madonna sichtbar wird, geht ein Herz und Ohren zerreißender Schrei durch die Menge: „Evviva Maria“. Alles wirft sich auf die Kniee, die Weiber halten ihre Kinder in die Höhe. Viele weinen vor religiöser Erregung. Hinter der Madonna schließt dann, abwechselnd den Boulanger- und den Musinanmarsch spielend, die Musikkapelle den Zug.

Die Prozession bewegt sich nach einer vor der Stadt gelegenen Kirche, wo die Madonna, nachdem sie durch ihren Anblick die Fluren gesegnet hat, aufgestellt wird, um nach 14 Tagen ebenso feierlich nach dem Dom zurückgebracht zu werden.

Es versteht sich, daß bei solchen wagehalsigen Experimenten, wie bei dem Drängen der 100 Madonnenträger, deren wilde Gesichter von religiöser Raserei glühen, bei dem Balancieren mit den Fahnenstangen, die leicht einmal umfallen, und bei dem Mangel jedweder polizeilichen Aufsicht mannigfaltige Unglücksfälle vorkommen. Nicht selten hat man sogar mehrere Tote zu beklagen.

Dem sinnenden Wanderer, der die Geschichte Siciliens kennt, ballt sich bei solchen Eindrücken vor Wut heimlich die Faust. Wie ein Schleier der Melancholie liegt es über der ganzen kahlen und wüsten Gegend, über den grauen, unbeworfenen Hütten, über den verfallenen Häusern, namentlich aber über den fast sämtlich in Schwarz einherschleichenden Gestalten, die

selbst bei ihrem größten und heitersten Fest nicht die rechte Fröhlichkeit gewinnen können. Wie ist es möglich, daß dieses so fleißige, gutartige, nicht unintelligente Volk, das eines der gesegnetsten Länder der Erde bewohnt, auf diesem niedrigen Standpunkt steht, daß es, so sehr es sich müht, nicht, absolut nicht in die Höhe kommen kann und nun in tierischer Versumpfung traurig und elend dahin lebt!

Die Antwort ist leicht: Die Spanier haben mehrere hundert Jahre hier regiert. Sie haben nur allzu deutlich ihre völkerentnervenden uud vernichtenden Spuren hinterlassen. Freilich eine Menge stolzer Baronialpaläste — jetzt sämtlich in Verfall — haben sie gebaut, dafür aber das arme Volk in seinen von Schmutz starrenden Höhlen hungern und verdummen lassen. Freilich, beinahe ein Dutzend Klöster und zwei volle Dutzend Kirchen haben sie in dieser einzigen Stadt gegründet, dafür aber, so weit das Auge sieht, überall die einst so herrlichen, wasserspendenden Wälder ausgerodet, kurz Raubbau getrieben an Menschen und Land.

Wie anders, anders war es einst, als dieses gottverlassene, melancholische Felsennest noch nicht Castrogiovanni hieß, sondern Enna, die alte heilige Stadt der Demeter und Persephone, zur Zeit der Griechen und Römer!

Denn eine uralte blühende Geschichte hat diese Stadt gehabt, wo auf dem südlichen höchsten Ausläufer des Plateaus einer der berühmtesten Tempel des Altertums stand, als bereits unter den Ureinwohnern

Siciliens — lange vor der griechischen Besiedelung — der Kultus der Demeter oder Ceres, der Göttin der Fruchtbarkeit, sich hier konzentrierte. Da drüben nach der reichen Catanäischen Ebene zu — da wo es zwischen den entholzten Höhen im Schimmer der untergehenden Sonne blaut und blinkt, liegt der altehrwürdige Perguſa-See.

Dort spielte mit ihren Schwestern Pallas und Artemis Persephone, die liebliche Tochter der Demeter, am Strande nnd webte ihrem Vater Zeus ein Gewand aus Blumen. Da ward sie von Hades (Pluto) geraubt. Alle Klagen und Bitten ihrer Mutter frommten nichts. Sie kehrte nicht zurück ans Licht der Sonne und wurde an der Seite ihres finsteren Gemahls die Göttin der Unterwelt.

Jetzt ein einsamer, menschenverlassener Ort, eine gefürchtete Brutstätte der Malaria, war die Umgegend des Sees noch zur Römerzeit ein gar lieblicher und gesunder Aufenthalt, wie die Reste mehrerer römischer Villen am Seeufer beweisen. Und welch ein heiteres und beglückendes Leben muß nach Ciceros Rede gegen Verres und Polybius' Beschreibung einst oben in Enna geherrscht haben; besonders zur Zeit der schon damals gefeierten sommerlichen Feste, als noch nicht die Maria della visitazione, sondern Ceres, um die Fluren zu segnen, in Prozession herumgetragen wurde, der zu Ehren man derbe Satyrspiele und lustige Bacchische Tänze aufführte. Damals bedeckten lachende Gärten und schattige Haine mit nie versiegenden Quellen den nicht bewohnten Teil des Plateaus, und von dem Duft

der zahllosen Blumen betäubt, verloren die Hunde die Spur des gescheuchten Wildes.

Jetzt ist alles öde und kahl. Nur wenige Bäume, wenige Blumen in den verwilderten Gärten. Das im Hochsommer nur sehr spärlich fließende Wasser wird entweder mit Maultieren nach der Stadt gebracht oder von armen Weibern hereingetragen, welche die Amphoren aber nicht leicht, graziös auf dem Kopf balancieren, wie in dem durchweg mehr griechisch gebliebenen Osten der Insel, sondern mühselig, ohne jede Anmut auf dem gekrümmten Rücken schleppen wie afrikanische Sklavinnen.

Von der alten Herrlichkeit ist so gut wie nichts mehr vorhanden. Ein paar zierliche Säulen, Thongeschirr, Vasen und Münzen hat man gefunden und zu einem kleinen Museum vereinigt. Das Beste ist ein mit Bacchustänzen verzierter Kandelaber, der jetzt einem Weihwasserbecken im Dom als Fuß dient. Aber wenn auch die alte Größe geschwunden ist, geblieben sind die gesunde, reine Luft, die Castrogiovanni jetzt noch zum Sommeraufenthalt sehr geeignet macht, und die herrliche Aussicht, die man von der 1000 m hohen Felsenwarte nach allen Seiten hin genießt, am besten in der Nähe des ehemaligen Cerestempels und des mit prächtigen, uralten Cypressen geschmückten Friedhofs. Die ganze Insel überblickt man von dort wie eine Landkarte in Relief. Die schneebedeckten Madoniden und Nebroden im Norden bis zu den Höhen von Girgenti und Syracus; von den Bergen bei Palermo, dem charakteristischen Monto Calógero und der mächtigen Busambra

ſieht man hinüber bis zu der reichen Catanäiſchen Ebene, über welcher allgewaltig der Beherrſcher der Inſel thront, der unermüdlich rauchende Ätna. Dazu im Mittelgrund, welche Fülle von alten intereſſanten Bergſtädten! Da iſt zunächſt das nahe Calascibetta, das die Normannen 1080 als Kriegslager anlegten, um Caſtrogiovanni leichter erobern zu können, dahinter auf kühnem Felſen Petralia, das alte Petra, in einer ganz verrufenen Brigantengegend. Ohne wenigſtens 4 Carabinieri, hieß es, dürfe man dahin einen Ausflug nicht wagen. Civiliſierter, weil unweit der Eiſenbahn gelegen, ſind das wie ein rieſiges Schwalbenneſt an den Hügelhang angeklebte Leonforte, ferner auf hohen Bergkuppen Aſſoro, das auch einſt ſeinen eigenen Tyrannen hatte und eigene Münzen prägte, jetzt ein elendes, armſeliges Dorf, und Agira, das alte Agyrion, die Geburtsſtadt des berühmten Geſchichtsſchreibers Diodor, endlich, wie auf dem Doppelhöcker eines Kamels auf zwei gleichen, ſich ſchroff gegenüberliegenden Kegeln, die höchſt gelegene (1150 m) Stadt der Inſel Troina, wo der alte Normannengraf Roger ſo gern weilte, wohl weniger der Sommerfriſche wegen, als weil er in der Nähe dieſer Feſte die erſte entſcheidende Schlacht gegen die Araber gewonnen hatte.

Eine ſehr merkwürdige Erſcheinung ſind die von den Einwohnern „Sarazenenlöcher“ genannten zahlreichen Felſenwohnungen. Sie befinden ſich namentlich in den Wänden der Schluchten, welche von Südoſten zu beiden Seiten der Straße zum Plateau der Stadt hinaufführen, und ſind zum Teil noch heute be-

wohnt. In der einen ist eine Töpferei, in einer anderen eine Bäckerei. Die Gelehrten sind sich nicht einig, in welche Zeit sie diese Höhlen versetzen sollen. Sarazenischen Ursprungs sind sie ganz gewiß nicht. Vielleicht bildeten sie die alte griechische Totenstadt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit haben wir in diesen umfangreichen Bergesaushöhlungen die einstigen Behausungen der alten Sikuler zu erblicken, die nichts von Architektur verstanden, nichts von Kalk und Lehm wußten, hingegen mit den primitiven Erzinstrumenten leicht den porösen Kalkstein auseinanderschnitten und bearbeiteten. Eine größere Grotte, die zugleich mit ihren vielen seitlichen Vertiefungen im Felsen als Ruhestätte der Toten diente, hat man als Kapelle ausgebaut. Während durch die schmalen Felsenöffnungen ein magisches Licht in den unheimlichen Raum fiel, wurde hier an dem großen Alter inmitten der modernden Gebeine der Abgeschiedenen bis vor 30 Jahren etwa noch Gottesdienst gehalten. Giebt es ein schlagenderes Beispiel für die melancholisch-phantastische Sinnesrichtung dieses seltsamen Völkchens?

Wünschen wir, daß das Militär, das ja sonst nicht gerade berufen erscheint, die Segnungen der Kultur zu verbreiten, wie es schon dem Brigantenunwesen auf das wirksamste gesteuert hat, so auch das Seinige dazu beitragen möge, die guten Leutchen von Castrogiovanni immer mehr und mehr ihrem dunklen Mittelalter zu entreißen.

Syrakus.

Menſchen und Städte, die die Menſchen bauen, haben das gleiche Schickſal. Auch die Städte haben ihre hoffnungsvolle Geburt, ihre fröhliche Kindheit, ihr ernſtes, thaten- und wechſelreiches Mannesalter. Dann werden ſie krank, alt und ſterben. Zuweilen bleibt noch in ihren Ruinen eine Art Skelett von ihnen übrig, oft nicht einmal das.

Nirgends finden dieſe Sätze ſo volle Beſtätigung wie in Sicilien. Von einer ganzen Anzahl griechiſcher Kolonien, die uns die alten Schriftſteller nennen, wiſſen wir nicht einmal ihre Stätte mehr anzugeben: wo haben Abolla, Abakamon, Apollonia, Emporion, Makellae geſtanden? Andere ſind wohl noch ihrer Lage nach zu beſtimmen, aber doch vollſtändig vom Erdboden verſchwunden, ſo Haläſa und Kalakte an der Nordküſte, Naxos und Megara an der Oſtküſte.

Weingärten, Citronenpflanzungen ſtehen an Stelle der Häuſer, und wo einſt Wagen über das Pflaſter raſſelten, wo auf dem Markt das Leben Tauſender

haſtete, zieht jetzt der einſame Pflug. Trotz der grauſamen Zerſtörung, zu der ſich Natur, Zeit und Menſch vereinigten, trotz Erdbeben und Lavaſtrömen, Schirokkoſturm und Überſchwemmung, Feuer und Schwert haben ſich ferner — das iſt die dritte Kategorie — von antiken Niederlaſſungen zahlreiche und mannigfaltige Reſte erhalten, ohne daß freilich dieſe Orte jetzt noch bewohnt und ihre Namen anders als in Büchern oder auf den Münzen zu leſen wären, die einſt in ihren Mauern geprägt wurden. So das liebliche Himera (bei Termini) und das tapfere Selinunt (bei Caſtelvetrano) mit ſeinen ungeheuren Tempeltrümmern, beide 409 von den Karthagern von Grund aus zerſtört und nicht wieder aufgebaut, das hochgelegene Solunt und das reiche Tyndaris, ſowie die blühenden Pflanzſtädte von Syrakus: Gela und Kamarina, welche alle noch bis in die Römerzeit hinein bewohnt, dann aber für immer verlaſſen wurden. Die letzte, vom Schickſal am glimpflichſten behandelte Art endlich bilden jene Städte, die an derſelben Stelle noch heute ſtehen und mit geringer Abweichung auch noch die alten Namen tragen: Palermo (Panormus), Trapani (Drepana), Meſſina (Meſſana), Taormina (Tauromenion), Catania (Katana). Zu ihnen gehört Syrakus. Aber in gewiſſem Sinne auch wieder nicht. Denn nur einen ganz kleinen Teil vom Umfange der ehemaligen, eine halbe Million Menſchen in ſich bergenden Königsſtadt nimmt das heutige Syrakus mit ſeinen 25 000 Einwohnern jetzt noch ein. Auch iſt es eine tote Stadt mit ſeinen engen, krummen Gaſſen, ſeinem verwahrloſten Hafen, und wenn nicht im Winter

und Frühling der alljährliche Fremdenſtrom ein wenig Leben in ſeine ſtillen Mauern führte, würde es an Öde und Verlaſſenheit irgend welcher Landſtadt im Innern nicht viel nachgeben. Lebt es noch? Oder ſtarb es? Und wie lange ſchon? Mir iſt es immer wie eine wohlkonſervierte Mumie vorgekommen . . . .

„Station Syrakus!“

Wenn das der alte Dionys heutzutage mit anſehen müßte, wie Deutſche, Engländer, Amerikaner, aus Furcht vor der ſicilianiſchen Sonne oft ganz tropenmäßig ausgerüſtet, mit ihren Schirmen und Bädekern aus den Kupeethüren ſtürzen, um ſich's in ſeiner ehemaligen Reſidenz wohl ſein zu laſſen! Der alte, ehrliche Dionys, ich fürchte, wenn er per Eilzug jetzt mit uns ankäme und man ihm Syrakus zeigte, er würde ſehr zornig werden: „Das iſt nicht Syrakus!“ Wohl würde er vielleicht mit dem ihm eigenen grimmigen Behagen ſich endlich überzeugen, daß die Linien von Berg und Thal, das Meer mit ſeinen beiden Häfen ihn allerdings ſtark an ſeine einſtige Heimat erinnerten. Denn der Ätna iſt ſchon zu fern, als daß er hier bedeutende Veränderungen im landſchaftlichen Bilde hätte hervorrufen können, etwa wie in den allmählich gänzlich veränderten Umgebungen von Catania. Dann aber würde ich ihn beim Arm nehmen und ihn zunächſt in den Dom führen. Freilich auf dem Wege dahin dürfte er ſehr enttäuſcht ſein, ſeine finſtere, turmbewehrte Tyrannenburg, ſein Arſenal, ſeine Schiffswerfte nicht mehr vorzufinden. Aber in der großen Domkirche würde er ſogleich ſeinen alten Artemistempel wiedererkennen.

Beginnen wir mit ihm unſeren Rundgang durch die heutige Stadt. Wie jeder, der Rom zum zweiten Mal beſucht, zuerſt den Schritt nach dem Pantheon lenkt, ſo wird der erſte Weg jedes Kenners von Syrakus dieſem altehrwürdigen Heiligtum gelten.

Da ragen an der linken Langſeite außen noch vier Säulen und drei Kapitäle, darüber Triglyphen und Stirnziegel auf, während innen an der Langſeite des rechten Seitenſchiffs acht Säulen unverſehrt ſtehen. Ohne Baſis wachſen ſie im Durchmeſſer von zwei Metern heraus, verjüngen ſich nach oben und tragen in der Höhe von neun Metern wuchtige Rundkapitäle, ganz ſchlicht und einfach, und doch wie groß und gewaltig! Die Kannelierung nimmt den Säulen etwas von ihrer Schwere: obwohl einander ziemlich nahe, wirken ſie nicht erdrückend. Ganz eigenartig iſt der Zauber, wenn dieſe zweieinhalbjahrtauſend alten Herren, an der Außenwand, nun des Abends von Auerſchem Glühlicht und einem großen elektriſchen Reflektor grell beſchienen werden. Es iſt, als wunderten ſich dieſe letzten der 36 Säulen, die einſt den Tempel zierten, daß ſie jetzt noch an dem alten Flecke ſtehen, wo ſie lange vor den Perſerkriegen gegründet wurden. Wie kläglich nimmt ſich gegen dieſe Säulen die prunkvolle Barockfaſſade des Domes (von 1754) aus mit ihren geſchwungenen Giebeln und verſchmitzten Verſchnörkelungen, viel zu hoch im Verhältnis zur Breite und mit Figuren gekrönt, die im aufdringlichen, exzentriſchen Geſchmack Berninis nicht einmal ganz, nur auf der Vorderſeite ausgeführt ſind! Wie überladen, unecht,

gekünstelt und wie unsolid! Nein, kehren wir in das Innere zurück! Aber auch hier, um nicht sogleich durch das Moderne, Geistlose der Renovierung aus aller Stimmung gerissen zu werden, gilt es, einen besonderen Standpunkt zu wählen, nämlich rechts vom Eingang, wo wir nur das rechte Seitenschiff entlang sehen, und die acht dorischen Riesen, wie zu den Tagen des Sophokles und Pindar, noch in einer Reihe erblicken.

„In diesen heiligen Hallen", die wundersamen Zauberflötenklänge scheinen leise durch die feierliche Stille zu tönen. Und jetzt glaubt man, müsse aus dem dämmernden Hintergrund die Priesterschar mit den weißen Stirnbinden hervorwallen und das Gebet anstimmen: „O Isis und Osiris". Bekanntlich ist der altdorische Stil aus dem ägyptischen Tempelstil hervorgegangen. Aber nirgends bei freistehenden und vollständiger erhaltenen ähnlichen Ruinen, weder in Paestum und Girgenti, noch in Selinunt oder Segesta, habe ich jene nahe Verwandtschaft so deutlich gespürt, wie in dem mystischen Halbdunkel dieser Kirche, die ziemlich rücksichtslos in wenige karge Reste des einstigen Prachttempels hineingebaut wurde.

Ja, ein Prachtbau muß dieses Heiligtum einst gewesen sein, mag es nun als Tempel der Pallas Athene, den Cicero so überschwenglich rühmt, oder als jener der Artemis angesprochen werden. Dieser Göttin wird er jetzt zugeschrieben, weil in der Nähe die ihr geheiligte Arethusaquelle zu Tage tritt, während als Tempel ihrer Schwester jene gewaltigen Säulenschäfte

und Stufen gelten, die man in der Nähe des ſogenannten kleinen Hafens, fünfzehn Meter unter dem heutigen Pflaſter, bloßgelegt hat.

Von dem ſchmucken Hauptplatz, an dem der Dom ſteht, gelangt man in wenigen Minuten zum ſogenannten großen Hafen, deſſen Ufer hier eine freundliche Promenade mit Palmen, Kirſchlorbeer und Zierſträuchern bildet. Zu einem halbrunden, tiefen Baſſin führen einige Stufen hinunter. Hier grüßt uns eine andere Erinnerung an Ägypten: in doppelter Mannshöhe ſteigen Papyruswedel aus dem ſumpfenden Waſſer auf. Wir ſtehen an einer denkwürdigen Stelle, der Arethuſaquelle. Eine der lieblichſten Sagen des griechiſchen Altertums knüpft ſich an dieſen Ort. Bis hierher floh die ſchöne Jagdgenoſſin der Artemis, die Nymphe Arethuſa, vor der ungeſtümen Werbung des Flußgottes Alpheus aus Elis, und hier ergab ſie ſich ihm, der ihr übers Meer herüber gefolgt war. Durch dieſe Mythe deuteten die griechiſchen Koloniſten das Wunder, welches ſie hier fanden, daß nämlich wenige Schritte vom Meer aus dem harten Geſtein eine Süßwaſſerquelle hervorſprudelte. Der Grieche fühlte eben, ähnlich dem Engländer von heute, überall, wohin er kam, ſeinen unvereinbaren Gegenſatz zu den Eingeborenen, erkannte die ihm fremden Götter des fremden Landes nicht an, ſondern brachte ſeine eigenen mit, oder vielmehr: er ſah auch in der Fremde ſeine heimiſchen Götter walten. Dieſem ſtrengen Abſchließen vor den Barbaren, dieſer ſchönen Treue gegen ſeine Heimat verdanken wir gerade für das ſo früh helleniſierte Sicilien eine Anzahl

teils ſinniger und zarter, teils faſt barocker und humoriſtiſcher Sagen und Märchen. Ich erinnere nur an die allen Griechen geläufigen Legenden von der Scylla und Charybdis, von Perſephone, den Cyklopen, Läſtrygonen und dem komiſch-derben Windgott Äolus.

Sonſt bleibt von baulichen Sehenswürdigkeiten in der heutigen Stadt bloß noch der Palazzo Mont'Alto (von 1397) übrig mit zwei großen gotiſchen Doppelfenſtern, die ſchönes ſteinernes Maßwerk und reizende, gewundene Zierſäulen aufweiſen. Das Schwergewicht der archäologiſchen und architektoniſchen Bedeutung von Syrakus aber liegt nicht im Mittelalter, ſondern im grauen Altertum, und ſo finden wir auch die bedeutendſten Bauwerke nicht in dem engen Bezirk der modernen Stadt, ſondern da, wo ſich die Hauptmaſſe der ehemaligen Metropole ausdehnte, weit verſtreut außerhalb. Ehe wir aber dieſe Ruinen beſuchen, iſt es für das Verſtändnis durchaus nötig, ſich die Lage der antiken Stadt zu vergegenwärtigen, ſowie die bedeutende Rolle, die ſie Jahrhunderte lang geſpielt, klar zu machen.

Ein Jahr nach der Gründung von Naxos, 734 v. Chr., landete eine Schar Korinther auf der Inſel Orthygia, derſelben, welche das heutige Syrakus mit ſeinen Häuſern bedeckt. Der enge Meeresarm, der den kleinen Hafen im Norden und den großen im Süden verbindet, war leicht zu überbrücken, und ſehr bald breitete ſich die durch Handel mit dem Mutterland, mit Karthago und Ägypten aufblühende Kolonie auf das Feſtland, auf die nach dem Meer ſteil ab-

fallende Hochebene aus, wo allmählich die Stadtteile Achradina, Neapolis, Tyche und Epipolä entstanden — ein Areal, ungefähr von der Ausdehnung des heutigen München. Weniger mit Häusern bebaut dürfte die im Süden der Hochebene sich hinstreckende Niederung des Flusses Anapo gewesen sein, einerseits wegen der ungesunden Sumpfluft, andererseits wegen des geringeren Schutzes. In der That schlugen hier sowohl die Athener 415, als auch die Karthager 396 und 310 v. Chr. ihre Lager auf und hatten stets von der Malaria schwer zu leiden. Gleichwohl standen auch hier Tempel der Demeter und Persephone, der Kyane und des Zeus (das Olympieion).

Der erste Tyrann nach einer langen republikanischen Regierung war Gelon, der Griechenland zur Hilfe gegen Xerxes bereits 200 Kriegsschiffe und 30 000 Mann anbieten konnte. Da aber seine Bedingung, daß er dafür den Oberbefehl im Kriege erhalte, ausgeschlagen wurde, beteiligte er sich nicht und verwendete seine große Macht gegen den Erbfeind der Sicilianer, die Karthager. Er schlug sie völlig in der mörderischen Schlacht bei Himera (480 v. Chr.). Die vielen Tausende von Gefangenen mußten, soweit sie sich nicht durch schweres Geld lösen konnten, als Staatssklaven die Stadt durch Bauten befestigen und verschönen. Zugleich vermehrte die gewonnene unermeßliche Beute die Macht von Syrakus derart, daß es bald Großstadt und später auf Jahrhunderte die erste Stadt am Mittelmeer wurde. In Sicilien trat es an die Spitze sämtlicher dorischer Städte und unterdrückte den Aufstand der einheimischen

Sikuler unter ihrem König Duketios. Ebenso ging es siegreich aus dem Kampfe mit Athen hervor (415 bis 413). Unter Dionys (405—368) beherrschte Syrakus thatsächlich bis auf wenige karthagische Städte im Westen ganz Sicilien und einen beträchtlichen Teil von Süditalien (Großgriechenland). Nach dem Tode des Tyrannen verheerten Bürgerkriege Stadt und Land, dann leitete der weise und tapfere Timoleon eine dreißigjährige Friedensperiode ein, bis 317 der verschlagene Agathokles die Gewalt an sich riß und nach neuen Wirren die letzte große Blüte der Stadt anbrach, unter der 54jährigen Regierung Hierons II. Wie zwei Jahrhunderte früher der syrakusanische Hof hervorragende Geister, so Pindar und Äschylus, an sich gefesselt hatte, wurde auch jetzt Syrakus der Sammelpunkt berühmter Persönlichkeiten: Theokrit, selbst ein Syrakusaner, dichtete hier seine frischen, humorvollen Idyllen, der größte Mechaniker des Altertums, Archimedes, sann hier nach über die tiefsten Probleme und entdeckte die Schwerkraft und die Hebelkraft, erfand den Flaschenzug und den Brennspiegel. Nach Hierons Tode schlug sich Syrakus, von zwei Übeln das geringere wählend, auf die Seite von Karthago und wurde nun von den Römern belagert. Marcellus nahm die Stadt durch Verrat, ließ sie plündern und entführte ihre Kunstschätze nach Rom. Bekanntlich fiel auch Archimedes damals unter der rohen Hand eines römischen Soldaten, der in seinen Garten eindrang, wo der Gelehrte weltvergessen im Sande mathematische Figuren betrachtete, über einem neuen Lehrsatz brütend. „Mensch, stör mir meine Kreise

nicht!" Die Antwort war ein Schwerthieb, der den armen Gelehrten ſchnell in die reale Welt zurück-, aber ebenſo ſchnell ganz aus der Welt hinausbeförderte ...

Unter der römiſchen Herrſchaft ſank Syrakus zur Provinzſtadt herab. Einer gewiſſen Blüte erfreute es ſich dann wohl unter den oſtrömiſchen Kaiſern, deren einer, Konſtanz II. i. J. 663 ſogar ſeine Reſidenz hierher verlegte. Aber bereits 669 wurde es von den Sarazenen vorübergehend eingenommen, 827 von demſelben furchtbaren Feind belagert und fünfzig Jahre ſpäter nach zehnmonatiger Einſchließung endgiltig erobert. Seinen Vorrang unter den ſicilianiſchen Städten hat es ſeit jenen Tagen an das glücklichere Palermo abgetreten, wohl für immer.

* * *

Der Ausgangspunkt der Ruinen der alten Stadt iſt das griechiſche Theater, in einer halben Stunde vom Domplatz zu erreichen. Mit ſeinem Durchmeſſer von 150 Metern war es das drittgrößte der griechiſchen Welt. 46 Sitzreihen bauen ſich halbkreisförmig übereinander auf, von unten nach oben waren ſie, wie noch jetzt deutlich zu erkennen, durch Treppen in neun Keile geteilt. Einige Namen dieſer Abteilungen ſind in fußhohen griechiſchen Buchſtaben eingemeißelt, an dem Umgang in halber Höhe zu leſen: Hieron, Philiſtis und Nereis, die Gattin und Schwiegertochter des großen Königs, und erinnern daran, wer einſt auf dieſen Bänken geſeſſen hat, den tiefſinnigen Chören eines Sophokles lauſchend oder den gewaltigen Schickſalskämpfen eines

Äſchylus, den genialen Burlesken eines Ariſtophanes, wie ſie da unten auf der Bühne ſich darſtellten, mit Aug und Ohr folgend. Verſunkene Welten! Und doch — den Göttern Griechenlands Lob und Dank! — unvergeſſene, da uns ja ein großer Teil jener Meiſterwerke erhalten blieb. Freilich, ſchon regt ſich die heimliche Wehmut, die uns bei unſeren Wanderungen auf dieſem Boden nicht verlaſſen ſoll: einſt die Stätte edler Freude und Erhebung für ungezählte Tauſende, liegt dieſer Tempel der Kunſt nun ſeit 1500 Jahren verödet da. Mit ungeſtümer Gewalt dringt das Gefühl der Vergänglichkeit an unſer Herz. Beſonders wenn die Sonne hinter den weſtlichen Bergen ſich neigt und nun, wie in den alten Griechentagen, dieſe wahrhaft klaſſiſche Landſchaft mit romantiſchem Schimmer verklärt. Schon ſteigen leichte Nebel vom Anapo auf, aber die weißen Häuſer der Inſelſtadt erſtrahlen noch in hellem Glanze wie pariſcher Marmor, und im Wiederſchein der Abendwolken leuchtet der runde Hafen wie eine große goldene Platte. Kein Laut ſtört die feierliche Stille, nur das Rauſchen eines Baches, der unweit oberhalb eine Mühle treibt, klingt harmoniſch in unſere Stimmung. Und dann erbleicht und verdämmert alles. Die Sonne, die all dies entſtehen und vergehen ſah, hat Abſchied genommen. Die wohlthätige Nacht deckt dieſe Trümmer menſchlichen Glückes, menſchlicher Größe auf kurze Stunden wieder mit dem Schleier des Vergeſſens . . .

Wendet man ſich von der Mühle links, ſo führt eine antike, in den Felſen gehauene Straße zu dem ſogenannten Nymphaeum, einer runden Grotte mit Baſſin —

ohne Waſſer, das jetzt für jenen praktiſcheren Zweck abgeleitet iſt. Da dieſe Grotte ſo ziemlich in der Mitte über den Zuſchauerreihen liegt, drängte ſich mir der Gedanke auf, ob ſich hier nicht einſt die königliche Loge befand, wo Dionys, Timoleon und Hieron am kühlen Quell, und ohne der Sonne ausgeſetzt zu ſein, den Vorſtellungen beiwohnten. Unterſtützt wird dieſe meine, übrigens höchſt perſönliche Annahme dadurch, daß Dionys an eben dieſem Punkt ein Haus oder eine Villa gehabt hat, mit welcher auch das berühmte, nur wenige Schritte entfernte Ohr des Dionys in Verbindung ſtand. Eine enge Felſenkammer wird als der Ort gezeigt, wo der Tyrann durch einen Spalt den Geſprächen ſeiner Gefangenen lauſchte, die in den nahen Steinbrüchen arbeiteten.

Dieſe Steinbrüche (Latomien), fünf an der Zahl, ſind für Syrakus ganz beſonders charakteriſtiſch. Man ſtelle ſich gewaltige, bis vierzig Meter tiefe Felſenkeſſel vor, mit ſenkrechten Wänden. Hier und da ſind große Pfeiler ausgeſpart. Oft hängen die oberen Partieen klafterbreit über, und wir wandeln durch hohe Grotten, die, wie mit ſteinernen Vorhängen zuerſt verdeckt, ſich allmählich weiter und weiter öffnen zu mächtigen Sälen, an der Decke mit üppigem Frauenhaar behangen. Hier ſind große Blöcke herabgefallen, nun längſt mit Moos und Epheu bewachſen, dort drohen die von unten her rechtwinklig gehauenen Stufen bald nachzuſtürzen. Nur einen Eingang haben gewöhnlich dieſe antiken urpraktiſchen Zuchthäuſer, und ſo verwildert und vielgliederig ſind dieſe Schluchten, daß man beſonders in

der Latomia dei Cappucini ohne Führer den Ausweg schwer wiederfinden dürfte.

Die Latomia neben dem Theater trägt den Namen Latomia del paradiso, wohl wegen ihrer üppigen Vegetation, die sich unten in prächtigen Orangen- und Citronenanlagen, unterbrochen von Rosen und Myrten, von Feigen- und Mispelbäumen, zeigt, während oben Kaktusgestrüpp die senkrechten gelben Felswände gegen den dunkelblauen Himmel abschließt. Das sogenannte Ohr des Dionys ist ein Teil dieses Steinbruchs, nämlich eine 57 Meter lange, 21 Meter hohe Höhle, die anfangs 6 Meter, in der Mitte 16 und am Ende 8 Meter breit, durch ihre Windung den Gehörgang des menschlichen Ohres in Riesendimensionen nachahmt und daher auch die akustischen Erscheinungen eines solchen aufweist. Auch der leiseste Ton vom Eingang her, ein Räuspern, Fingerschnipsen, Lispeln wird am oberen Ende, da, wo angeblich der Tyrann lauschte, deutlich vernommen.

Das Glück, die paradiesische Fülle der Blumen und Früchte, die märchenhafte Abgeschiedenheit in diesen grotesken Felsenlabyrinthen voll zu genießen, wird dem Geschichtskundigen ein wenig verkümmert durch die Erinnerung an ihre traurige Vergangenheit. Sie sind einst das lebendige Grab von vielen Tausenden junger Männer gewesen, die zwei Jahre zuvor auf stolzer Flotte hoffnungsvoll übers Meer herübergezogen waren: in diesen Steinbrüchen wurden während des Winters 414 auf 413 v. Chr. diejenigen Athener gefangen gehalten, die nach der mißglückten Belagerung von

Syrakus, nach dem Verluſt ihrer Schiffe und dem vergeblichen Durchbruchsverſuch zu Lande ſich dem Sieger ergeben mußten. Die 7000, die das Schwert verſchont hatte, wurden in dieſen unentrinnbaren Kerkern zuſammengepfercht. Keiner entkam durch Liſt oder Gewalt, nur wenige rührten dadurch, daß ſie — ſich zum Troſte — Chorgeſänge aus Euripides anſtimmten, die Herzen der ihnen ſtammverwandten Feinde und wurden von reichen Bürgern freigekauft. Aber die meiſten kamen elend um. „Denn", wie Thucydides (VII. Buch 87. Kap. des Peloponneſiſchen Krieges) erzählt, „da eine ſo große Menge in dieſen Tiefen beiſammen waren, ſo fiel ihnen erſt die Sonnenhitze ſehr beſchwerlich, vor der ſie ſich nicht ſchützen konnten, und da ſie hierauf in den Herbſtnächten gerade das Gegenteil, nämlich eine empfindliche Kälte auszuſtehen hatten, ſo zog ihnen dieſer Wechſel nebſt der Unbequemlichkeit des engen Aufenthaltes und die aufeinander gehäuften Toten, die an ihren Wunden oder den Folgen jenes Temperaturwechſels geſtorben waren, allerlei Krankheiten zu. Außer dem unerträglichen Geſtank wurden ſie aber auch noch vom Hunger und Durſt gequält, indem man ihnen eine Zeit von acht Monaten hindurch auf jeden Mann nur ein Viertel Quart Waſſer und ein halbes Quart Brot täglich gab" . . . .

Dieſe atheniſche Expedition hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Krieg der Engländer gegen die ſüdafrikaniſchen Republiken. Hier wie dort ein gewaltiges Machtaufgebot, das auf unzähligen Schiffen weit über Meer transportiert werden mußte, hier wie

dort eine geradezu unverſtändliche Unterſchätzung des Gegners, hier wie dort wenig Ruhm und Ehre. Nach jenen Unglückstagen von Syrakus hat ſich Athen, die langjährige Beherrſcherin des öſtlichen Mittelmeers, nicht wieder erholen können. Die Weltpolitik, in die es ſich eingelaſſen, koſtete ihm nur zu bald ſeine ſchwer errungene Macht, ſeine ſtolze Freiheit.

Zwar die Athener kamen nicht wieder, aber wenn ſich Syrakus auch noch zwei Jahrhunderte gegen alle äußeren Widerſacher, vor allem die Karthager, ſiegreich behauptete, den Römern war es nicht gewachſen.

An die Zeit der Römer erinnert, wenige Schritte vom Ohr des Dionyſius entfernt, ein wohlerhaltenes Amphitheater. Während das griechiſche Theater dem edlen Zwecke diente, die höchſten Ideale der Menſchenbruſt zu verkörpern, ſo öffnete die römiſche Arena dem — armen wie reichen — Pöbel ihre Pforten, um den rohen Inſtinkten ſeiner Natur ausgelaſſen frönen zu können. Nur die Südſeite iſt Mauerwerk, ſonſt iſt es ganz aus dem Felſen herausgehauen. Hier wurden Tierhetzen im großen Maßſtabe vorgeführt, Elefanten kämpften mit Tigern, Büffel und wilde Stiere mit Löwen und Leoparden. Gladiatoren gaben dem blutdürſtigen Zuſchauer das Bild der Schlacht und des Schlachtentodes. Später war es die Richtſtätte Tauſender von Chriſten, die während der Verfolgungen des dritten Jahrhunderts, namentlich unter Diokletian (293—305), hier für ihren Glauben ſtarben.

Ganz eigentümlich berührt den ſkeptiſchen Sohn des 19. Jahrhunderts dieſe Erinnerung an den furcht-

baren Kampf zweier diametral entgegengesetzter Weltanschauungen, und sie wird um so lebendiger, je mehr man sich den letzten Ruhestätten der Opfer jenes Kampfes nähert, den Katakomben.

Verfolgen wir die Straße, die wir gekommen, an hohen Weinbergs- und Gartenmauern hin, so lockt uns bald aus einem Seitenweg das große gotische Rundfenster der Fassade von San Giovanni. Ein einsames Kirchlein aus normannischer Zeit (von 1182), hütet es die christliche Gräberstadt. Es nimmt die Stelle eines alten Bacchustempels ein, von dessen einstiger Pracht noch zwei herrliche dorische Säulen zeugen, die jetzt, sie mögen wollen oder nicht, das Gebälk der christlichen Kirche tragen. Ein Franziskaner in Sandalen, den Büßerstrick um den Leib, präsentiert sich und führt uns, mit einer Lampe in ganz antiken Formen voranleuchtend, zu den düsteren Behausungen der Toten, zunächst zu der Krypta des heiligen Marcian, einem hohen, unterirdischen Gewölbe in Form eines griechischen Kreuzes. Ein Altar, aus rohen Riesenquadern aufgeschichtet, wird gezeigt und eine abgestumpfte Säule. Wenn man auch nicht der mit voller Überzeugung berichteten Legende des frommen Klosterbruders unbedingten Glauben beimißt, daß nämlich der heilige Paulus bei seinem dreitägigen Aufenthalt in Syrakus an jenem Altar Messe gelesen, und daß an dieser Säule der Schüler des Apostels, Sankt Marcian, den Märtyrertod erlitten habe, so deuten doch die romanischen Kapitälornamente mit den Abzeichen der Evangelisten, sowie ein höchst naives Fresko der heiligen Dreieinig-

keit an den Wänden auf das hohe Alter dieſes geweihten Ortes.

Unweit davon erſtrecken ſich die eigentlichen Katakomben, gaſſenbreit ausgehauene Gänge, vier bis fünf Stockwerke übereinander, die ſich, wie man annimmt, ſtundenweit ausdehnen, aber nur zu einem ganz kleinen Teile bloßgelegt ſind. An den Kreuzungspunkten der einzelnen unterirdiſchen Wege fallen hohe Rundſäle (in Form des römiſchen Pantheons) auf, die zur Abhaltung des Gottesdienſtes dienten.

Die Grüfte zu beiden Seiten haben zweierlei Form. Entweder ſind ſie einzeln übereinander, entſprechend dem Umfang des Leichnams, in den Felſen eingehauen, oder es ſind acht Meter tief, anderthalb Meter hoch in den Tuff eingegrabene Kammern für Reihengräber, jene für die Reichen, dieſe für die Armen und wohl auch für die Märtyrer, die gleich zu Dutzenden an den Hinrichtungstagen hier nebeneinander beigeſetzt wurden, worauf dann eine Palme außen in Fresko an die Wand gemalt wurde, ihren Heldentod zu bezeugen. Vielfach erblickt man auch Bilder von Pfauen, angeblich das Kennzeichen vornehmer Geſchlechter. Im allgemeinen ſind die Fresken, wie man ſieht, mit dem Meißel abſichtlich zerſtört, jedenfalls von den Arabern, die ihren Fanatismus ſogar an dieſen unſchuldigen Sinnbildern des ihnen verhaßten Glaubens ausließen; nur wenige, ſo ein Madonnenfresko und eine Malerei, den heiligen Paulus darſtellend, ſind leidlich erhalten. Auch Moſaiküberreſte hat man gefunden, und ſo hat es nichts Unwahrſcheinliches, daß dieſe Totenſtadt einſt

einen anheimelnden, beinahe wohnlichen Anblick gewährt haben muß. Jetzt freilich, bis auf wenige Reste selbst der Knochen beraubt, rufen diese langen, öden Hallen, von der trüben Ampel des Mönchs nur dürftig erleuchtet, einen schauerlichen Eindruck hervor. Dort, wo das liebe Tageslicht seine Herrschaft verliert, wurden sie am Abend hereingetragen, die Hunderte von tapferen Herzen, die am Morgen dem sicheren Tod entgegengeschlagen hatten, wohl oft heimlich zitternd und zagend, und doch getrost, daß ihnen der höchste Lohn für ihre Standhaftigkeit würde, sobald sie den guten Kampf zu Ende gekämpft: rüstige Männer, hilflose Greise, liebende Mütter und zarte Jungfrauen. Alle wurden sie von ihren Angehörigen und Glaubensgenossen, nachdem sie in dem nahen Zirkus, von der Menge begafft, grausam zu Tode gemartert waren, im stillen Zuge hierher geschafft und in den ihrer schon harrenden Felsenhöhlen zur ewigen Ruhe bestattet, wie sie in den Staub gesunken waren im innigen Verein, einer neben dem anderen. Wohl nirgends treten uns die ungeheuren, die Welt von Anbeginn bewegenden Gegensätze des Menschendaseins, die Lebensbejahung und die Lebensverneinung so greifbar vor die Seele, wie in dieser unterirdischen Totenstadt.

* * *

Eine andere, jedoch wohlerhaltene, ja offenbar liebevoll gepflegte Totenstätte hat für uns Deutsche ein besonderes Interesse: das Grab Platens in der Villa Landolina.

Wir ſchellen an der Pforte eines jener behaglichen, altertümlichen Landedelſitze, die in ihrer Abgeſchiedenheit draußen in der Campagna eine Welt für ſich darſtellen, und werden von einer Magd in den verwilderten Park geleitet, deſſen hohe Mauern uns von der Außenwelt völlig abſchließen. Bei allerhand Geſtrüpp und wilden Blumen vorüber geht es an romantiſchen Felſenſzenerieen bald hinauf, bald hinunter zwiſchen ernſten Cypreſſen und fröhlichen Roſenhecken hin, aus deren ſchattigen Verſtecken Nachtigallen ſchlagen. Grabſteine an den Mauern in klaſſiziſtiſchem Empire-Stil, mit trauernden Genien, Kranzgewinden, umgeſtürzten Fackeln verſetzen uns in jene Zeit, wo es noch keine Telegraphen, keine Eiſenbahnen gab. Meiſt ſind es engliſche und amerikaniſche Seeoffiziere, die im erſten Viertel des 19. Jahrhunderts hier fern der Heimat einen unerwarteten Tod fanden und von ihren Kameraden an dieſem poetiſchen Fleckchen beſtattet wurden, gewiß alle Freunde des einſtigen Beſitzers Landolina, der vor hundert Jahren den unermüdlichen Wanderer Seume hier gaſtlich aufnahm und dreißig Jahre ſpäter auch den Grafen Platen.

Hier fand der viel bewunderte und viel verläſterte Dichter die letzte Ruhe, 39 Jahre alt. Ein Denkſtein, noch von ſeinem Gaſtfreund in die Gartenmauer eingelaſſen, iſt ziemlich verfallen. Wenige Schritte davon haben ihm deutſche Verehrer ein etwa zwei Meter hohes Marmordenkmal errichtet, das, von der überlebensgroßen Büſte des Verſtorbenen gekrönt, unter der Widmung die Sinnbilder ſeines dichteriſchen Schaffens in rei-

zender Gruppierung zeigt: eine Leier, hinter welcher sich ein Thyrsusstab und eine Schlachttrompete kreuzen, darunter eine tragische und eine komische Maske, eine siebenröhrige Flöte (Phorminx) und — wir sind im Lande der Tarantella — ein Tamburin, alles gefällig unterbrochen von Eichen- und Lorbeergewinden. Da schläft er, fern dem Vaterlande bei Oleandern und Palmen, bei silbergrauen Ölbäumen und weitausladenden Bananenstauden, der im Leben Ruheloſe.

War er überhaupt ein Dichter?

„Von den Früchten, die sie reichlich in dem Hain
von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann
Ghaselen."

Von Heine an, der den Grafen in seinen Reisebildern (Band II) so unbarmherzig mitnahm, bis auf den heutigen Tag tobt der Kampf, wird die Frage: war er einer von den Großen? mit ebenso entschiedenem Nein, wie Ja beantwortet.

Es ist wahr, eine krankhafte, unzufriedene Grundstimmung zieht sich durch fast alle seine Werke, und vielleicht ist es nicht von ungefähr, daß — eine unbewußte Ironie — über dem Grabe zu Häupten ein Pfefferbaum seine zarten, grünen Wedel und kleinen, schwarzen Fruchtbüschel niedersenkt, einen beißenden Duft verbreitend, ebenso scharf wie die „verhängnisvolle Gabel" und die übrigen satirischen Dramen des hier Bestatteten. Seine Tadler haben recht, wenn sie ihm „die Naturlaute und das Musikalische absprechen, ebenso

wie die frische Luft des Daseins, das kindliche Behagen, die gemütliche Laune". Es ist wahr, daß seine Bemühungen, exotische Dichtungsformen bei uns einzuführen, verunglückten, verunglücken mußten: die antike Ode wird bei uns immer etwas Steifes, die persische Ghasele etwas Gekünsteltes haben. Aber ist es nicht ebenso wahr, daß seit Platen wohl kaum wieder so anmutige Wanderbilder geschaffen wurden, wie „die Fischer auf Capri", „Amalfi", die Gedichte auf Neapel, so stimmungsvolle und kristallklare Kabinettstücke wie die venezianischen Sonette? In einer Zeit, wo die ungebundenste Emancipation von Gesetz und Regel, die wildeste Formlosigkeit von vielen als Ideal der Poesie aufgestellt wird, scheint es um so mehr angezeigt, auf einen wackeren Kämpfer für formvollendete Schönheit hinzuweisen, hat er auch nicht immer erreicht, was er erstrebte. Wie viel dabei die unglückseligen Zustände unseres Vaterlandes, dem er für immer den Rücken wandte, wie viel Krankheit, leibliche wie seelische, daran schuld trugen, daß er nicht wurde, wozu ihn die Natur doch wohl bestimmt hatte, wird der leicht ermessen, der die kürzlich erschienenen Tagebücher des Dichters aufmerksamer Betrachtung würdigt.

Ich brach zur Erinnerung von der Rabatte unter dem Denkstein ein Lorbeerblatt und legte es in mein Buch, dabei der Verse gedenkend, die man als eine Art Motto seines Erdenwallens, als sein Glaubensbekenntnis auf diesen Stein hätte setzen können — zumal an dieser Stätte:

Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen,
Iſt dem Tode ſchon anheimgegeben,
Wird zu keinem Amt der Erde taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen...

* * *

Kaleidoſkopartig wechſeln die Eindrücke und damit die Stimmungen, die dieſer klaſſiſche Boden mit ſeinen Zeugen aus den verſchiedenſten Zeiten in uns lebendig werden läßt. Hellas, Rom und Mittelalter, Krieg und Frieden, ſtolze Glückstage und harte Leidenszeiten ziehen an unſerem Auge vorüber. Und doch birgt die weitere Umgebung von Syrakus auch eine Idylle, frei von allen jenen Erinnerungen, eine Quelle des reinſten Naturgenuſſes — es iſt die Kahnfahrt zu den Papyrusſtauden des Anapo.

Freilich, ehe wir, von drei kräftigen Fiſchern gerudert, zu dem Flüßchen gelangen, tauchen unwillkürlich wieder die von Goethe ſo verabſcheuten „Geſpenſter" der Vergangenheit auf. Wir durchqueren in faſt halbſtündiger Fahrt den großen Hafen, das feuchte Grab vieler Tauſende atheniſcher Soldaten und Matroſen. Dann ſteigen aus der Ebene bei einem mächtigen Johannisbrotbaum zwei Säulen empor, die letzten Überreſte des ehemaligen Zeustempels (Olympieion). Hier war das Hauptquartier des unglücklichen atheniſchen Oberfeldherrn Nikias, von hier aus leitete er die Bewegungen der Truppen zu Waſſer und zu Lande. Es hilft nichts, wir müſſen wieder den Thucydides aufſchlagen, um die Bedeutung dieſer denkwürdigen Landſchaft voll zu erfaſſen.

Die Syrakuſaner, von den Athenern zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen, hatten ihre Sache bereits verloren gegeben, als im Sommer 415 der lacedämoniſche Feldherr Gylippos mit ſeinen Spartiaten den arg bedrängten doriſchen Stammesgenoſſen zu Hilfe kam. Er landete bei Himera (in der Nähe des heutigen Termini), zog von Norden her quer durch die ganze Inſel und eroberte durch einen Handſtreich den befeſtigten Hügel Euryalos und das Fort Labdalon. So vertrieb er die Athener aus ihrer dominierenden Stellung. Dadurch, daß er von dieſem Fort rechtwinklig auf die Belagerungsmauern, die die Athener bauten, eine Gegenmauer aufführte, eröffnete er den bereits hungernden Syrakuſanern wieder die Verbindung mit dem Lande und drängte das Schwergewicht des Feindes nach der See zu. Nikias ließ hierauf die ganze Flotte in den Hafen einlaufen, verſchanzte ſich in einem Lager in der Anaposebene und errichtete drei Forts auf der Landzunge Plemmyrion, die, Ortygia (der Inſelſtadt) gegenüberliegend, den etwa einen Kilometer breiten Eingang des Hafens beherrſchten. Aber dieſe Befeſtigungen wurden bald von den Syrakuſanern eingenommen, und ſo geriet Nikias, dem dadurch die Zufuhr von der Seeſeite her abgeſchnitten war, in nicht geringe Bedrängnis. Zwar kam ihm der atheniſche General Demoſthenes mit neuen Verſtärkungen zu Hilfe, und mit wechſelndem Glück kämpfte man noch einige Zeit, bis endlich den Athenern die Lebensmittel ausgingen und ihnen nach einem ungünſtigen Nachtgefecht der Landtruppen und zwei verlorenen Seekämpfen klar werden mußte, daß ſie Syrakus

nicht mehr würden erobern können. Man beschloß den Rückzug zur See nach dem befreundeten Catania. Aber o weh! — die schmale Einfahrt des Hafens war von den schlauen Syrakusanern bereits durch quer vor Anker gelegte Schiffe gesperrt. Es blieb nichts übrig, als eine letzte entscheidende Schlacht zu wagen. Der Preis war die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer, um die der jonische und dorische Stamm hier kämpften. Welch buntes Völkergemisch schwang damals hier die Waffen! Auf Seite der Athener finden wir außer ihren Bundesgenossen vom griechischen Festland Rhodos, Kreta und Korfu vertreten, von Süditalien Metapont und Thurii, von Sicilien Catania, Naxos, die phönicischen Segestaner und die sikulische Urbevölkerung aus dem Innern. Auf Seite der Syrakusaner kämpften ihre Grenzstädte Kamarina und Gela, ferner Selinunt und Himera, der gesamte Peloponnes (außer Argos), Böotien und Korinth.

Noch besaßen die ungefähr 60000 Mann starken Athener 110 Schiffe, sämtlich im Hafen. Demosthenes bemannte sie mit Geharnischten, Bogenschützen und Wurfspießträgern und versuchte den Durchbruch zur See, während Nikias die übrigen Truppen am Ufer in Schlachtordnung aufstellte, wohl in der Absicht, nur anzugreifen, falls die Kameraden auf dem Wasser siegreich sein würden. Das waren sie aber nicht. Nach einem langen Hin und Her wurden die athenischen Schiffe von allen Seiten umringt und von der Hafeneinfahrt immer weiter zurück nach dem Ufer zugetrieben. Man kann sich vorstellen, wie entmutigend solcher An-

blick auf die Landtruppen wirkte, die unthätig dieſem traurigen Schauſpiel zuſehen mußten. Alles floh ins Lager.

Die Syrakuſaner beuteten ihren Sieg nicht aus, und ſo hatten die Athener am Abend dieſes Unglückstages immer noch ſechzig Schiffe, zehn mehr als der Feind. Aber als Demoſthenes am nächſten Morgen Befehl gab, ſie aufs neue zu beſteigen, weigerten ſich die demoraliſierten Truppen. Wohl oder übel gab man das einzige Mittel zur Heimkehr, die teure Flotte, preis. Tieftraurig, ohne zuvor ihre Toten zu begraben, ohne den Tauſenden von Verwundeten helfen zu können, die ſie den Händen des rachſüchtigen Feindes überlaſſen mußten, zogen die Trümmer des Heeres, etwa 40000 Mann ſtark, ab — dem ſicheren Untergang entgegen.

Auf der Fahrt über den faſt kreisrunden Hafen kann man ſich die Tragödie lebhaft vergegenwärtigen. Allmählich öffnet ſich dem Auge die bisher durch vorſpringende Häuſermaſſen verdeckte Hafeneinfahrt, man erblickt die äußerſte Spitze von Ortygia, die jetzt den Leuchtturm trägt, und gegenüber die lange, ſchmale Landzunge Plemmyrion, man begreift, wie leicht jenes uralte Manöver gelingen mußte, das in neuerer Zeit die Amerikaner den Spaniern gegenüber wieder ſo erfolgreich anwandten: den Hafen zu ſperren und die darin ankernde feindliche Flotte zu vernichten.

Die Barke knirſcht im Uferſande, wir werden an Land geſetzt, und die drei Fiſcher ſpringen ins Waſſer, um ihr Fahrzeug über die Anſchwemmung des Flüßchens hinüberzuſchieben, das hier in munteren, grünen Wellen

ſich in die graublaue Meeresflut ergießt. Ein paar hundert Schritte weiterhin ſteht ein Kahn mit flachem Kiel bereit, den wir ſtatt der Fiſcherbarke beſteigen, und nun geht es ein wenig eintönig zuerſt noch auf dem Anapo, dann auf deſſen Nebenflüßchen Kyane zwiſchen Feldern durch, bis auf einmal nach einer Krümmung die erſten Papyruswedel ſichtbar werden. Bald begegnet der Kahn größeren Gruppen, rechts wie links, die ſich immer dichter aneinander ſchließen, und dann gleitet er wohl eine Stunde lang zwiſchen dem bis zu ſechs Meter hohen Papyrus hin. Die unzähligen Windungen, in denen ſich das kaum drei Meter breite Wäſſerchen gefällt, laſſen immer neue feſſelnde Bilder entſtehen, hier und da ſchieben ſich Trauerweiden und Erlen dazwiſchen, oft werden die hohen Quirle überragt durch die noch höheren Büſchel des Canna (Sumpfrohrs).

Es war an einem kühlen, klaren Dezembermorgen, als ich die herrliche Fahrt zum letzten Male unternahm. Unter den Strahlen der Winterſonne ſtieg feiner Dunſt aus dem Waſſer auf und wob einen weichen Duft um die ſeltſamen Stauden. In die Höhe wirbelnd, legte er ſich als dünner Nebel allmählich um alle Gegenſtände, und doch blieb die Luft ſo durchſichtig, daß man da, wo eine freie Uferſtelle den Ausblick geſtattete, den fernen Ätna klar und deutlich über der Ebene gewahrte, wie eine über und über mit Zucker beſtreute Torte auf der Kuchenplatte. Möven und andere waſſerliebende Vögel kreuzten unſere Bahn, aus dem Ufergebüſch flogen Rebhühner und Meiſen auf.

Aus dem Waſſer ragten einzeln in kleinen Abſtänden zahlreiche Binſenruten empor. Ich erkundigte mich nach dem Zweck, und ſiehe — einer der Fiſcher zog die nächſte Rute und mit ihr eine geflochtene Flaſche herauf, die an dem unteren Ende der Rute befeſtigt war. Sie glich einer kleinen Champagnerflaſche, war an der Mündung mit einem Pfropfen geſchloſſen, während der Boden ſich trichterförmig nach oben verengte zu einer kleinen Öffnung. Es war die Zeit des Aalfangs, wo die wenigen ſicilianiſchen Flüſſe und Binnenſeen die ganze Inſel mit dieſem beliebten Weihnachtseſſen verſehen. In jeder Flaſche locken einige Würmer die Aale an, die durch die Öffnung wohl hinein, aber infolge der vorſtehenden, ſpitzen Enden des Flechtwerks nicht wieder hinaus können — daſſelbe Syſtem, wie bei den großen trichterförmigen Hummernetzen. Den gefangenen Aal läßt man, indem man den Pfropfen abnimmt, herausſchlüpfen. Die emporſtehenden Binſen zeigen höchſt einfach und doch praktiſch die Stellen an, wo dieſe heimtückiſchen Fallen der armen Fiſchlein harren.

Enger und enger wird die Fahrbahn. Die beiden Fiſcher, die vor uns ſitzen, können nur wechſelnd und immer nur für ein paar Schläge ihre Ruder gebrauchen, während der dritte vorn am Bug ſteht und mit einem langen Rohr den Kahn bald durch Abſtoßen vom Ufer dirigiert, bald durch Staken ſelbſt mit vorwärts bringt. Wir paſſieren kleine Inſeln, in denen ſich die ſchlanken Stengel zu einem undurchbrechbaren Dickicht zuſammendrängen, während oben in der klaren Luft ſich die

üppigen Quirlwedel nach allen Seiten auseinander neigen. Moſes in der Binſenwiege und die braune Pharaonentochter, die den kleinen Ausgeſetzten im Schilf findet: unwillkürlich erinnern wir uns dieſer lieblichen Legende, die einſt auf der Schulbank unſere kindliche Phantaſie entzückte. Hier haben wir die Scenerie dazu. Herrlich blaut das noch nicht von der Stange und den Rudern bewegte Waſſer vor uns und bildet die fremdartige Wildnis märchenhaft in der Tiefe wieder.

Endlich iſt das Ziel der Fahrt, die Kyanequelle, erreicht. Ein ganz einziges Fleckchen. Lange, lange dürfte man auf unſerer weiten Mutter Erde wandern, ehe man ein zweites findet, das an Eigenart und Poeſie ſich mit dieſem meſſen kann. Wie ein mäßig großer Rundſaal mit offener Decke erſcheint es, die Wände ſind die Papyrusſtauden, die nur an der Südſeite fehlen, hier wuchernder Kreſſe und Sumpfgänſediſtel das Feld überlaſſend. Das Parkett bildet die marmorglatte, kornblumenblaue Fläche des kriſtallklaren Waſſers, das trotz der Tiefe von acht Metern jedes Fiſchlein, das unten bei Tang und Moos dahinfährt, erkennen läßt und an den Ufern die aus den Tropen hierher verirrten merkwürdigen Pflanzenformen wunderſam ſpiegelt. Man verſteht, daß dieſer zauberiſche Ort die naturverehrenden Griechen bewog, auch hier eine ihrer poetiſchen Mythen zu lokaliſieren. Die Nymphe Kyane, ſo glaubte man, wurde in dieſe Quelle verwandelt, nachdem ſie es gewagt hatte, ſich dem Pluto entgegenzuwerfen, als er die Proſerpina zur Unterwelt ent-

führte. Die treue Gefährtin der keuſchen Diana hatte ein kleines Heiligtum in der Nähe, und jedes Jahr feierten die Syrakuſaner zu Ehren der Proſerpina hier ein Feſt.

Ich ſchnitt einen der hohen Quirle ab und zerlegte mit dem Meſſer dann den unteren dicken Stengel in dünne Streifen, nicht etwa um, wie die Alten, mein Papier ſelbſt zu verfertigen, ſondern um die Blättchen als Zeichen ſpäter in die teuerſten meiner Bücher zu legen. Dann erquickte ich mich im Verein mit den Fiſchern an der köſtlich zarten Kreſſe und gab nach einem letzten Rückblick ſchweren Herzens den Befehl zur Rückkehr.

Noch einmal zogen die Kinder des Nils mir zur Seite vorüber, jetzt ſchneller, wo es flußabwärts ging. Bald lichtete ſich das Dickicht, nur noch einzelne Gruppen erſchienen rechts oder links, und da — da ſchwankte bereits der letzte der ſtolzen Wedel im Winde. Lange ſchaute ich ihm nach, bis auch er meinen Blicken entſchwunden war.

Auf Wiederſehn!

* * *

Im Muſeum, das am Domplatz in einem ſtattlichen neuen Gebäude untergebracht iſt, war mir ein deutſcher Archäologe aufgefallen, der vor dem Paradeſtück der Sammlung, der berühmten ſyrakuſaniſchen Venus, Notizen machte, wie er denn ſchon zuvor bei den großen bemalten Vaſen und den Totenkiſten aus Megara eifrig gemeſſen, kalkuliert und geſchrieben hatte. Nun traf ſich's, daß er bei Tiſch im Hotel neben mich zu

ſitzen kam, und obwohl er in mir kaum einen maß-gebenden Berater bei ſeinen geſchichtlichen Forſchungen erblicken mochte, ſo ſchien ich doch durch gewiſſe Kenntniſſe, die ich verriet, und durch das Intereſſe, das ich gleich ihm an den Altertümern nahm, in ſeiner Wertſchätzung allmählich zu ſteigen. Er würdigte mich der Frage, wie mir das Muſeum gefallen hatte.

„Ich hatte mir mehr erwartet. Der große Sarkophag aus den Katakomben z. B. iſt trotz ſeiner vorzüglichen Erhaltung doch zu ſehr ein Werk der Verfallzeit, als daß man länger bei ihm verweilen möchte, die Poſeidonbüſte hat für mich trotz der ſtarren Kraft zu wenig Seele. Einige nette Sachen ſind ja da: die Vaſen ſind ſchön, aber ähnlich auch in vielen anderen Sammlungen zu ſehen, die Gräber aus Megara ſind eigenartig, aber ohne künſtleriſches Intereſſe. Die Münzen allerdings ſind herrlich.“

„Nicht wahr? Eine vollſtändige Sammlung prachtvoll erhaltener Exemplare, die uns alle Perioden der großen Vergangenheit der Stadt veranſchaulicht.“

Er verbreitete ſich in einem längeren Exkurs, wie die älteren Stücke noch deutlich den karthagiſchen Einfluß zeigten, wie ſpäter allmählich die Götterbilder durch die Typen der Herrſcher erſetzt wurden. Als er dann gar auf die Philiſtismedaillen und die großen Zehndrachmenſtücke mit dem anſprengenden Viergeſpann zu ſprechen kam, leuchteten ſeine Augen wie verzückt.

„Kaufen Sie ja keine, wenn ſie Ihnen angeboten werden! Es ſoll eine richtige Fabrik von falſchen antiken Münzen hier geben.“

Sein Auge ſenkte ſich, er wurde traurig: „Ich weiß, ich weiß. Übrigens habe ich dazu nicht die nötigen Hundertlireſcheine. Aber — eins haben Sie bei Ihrer Kritik vergeſſen. Was ſagen Sie zu der ſchönen ſyrakuſaniſchen Venus?“

„Die iſt mir zu dick.“

Der Archäologe erſchrak.

„Ich weiß“, fuhr ich fort, „daß ſie von den Kunſtverſtändigen ſehr hoch geſchätzt, wohl gar neben die kapitoliniſche Venus geſtellt wird. Sonſt hätte man ihr jedenfalls nicht ein chambre séparée angewieſen. Aber ich teile nicht den Geſchmack der heutigen Sicilianer, der allerdings, wie's ſcheint, auch der ihrer antiken Vorfahren geweſen iſt. Dieſe Körperfülle! Betrachten Sie ſie einmal von der Rückſeite, wie das Fett ſich um Hüften und Rücken legt und wohl infolge der etwas gebückten Stellung oben am Hals faſt zum Wulſt anſchwillt. Ich liebe das Schlanke. Dann fehlt das Wichtigſte, was dem Ganzen erſt Seele und Bedeutung verleiht, der Kopf.“

„Aber das iſt ja gerade das Schöne, daß der Kopf fehlt!“ rief der Doktor. „Was würde aus unſerer Wiſſenſchaft, wenn den Statuen nicht immer das Meiſte fehlte! Das giebt zu den mannigfachſten Vermutungen Anlaß. Nichts Intereſſanteres, als dieſe verſchiedenen Kombinationen, zu denen ſolch ein Torſo den Forſcher herausfordert! Übrigens iſt mir Ihre ſo ehrlich ausgeſprochene Überzeugung nicht unwichtig“, und obgleich der Kellner ihm eben die dampfenden Maccaroni präſentiert hatte, die nur in heißem Zuſtande genieß-

bar ſind, ließ er ſeinen Teller ſtehen, zog ſein Notizbuch heraus und ſchrieb einige Bemerkungen hinein. „Alſo die heutigen Sicilianer ziehen ſtarke Damen den ſchlanken vor?“

„Ja. Es ſcheint hier ein Naturgeſetz zu walten. Je weiter Sie nach Süden kommen, deſto deutlicher wird dieſe Vorliebe. Die Tuaregs in der Sahara z. B. mäſten ihre Weiber mit Kamelbutter und geſtatten ihnen kaum, bis vor die Hütte zu gehen, damit ſie Koloſſe von drei und vier Zentnern werden. Erſt dann ſind ſie wahrhaft glücklich“ . . . .

Als wir ſpäter auf die atheniſche Expedition von 416—414 zu ſprechen kamen, deren Spuren er an der Hand des Thucydides nachzugehen beabſichtigte, und ich ſo obenhin bemerkte, auch ich hätte meinen Thucydides — allerdings in deutſcher Überſetzung — in der Taſche und hätte dasſelbe vor, waren wir bald einig, den Ausflug nach dem Euryalus zuſammen zu unternehmen. Hatte der etwas ſchüchterne Gelehrte Furcht vor Räubern, daß er dieſe Exkurſion nicht allein wagen wollte? Oder waren ihm meine Anſichten über dieſe oder jene Doktorfrage nicht ganz gleichgiltig? Sehr ſchmeichelhaft! Als ich ihn auf ſeinem Zimmer am nächſten Morgen abholte, ſah ich nicht nur den Thucydides in der allergrößten Ausgabe (mit lateiniſchen Anmerkungen), ſondern neben einem Stoß Broſchüren und Diſſertationen auf ſeiner Kommode noch Plutarch, Diodor, Cicero, Strabo und Älian ſtehen, die alle mehr oder weniger ausführlich über das alte Syrakus berichtet haben. Wie er mir verriet, wollte er unter

anderen mehrere „brennende Fragen", die Mauerfrage, die Labdalon- und Euryalosfrage, nunmehr endgiltig lösen.

Wir wandten unsere Schritte zunächst nach der großen Straße, die über das Hochplateau der alten Stadt nach Catania führt, brachen dann rechts in die Weinberge ein und konstatierten das Vorhandensein einer langen griechischen Mauer, die auf den verschiedenen Plänen angegeben war. Nach einer mühseligen Wanderung über nackte Kalkfelsen, mitten durch Felder und Gärten, kehrten wir zur großen Straße zurück, da, wo sie sich vom Hochplateau in der sogenannten scala greca (griechischen Treppe) zur Ebene niedersenkt. Eine prachtvolle Aussicht belohnte uns hier, auf die Höhen von Hybla, die reichen Ebenen von Megara und Catania und auf die weithin sich streckende Küste bis zu den Bergen von Taormina. Im Hintergrunde leuchtete der schneebedeckte Ätna wie eine auf Wolken hoch in der Luft schwimmende Insel.

Der historische Punkt verlockte zu allerhand Betrachtungen und Auseinandersetzungen. Die scala greca läßt nämlich am besten erkennen, wo und wie die atheniſchen Operationen gegen Syrakus begannen. Da unten in der kleinen Bucht (Trogilus) landete zuerst ihre Flotte und verproviantierte die Landungstruppen, denen jener kleine Felskegel, aus der allmählich ansteigenden Ebene kühn sich erhebend, von hier besonders in die Augen fallen mußte, das heute als Telegraphenstation dienende sogenannte Belvedere, damals Euryalos genannt.

Aber nein, das ist ja nur die Ansicht einer Anzahl von Gelehrten! Auch auf den Karten steht Euryalos ganz wo anders angegeben, nämlich als höchst gelegener westlicher Punkt des alten Stadtteils Epipolae. Und Labdalon, das Fort, das die Griechen alsbald nach ihrer Landung am Rande des Plateaus erbauten, ist darunter das noch heute so genannte Euryalos zu verstehen? Oder haben die früheren Meinungen und mit ihnen die Karten recht, die Labdalon etwa eine halbe Stunde davon an der Nordseite des Plateaus verzeichnen?

Die scala greca war eine gefährliche Stelle, sozusagen die Achillesferse der alten Stadt. Denn hier fällt die Höhe, auf der sie stand, nicht wie sonst ringsum, in schroffen Felsen ab, sondern senkt sich allmählich hinunter zum Meer. Hier gelang denn auch Marcellus im Jahre 212 die Überrumpelung dadurch, daß in der Nacht vom Trogilushafen aus tausend römische Soldaten die Stadtmauer erkletterten. Die Syrakusaner feierten gerade das Artemisfest und waren lauer in der Bewachung. Römisches Gold that dann das Übrige, um durch Verrat auch die anderen Stadtteile in die Gewalt der Römer zu bringen. Es war nicht schlecht angelegt. Außer der mächtigen Stadt fielen dem Sieger ungeheure Reichtümer zu. So wanderten allein ganze Wälder von Statuen nach Rom und weckten hier zuerst in größerem Maße das Verständnis und die Vorliebe für griechische Kunst.

Aber mein Gefährte wollte nicht länger bei diesen Erinnerungen verweilen: „Wir schreiben jetzt nicht 212," rief er, „sondern 415 v. Ch. Auf nach Labdalon!"

Wir gingen zunächſt den Überreſten der alten Umfaſſungsmauern nach, bogen dann links aus und trafen zur hellen Freude meines Begleiters auf die ſpärlichen Überreſte einer alten Waſſerleitung, nach ſeiner Anſicht derſelben, die die Athener den Syrakuſanern abſchnitten.

Doch ich will die Löſung der verſchiedenen Fragen meinem Wandergefährten überlaſſen und lieber ein Bild von der ziemlich gut erhaltenen griechiſchen Feſtung zu geben ſuchen, die wir nach etwa einer Stunde erreichten. Griechiſche Tempel und Theater finden wir noch zahlreich an den Geſtaden des Mittelmeers verſtreut: Feſtungsanlagen ſind ſehr ſelten. Wie bauten die alten Griechen ihre Feſtungen?

Wir treten durch eine Gitterpforte, die der Kuſtode öffnet, in einen breiten Burggraben ein, der etwa fünf Meter tief quer durch den Tufffelſen gezogen iſt. Zwei andere, ihm parallel laufende ſind jetzt verſchüttet. Sie waren nicht, wie die mittelalterlichen Burggräben, beſtimmt, mit Waſſer gefüllt zu werden, ſondern ſollten nur den Zugang für den von Weſten her ſtürmenden Feind unmöglich machen. In der Mitte des Grabens ragen zwei große Pfeiler auf, jedenfalls errichtet, um die nach beiden Seiten ſchlagbaren Zugbrücken zu tragen. An der Weſtſeite ſind mehrere tiefe Keller in den Felſen gehauen, die, wie man annimmt, als Magazine dienten. An der Oſtſeite aber mündet eine Anzahl unterirdiſcher Gänge, von denen der eine erſt 400 m weiter nordöſtlich ins Freie führt. Er iſt zweiteilig, der eine breiter und höher als der andere, und es klingt ſehr glaubhaft, daß bei Ausfällen durch dieſen

die Infanterie, durch jenen die Kavallerie ihren Weg nahm. Denn daß auch Pferde in diesem Labyrinth gehalten wurden, beweisen die Steinringe an den Wänden, die man hier und da sieht. Steigen wir wieder ans Tageslicht, so erkennen wir die oberirdische gewaltige Anlage ohne Mühe. Der massive Quaderbau, jetzt freilich bis auf die Grundmauern zerstört, hatte an der Ostseite einen viereckigen Turm, eine Art Bergfried. Von hier zogen sich zwei Mauern im spitzen Winkel nach dem erwähnten Fallgraben hin, den vier mächtige Türme schützten.

Besteigt man den am besten erhaltenen, so überblickt man das Riesendreieck, auf dem einst in Tausenden von Häusern eine halbe Million Menschen wohnte, wo jetzt nur schwarze Schlangen und grüne Eidechsen im Sonnenschein spielen, höchstens mal ein einsamer Hirte seine Schafe weiden läßt. Es ist geradezu unbegreiflich, daß abgesehen von einigen noch wahrnehmbaren Cisternen auf dieser weiten Fläche jede Spur davon vernichtet ist: nicht daß hier einst eine Großstadt sich ausdehnte, nein, daß überhaupt hier Menschen hausten! Ich erkläre mir diese sonderbare Erscheinung aus folgendem: die Häuser hatten damals ebensowenig wie heutzutage im Süden Keller; die Mauern wurden unmittelbar auf den felsigen Grund aufgesetzt. Die großen Prachtgebäude lagen meist nicht auf der Hochebene, sondern am Abhang nach der Inselstadt zu, wo sich ja eine Anzahl Ruinen erhalten hat. Auf der Hochfläche hingegen mögen einst Privathäuser gestanden haben, die nach der mehrfachen gründlichen Zerstörung

dem Verfall überlaſſen wurden. Möglich, daß große Maſſen Steine nach der Inſelſtadt wanderten, die allein trotz aller Verwüſtung immer wieder aufgebaut wurde, ſo daß das Niveau der heutigen Stadt mehr denn zehn Meter über dem der alten Ortygia liegt. Was von Trümmern übrig blieb, zerſetzte die ſich bald bildende Vegetation und machte durch die Jahrhunderte hindurch Sonne und Regen mürbe. Der ſyrakuſaniſche Sandſtein (pietra di Siracusa), aus dem die alte Stadt wohl durchgehends aufgeführt war, verwittert ſehr leicht. Stürme aus Nord und Süd fegten dann von der freien Hochebene den zu Staub zerſetzten Stein davon. So blieb nur das Unterirdiſche — die Ciſternen und die Waſſerleitung — erhalten, über der Erde konnte die Zeit alles vertilgen bis auf die Rieſenquadern der Feſtung und einzelne Teile der ringsum laufenden Stadtmauern, die bekanntlich Dionys angelegt hat und wobei er — ein echter Tyrannenkniff! — um die Arbeiter zu ermuntern, ſelbſt mit Hand angelegt haben ſoll.

Die Erſteigung des etwa eine halbe Stunde weiter weſtlich gelegenen Belvedere-Hügels machte uns klar, daß Gregorovius recht hat, wenn er entgegen der früheren Anſicht die ſoeben beſichtigte Feſtung für das von den Athenern errichtete Fort Labdalon, das Belvedere hingegen für den Euryalos hält. Schon der Name Εὐρύαλος (breiter Nagel) paßt nicht für die nur wenig erhöhte Feſtung, wohl aber für den wie eine Schuſterzwecke aus dem Gelände aufragenden, oben abgeflachten Felskegel, der bedeutend höher als jene, den Hauptſtützpunkt der atheniſchen Armee bilden mußte. Wie

konnten sie in ihrem Rücken diesen wichtigsten strategischen Punkt unbesetzt lassen, um den sich die Kämpfe in der ersten Periode der Belagerung beständig drehen mußten! Solange sie ihn hielten, waren sie die Herren der Situation. Als Gylippos ihn, aus dem Innern kommend, erobert hatte, war die Katastrophe unvermeidlich.

Diese kann man von hier mit einiger Phantasie sich gut vergegenwärtigen. Dort, vom Hafen aus zogen die 40000 Mann in langen Linien dahin wie „ein Haufen Flüchtlinge aus einer großen eroberten Stadt". Wahrhaft rührend ist das Bild des alten Nikias, wie es uns Thucydides malt. Er, der von Anfang an diesen unglückseligen Kriegszug widerraten, dann gegen seinen Willen den Befehl übernommen und während der Belagerung schwer krank um seine Abberufung in Athen mehrere Male, aber immer vergeblich, nachgesucht hatte: er ging, als er die allgemeine Niedergeschlagenheit sah, jetzt neben den Leuten her und sprach ihnen Trost und Mut ein, „die Götter würden schon nach soviel Mißgeschick Mitleid mit ihnen haben, er selber, wiewohl krank, verliere die Hoffnung nicht und teile, er der reiche und hochgestellte Mann, das Los des ärmsten gemeinen Soldaten. Sie seien noch immer eine stattliche Macht, die alles vor sich niederwerfen könne, eine große wandelnde Festung u. s. w." Schöne Worte, an die er wohl selbst nicht mehr recht glaubte.

Ich sah sie im Geiste durch die grüne Ebene ziehen, die langen Heersäulen stahlgepanzerter Krieger mit den geschweiften Helmen und runden Schilden. Aber warum

brachen ſie nicht hier zu meinen Füßen in dem breiten Defilee zwiſchen dem Belvedere und dem ſteilen Thymbrisgebirge (dem heutigen Monte Crimiti) nach der catanäiſchen Ebene durch, ſondern wählten den großen nördlichen Umweg dort fern, wo heute das weiße Städtchen Floridia aus der Ebene herüber grüßt, durch die gefährlichen Engpäſſe des Gebirges? Unverſtändlich bleibt es und nur aus der vollſtändigen Demoraliſation zu erklären, durch die ein Heer von 40000 Köpfen eben weniger leiſtungsfähig wird als eine noch ungebrochene kampffriſche Schar von 400. Die unglücklichen Athener fanden in der That die nördlichen Päſſe ſtark verſchanzt und konnten ſie trotz dreitägigen verzweifelten Kämpfen nicht nehmen. Nun wandte ſich die ganze Maſſe nach Süden, in feindliches Gebiet, ohne hinreichende Lebensmittel, bei Tag und Nacht umſchwärmt und angegriffen von der mit der Örtlichkeit wohlvertrauten Reiterei der Syrakuſaner. Und dann kam das Ende der atheniſchen „Weltpolitik“. Dort bei jenen lieblich blauenden Bergen im Süden wurden die 7000 Überlebenden gefangen und wanderten in die Steinbrüche. Nikias aber bekam weder den Hoſenband- noch den Schwarzen Adler-Orden, wurde auch nicht zum Earl ernannt, ſondern in Syrakus hingerichtet . . .

Rund um den Ätna.

Am 25. Oktober 1901 hatte man in Taormina das ſeltene Schauſpiel eines Cyklons. Der bis dahin vorherrſchende Schirokko aus Südoſt — ſo erklärten ſich die Leute dieſe Naturerſcheinung — wurde von dem plötzlich einbrechenden Libeccio (Südweſt) in der Flanke gepackt. Der Kampf der Winde dauerte mehrere Stunden. Er türmte auf der See gewaltige Waſſerhoſen auf, ohne den längſt am Strand geborgenen Barken Schaden zu thun. Deſto ſchlimmere Verwüſtungen richtete er zu Lande an. Wo der Drehwind hinwirbelte, riß er hundertjährige Oliven mit Stumpf und Stiel aus und fegte an jüngeren Bäumen Äſte und ganze Kronen weg. Ihm fiel auch der letzte Reſt eines alten Karubenbaumes bei der Guardiola zum Opfer, in deſſen Schatten ich oben auf dem breiten Queraſt oft geſeſſen und nach Calabrien hinübergeträumt hatte. Kaum meterhoch noch über der Erde, klaffte der hohle Stamm traurig zum Himmel empor.

Aber nicht genug, nach wenigen Tagen folgte ein

vierzig Stunden anhaltender Regen, Tag und Nacht Donner und Blitz, dazu wütete der Orkan von neuem und warf die unerschöpflichen Wassermassen gegen Thür und Fenster. Unaufhörlich rauschte der armdicke Strahl in unsere große Zisterne, die sich seit fünf Jahren zum ersten Male wieder bis zum Rande füllte. In den Gärten stand die Flut bereits fußhoch. Keine Seele war auf den Straßen zu erblicken, nichts zu kaufen — eine Art Gefangenschaft für Mensch und Tier.

Als dann die Schleusen des Himmels endlich mit dem Guß einhielten und alles wie erlöst aufatmete, hörte man bald die schlimmsten Dinge. Mehrere Wolkenbrüche waren niedergegangen, Häuser weggeschwemmt und viele Menschen ertrunken oder verschüttet, bei S. Teresa und Calatabiano Eisenbahnbrücken weggerissen, ebenso die Brücke der Fahrstraße über den Alcántara.

So mußten wir unseren ersten Plan aufgeben, nämlich nach Piedimonte zu fahren, um von da die Umkreisung des Ätna zu beginnen. Es blieb nur der Weg durch das Alcántarathal, mir übrigens nicht unerwünscht, da hier die Elemente am wildesten gewütet hatten, und ich so zugleich Gelegenheit erhielt, den abseits liegenden interessanten Städtchen Francavilla und Castiglione einen Besuch abzustatten.

Als am Allerheiligentag die Sonne aus der See auftauchte, hatten auch wir — ein preußischer Major aus Metz war mein Begleiter — schon unsere Reise angetreten. Ein Wagen führte uns zunächst zu den beiden zerstörten Alcántarabrücken.

Wie wild jagten die Wogen des sonst so zahmen Flüßchens noch jetzt, drei Tage nach der Katastrophe, einher, das breite Steinbett fast ganz ausfüllend, das man sonst mit einigen kühnen Sprüngen leicht zu Fuß durchqueren konnte! Der Belag der Eisenbahnbrücke war hinweggespült, die Schienen hingen zum Teil an dem stehengebliebenen Landpfeiler, zum Teil starrten sie 300 Meter weiter flußabwärts aus Geröll und Felsblöcken hervor. Auch an der sehr festen Fahrstraßenbrücke war ein Pfeiler durchgerissen, das eiserne Geländer oben zur Hälfte verschwunden, der noch stehende Rest wie von eines Riesen Faust umgebogen. An den hochaufragenden Brückenrumpf hatte ein geschäftskundiger Bauer eine lange Leiter angelegt, da konnte man gegen Bezahlung eines Soldo hinaufsteigen und so das andere Ufer gewinnen. Auf dem vom Wasser wieder verlassenen Strand lagen entwurzelt Dutzende von fruchtbeladenen Citronenbäumen, in den angrenzenden Gärten waren Sand und Ufergeröll meterhoch angeschwemmt. Wohl ein halb Hundert Menschen stand trotz der frühen Morgenstunde neugierig auf der Unglücksstätte herum, aber keine Hand rührte sich bislang, um den Schaden wieder abzustellen. Auch sah man nirgends betrübte Mienen. Es waren nur Großgrundbesitzer, die durch das Naturereignis Verluste erlitten hatten. Die gönnte man ihnen von Herzen. Verhieß doch diese Zerstörung auch neue Arbeitsgelegenheit für so manchen Unbeschäftigten. Ja, einer der Lungerer meinte: „Schade, daß das Wetter nicht noch mehr Unheil angerichtet hat. Was bedeuten

hundert Citronenbäume weniger, wenn einer achttauſend hat!"

Weiter ging's durch das reichbebaute Thal hinauf nach dem elenden kleinen Ort Gaggi. Wir beſichtigten, gelockt durch zwei romaniſche Fenſter mit Lavaeinfaſſung, den verfallenen Baronialpalaſt, in den eine neuere Kirche hineingebaut iſt, aber ohne Gewölbe, und erfuhren, daß der frühere Beſitzer, der in der Kapelle nebenan beſtattet liegt, gelobt habe, dieſe Kirche zu bauen, ein Gelübde, an das ſich der Sohn nicht gebunden erachtet. So läßt man denn die im Rohbau faſt fertige Kirche wieder verfallen.

Von Gaggi aus wanderten wir thalauf und durchquerten bald das etwa einen halben Kilometer breite Bett eines Nebenfluſſes des Alcántara, Namens Graniti. Welche Gewalt ſelbſt dieſes ſonſt harmloſe Bächlein, das im Sommer wohl vollſtändig austrocknet, in jenen unheilvollen Stunden beſeſſen haben mochte, konnte man daraus erſehen, daß überall, aus dem Taurosgebirge herabgeführt, hundertjährige Olivenſtämme und klafterlange Pappelſtümpfe umherlagen, und ſchon waren Bauern aus der Nachbarſchaft bei der Arbeit, ſie mit der Axt zu zerſpellen und das in Sicilien ſo ſeltene Holz als Strandſegen dem bereitſtehenden Eſel aufzuladen.

Dem graugelben Alcántara folgend ſahen wir, wie er gewütet hatte. Im Durchſchnitt war er ſechs Meter, an einer Stelle, wo ſein Felſenbett ſich verengte, ſogar zehn Meter geſtiegen, wie naſſes Geſtrüpp, Heu und andere Reſte der Überſchwemmung bewieſen, die oben

an den Weinbergsmauern hingen. Dieſe waren vielfach wie ein Kartenhaus zuſammengeworfen, alte Reben wie Binſen geknickt oder in den Sand gefegt, zentnerſchwere Blöcke lagen mitten in Gemüſegärten. Schon kam uns die Beſorgnis, wie wir wohl über den Fluß hinüberkommen würden, da auch die obere Brücke bei Francavilla arg beſchädigt ſein ſollte. Aber da — nach einer letzten Krümmung der Straße erſchien ſie ſchon. Eine Menge Leute arbeiteten an ihr; hier in der Nähe der Stadt war das Hemmnis fühlbarer. Wenn auch noch nicht für Geſchirre, war ſie doch bei einiger Vorſicht für Menſchen und Maultiere bereits wieder gangbar. Jenſeits der Brücke raſteten wir, erſtanden einige Apfelſinen friſch vom Baum, und während der Major ſein Malgerät zurechtlegte, um das hoch auf den Felſen verwegen thronende Motta Camaſtra aufzunehmen, ſah ich mich ein wenig in der Nähe um.

Auch hier ſchwere Verwüſtungen überall. In eine reizende, üppig prangende Orangenplantage war das Unwetter gefahren und hatte die Bäume einfach umgelegt mit den Wurzeln gen Himmel. Mehrere Arbeiter waren beſchäftigt, um ſie wenigſtens einigermaßen zu nutzen, die erſt halbreifen Apfelſinen zu pflücken und mit drei ſchnellen Schnitten die Schalenteile abzutrennen, die in Körbe geworfen und zu der Eſſenzfabrik im nahen Ort getragen wurden. Das Innere konnte nur noch als Ziegen- und Schweinefutter Verwendung finden. Die noch ſtehenden Orangenbäume waren oft bis an die Stammesteilung im Schlamm verſunken, in den Kronen bei den goldenen Äpfeln hing angeſchwemmtes

Gestrüpp, Stroh und Heu. Auch hier wieder mitten in zerstörten Weingärten aus den oberen Regionen stammende Oliven-, Weiden- und Pappelrümpfe, meist ohne Äste, ja ohne Rinde, durch die gewaltsame Thalfahrt in den strudelnden Sturzwellen wie abgescheuert. Einzelne zwischen Felsen eingeklemmte Bäume standen völlig von der schützenden Erde verlassen da, ihr ganzes Wurzelsystem wie ein Gerippe den Blicken bloßstellend. Den traurigsten Anblick aber bot ein Haus, dem die Flut eine ganze Wand weggerissen hatte, so daß man ungehindert in das dürftige Heim des armen Bauern hineinsah. Dieses Haus stand ungefähr acht Meter über dem jetzigen Niveau des unbarmherzigen Flusses, der unbekümmert unter Brausen und Rauschen seine schmutzig braunen Wellen vorbeiwälzte.

Der Major hatte seine Skizze fertig, und wir konnten unseren Einzug in das kleine Städtchen halten. In Ermangelung eines Gasthofes fanden wir nach vielem Umfragen und Hin- und Herwandern endlich in einem Privathause eine Stube, wo man uns ein bescheidenes Mahl, Eier und Makkaroni auftischte. Der Major nahm die Aussicht vom Zimmer auf die sonntäglich belebte Straße auf, ich besuchte indes das Kapuzinerkloster außerhalb der Stadt, berühmt wegen seiner schönen Aussicht auf den Ätna.

Dem Alcántara strömen hier aus dem hoch aufragenden Gebirge zwei Nebenflüsse zu. Über den einen, Namens S. Paola, der die Stadt vom Kloster trennt, führt eine stattliche Brücke noch aus der spanischen Zeit, „1643 unter den Auspicien des unbesiegten Königs

Philipp IV. eingeweiht", wie eine pomphafte Marmorinschrift unter dem merkwürdigerweise wohlerhaltenen spanischen Wappen meldet. Der Blick von hier auf das Kloster, das zwischen zwei mäßigen Felsgruppen mit seinen beiden seitlichen Giebeln vorspringt, ist sehr schön. Die Mitte des offnen Hofes ziert eine mächtige Palme. So thront es über dem Friedhof, der oben die Schichtengräber der Wohlhabenden, wie die Fächer einer Registratur enthält mit Namen und Verdienst eines jeden, während unten am Flusse die schwarzen namenlosen Holzkreuze der Armen sich traurig zur Erde neigen. Dieser Teil war überdies von dem angeschwollenen und aus seinen Ufern getretenen anderen Nebenfluß Zavianni, der ein großes Stück der Kirchhofsmauer eingerissen hatte, mit Schlamm und Sand bedeckt worden. Aber die Aussicht droben auf die alte Stadt mit der umfangreichen Burgruine, darüber auf hohem Bergrücken das Felsennest Castiglione, das in einer Einsenkung zwischen zwei sich gegeneinander schiebenden Hügeln herüberdrohte, und im Hintergrund der schneebedeckte Ätna: dieses Bild ließ mich bald alle Traurigkeit vergessen.

Ein junger Mann des Orts mit dem echt longobardischen Namen Alibrandi (Halibrand), stolz, daß ich seiner Vaterstadt soviel Interesse widmete, führte mich im Kloster umher. Es bot außer einigen mäßigen Holzschnitzereien, die ich natürlich geziemend bewunderte, nichts Sehenswertes. Aber erstaunt war ich, neben drei alten Kapuzinern, die mir mit ihren weißen Bärten und braunen gefurchten Gesichtern vorkamen wie aus

einem Altarbild des Cinquecento herausgeſchnitten, einen jungen Mönch zu ſehen, da doch die Kloſterinſaſſen bei der Aufhebung der Klöſter 1866 auf den Ausſterbeetat geſetzt und Novizen nicht zugelaſſen ſind. Da erfuhr ich, daß die Kapuziner ihr ehemaliges Beſitztum einfach von der Gemeinde Francavilla, der es damals zugefallen war, zurückgekauft hätten, und es nun auszubauen gedächten, damit ſobald als möglich mehrere Dutzende der braunen Brüder wieder ihren fröhlichen Einzug feiern könnten.

Ähnliche Manöver werden anderorts angeſtellt, wie denn auch die 1901 aus Frankreich ausgewieſenen Orden rieſige Gebietserwerbungen, namentlich in Oberitalien gemacht haben. Und ſo frommt der „gottloſe Raub", wie die Klerikalen die allgemeine Sequeſtration der Kirchengüter ſeitens des Staates titulieren, dieſem nur wenig. Zur einen Thür jagt man die heiligen Väter hinaus, zur anderen kommen ſie wieder herein.

Der Lokalpatriotismus trieb auf dem Friedhof mehrere üppige Blüten in Geſtalt von protzigen Marmordenkmälern. Die eine Büſte zu Füßen der Palme glich aus der Ferne der auch im kleinſten Winkelneſt nicht fehlenden Büſte Garibaldis. Ich verwunderte mich darüber — hier bei den Mönchen? Aber mein Begleiter erklärte mir mit liebenswürdigem Lächeln, das ſei nicht Garibaldi, ſondern der große Dichter Ludwig Ligari. „Kennen Sie den nicht?" Ich trat näher: „Ligari Luigi, Poeta, Muſiciſta und Giuriſta." — „Haben Sie nie etwas von ihm geleſen? Ein großes Genie, der ewige Stolz von Francavilla!" Ich

bedauerte, von dieſem vielſeitigen Herrn noch nichts gehört zu haben, den Herr Alibrandi, wie es ſchien, gleich nach Dante Alighieri oder wohl noch über ihn ſetzte.

Vergebens ſchaute ich mich nach Grabſteinen mit deutſchem Namen um. Hier vor der Stadt iſt nämlich im Juni 1719 im öſterreichiſch-ſpaniſchen Krieg um Sicilien — einem Nachſpiel des Spaniſchen Erbfolgekrieges — eine große Schlacht geſchlagen worden. Die Kaiſerlichen hatten die Spanier aus Milazzo verdrängt und folgten ihnen durch das öde Gebirge hierher. Die Deutſchen ſiegten, aber mit einem Verluſt von 3000 Mann, da ſie die verſchanzten Stellungen der Spanier durchbrechen mußten, die ihrerſeits nur 1500 Mann einbüßten. Wie mancher Edelmann und mancher brave Junge vom Rhein und von der Donau haben damals hier im Innern Siciliens von der Welt Abſchied nehmen müſſen! An anderen Orten findet man wohl noch verſtreut einen Denkſtein an jene Zeit.*) Auch Motta Camaſtra iſt damals von 600 Deutſchen unter dem Oberſten Baron Pettendorf geſtürmt worden. Die Kaiſerlichen kämpften ſich dann zum Meer durch, wo ſie die Verbindung mit der verbündeten engliſchen Flotte herſtellten, die kurz zuvor der ſpaniſchen bei Syrakus eine ſchwere Niederlage beigebracht hatte. Der Erfolg der Entſcheidungsſchlacht bei Francavilla war,

*) So z. B. in Taormina, wo in der Kapuzinerkirche ein Philippus Sigismundus liber baro de Weittershausen, Capitanus ex inclyto Regimine Pedestrum Comitis de Diesbach beſtattet ruht, der, wie die Grabſchrift weiter beſagt, einer — jedenfalls bei Francavilla — empfangenen Wunde am 16. Dezember 1719 in Taormina erlegen iſt.

daß Spanien die Insel nach einer mehr als 300jährigen Herrschaft endgiltig verlor und Sicilien an Österreich fiel, unter dessen Szepter es aber nur wenige Jahre (bis 1733) blieb.

Doch ich verbannte die traurigen Erinnerungen. Mich auf einen Grabstein setzend, betrachtete ich mit Muße dieses herrliche, so echt italienische Stückchen Welt von den wilden Bergen zur Rechten bis zum Meer, das zur Linken über der Thalöffnung aufblinkte, und freute mich vor allem an den uralten schönen Cypressen, die, wie das ganze Bild an Toskana erinnernd, den Friedhof bis zum Fluß hinab einsäumten. Den ehrwürdigen Vätern ließ ich zum Dank etwas „für die Armen" in die griffbereite Hand gleiten, gleichwohl überzeugt, daß sie sich selbst für diese Armen halten und am Abend eine volle Schüssel Makkaroni davon gönnen würden.

Es düsterte, ringsum türmte sich Gewölk, der Ätna war bereits hinter einem dichten, grauen Vorhang verschwunden, der sich jetzt auch auf Castiglione herabsenkte. Ich eilte zurück. Aber bevor ich mich von dem Longobarden trennte, zeigte er mir noch eine Stelle kurz vor der spanischen Brücke. Ich konnte nichts Besonderes wahrnehmen, nur große Felsblöcke, Kiesel, Geröll und zwei alte Mandelbäume. „Sehen Sie, hier stand noch vorgestern ein Landhaus, ringsum prangte eine reiche Campagna. Da ist der Zavianni, der hinter dem Kloster vorbeifließt, — Sie haben ihn gesehen — hier plötzlich durchgebrochen, wo er nie zuvor gewesen. Das Weib und die Kinder des Pächters

konnten sich retten, er selber ist ertrunken. Das Haus wie wegrasiert, die beiden Mandelbäume das einzige, was von der ganzen stattlichen Besitzung übrig geblieben ist."

Mit diesem trüben Eindruck kehrte ich zu meinem Major zurück, der eben seiner Straßenskizze die letzten Tuscher versetzte. Aber auch auf dem Weitermarsch konnte die Stimmung nicht die Wendung zum Frohmut gewinnen. Denn alsbald brach das Unwetter los, und wir hatten, nur durch Plaid und Schirm geschützt, noch die steile Höhe zu nehmen. Zwischen Gartenmauern klommen wir in einem Hohlweg empor, den leider auch das Regenwasser in Ermangelung eines bessern als Weg benutzte, und so, auf den glatten Schieferplatten balancierend, oft springend, konnten wir uns, immer in Gefahr, in das lehmige Schmutzwasser zu fallen, nur langsam hinaufarbeiten. Freilich gab es, wenn der Regen einmal nachließ, wunderschöne Blicke in das obere Alcántarathal, das, von dem silbernen Fluß durchschlängelt, immer freier zu unseren Füßen aufstieg, darüber die bis zu 1 600 Metern sich erhebenden Berge in blaugrauer Gewitterstimmung, im einbrechenden Dämmer von zackigen Blitzen erhellt. Aber in unserem triefenden Zustande genossen wir das nicht recht und waren froh, als die engen Gassen des alten Bergstädtchens unsere Tritte wiederhallen ließen. Da der Major seiner besorgten Gemahlin versprochen hatte, jeden Abend nach Taormina zu telegraphieren, hieß es erst das Telegraphenamt aufsuchen. Man führte uns vor ein schmuckes Haus an der Piazza Lauria: über einer Freitreppe öffnete sich ein großer Saal mit Sesseln an den

Wänden, in der Mitte ein Tiſch, auf dem etwa zwanzig Zeitungen auslagen, wie in einem Wiener Café, drinnen ſaßen dichtvermummt mehrere Herren. Mit italieniſcher Liebenswürdigkeit forderten ſie uns auf, Unterſchlupf bei ihnen zu ſuchen, und boten uns die mit Glanzleinwand bedeckten Stühle zum ſitzen an. Wir wollten das den ſchönen Stühlen nicht antun, beſtanden vielmehr darauf, ſogleich die Depeſche aufzugeben und dann — unter Dach und Fach! Wir wurden nun durch die oberen Räume geleitet, Spiel- und Billardzimmer, die wirklich im Verein mit dem Leſeſaal dieſem Zufluchtsort der beſſer Situierten den Charakter einer Oaſe in der Wüſte verliehen. Hier konzentriert ſich das geiſtige und politiſche Leben des weltverlaſſenen Städtchens. Wir lobten das Caſino, die Honoratioren aber bedauerten uns, daß wir ihren Ort in ſolchem Wetter betreten und nicht einmal erleuchtete Straßen hätten, aber die elektriſche Leitung — Caſtiglione erfreut ſich elektriſchen Lichts! — ſei durch den Wolkenbruch zerſtört. Nun war die Reihe wieder an uns mit dem Bedauern, und es währte noch eine ganze Zeit, bis der Telegraphenbeamte geholt wurde und das bereits geſchloſſene Bureau öffnete, die Beruhigungsdepeſche an die Frau Majorin — italieniſch — aufgeſetzt war und wir unter Führung eines Kommiſſionärs unter ſtrömendem Regen dem ſogenannten Gaſthof zutrabten.

Da ſaßen wir nun in Hemdsärmeln um ein großes Kohlenbecken (braciere), die naſſen Füße auf die breite Rundleiſte geſtemmt, die Hände über der heißen Aſche wärmend, an einem auf den Braciere geſetzten bienen-

korbähnlichen Gestell (asciugapanni) unsere durchweichten Strümpfe, Stiefel und Plaids trocknend.

Für unseren leeren Magen gab es vor der Hand nichts. Der Kommissionär bekam Geld, um Brot, Eier, Fleisch und Wein zu kaufen. Endlich wurde „das Abendessen bereit" gemeldet. Aber trotz unseres Hungers wollte das überaus zähe Schweinefleisch nicht hinunter, und so stillten wir ihn schließlich mit — Haselnüssen, die als Dessert in reichlicher Menge erschienen.

„Wenn ich doch Erbsen mit Speck hätte!" hatte der Major geseufzt, als er den ersten Gang trotz aller Tapferkeit nicht zu bewältigen vermochte. „Fragen Sie doch mal, ob's nicht Erbsen mit Speck giebt! Aber nein, die müssen ja erst weichen."

„Denken Sie, Sie seien im Manöver!"

„Ja ja, es ist so eine Art Manöver. Wenn wir nur morgen gutes Wetter hätten! Dann wollt' ich alle Strapazen gern ertragen. Heute hat es nun gerade vierzehn Tage geregnet. Glauben Sie nicht, daß es nun bald genug geregnet hat?"

„Verehrter Herr Major, wann soll's denn aber regnen? Fünf Monate im Sommer pflegt in Sicilien kein Tropfen Regen zu fallen. Das holt es jetzt ein wenig nach."

„Das nennen Sie wenig? Übrigens verspüre ich noch eine gewisse Leere, die Haselnüsse waren das beste. Bestellen Sie, bitte, noch einen Berg Haselnüsse!"

Ich bestellte noch einen Berg Haselnüsse. Leidlich

gestärkt sanken wir bereits lange vor neun Uhr in unsere breiten italienischen Betten.

* * *

Die Hoffnung des Majors erfüllte sich nicht. Als wir am nächsten Morgen durch die Gassen des alten Sikulerstädtchens streiften, war nur der Westen und Norden leidlich frei, der Ätna tief verhangen.

„In Italien muß man Sonne haben", meinte mein Wandergefährte, verdrießlich, daß er heute nicht würde aquarellieren können, „die Farbe thut hier alles. Bei schlechtem Wetter sieht man überall den Schmutz, und die Illusion schwindet, die die Sonne sonst schafft."

„Wenn Sie erst mal sieben Jahre in Italien gelebt hätten, würden Sie ihn auch nicht mehr sehen, ebenso wie man auch die zahllosen Bettler nicht mehr sieht und hört, die die Fremden peinigen."

„Ich denke es mir sehr schwer, sich unter diesem Volk einzuleben."

„Ja, die Regel: Traue niemand! will gelernt sein, und für eine andere Unreinheit bekommt man hier allerdings ein desto schärferes Auge: für den Schmutz der Seelen."

Mir schien der trübe Himmel zu dem Eindruck, den die weltabgeschiedene Stadt und ihre herbstliche Umgebung erweckten, recht wohl zu passen, und besser als es vielleicht an einem sonnigen Tage möglich gewesen wäre, gelang es mir, oben auf der Ruine des alten Dynastenschlosses die graue Vergangenheit in mir lebendig werden zu lassen.

Das gestern durchwanderte Thal und seine obere Fortsetzung, die wir von dieser Höhe (600 m) bis weit hinter Randazzo überschauen konnten, war der gewöhnliche Zugang der Normannen, die von Calabrien aus hierher vom Jahre 1060 an ihre Streifzüge unternahmen. Die vier Vasallenburgen: Calatabiano, Gaggi, Francavilla und Castiglione schützten diese wichtige Straße vor den Sarazenen. Da im äußersten Westen im feuchten Blau ragt auch der Doppelzinken der einstigen Festung Troina auf, der Hauptstützpunkt des Grafen Roger bei seinen Unternehmungen gegen Castrogiovanni, und Schauplatz einer schweren Winterbelagerung, die der Normannenführer 1064 mit seiner Gemahlin Judith und einem kleinen Häuflein Getreuer seitens der Araber zu bestehen hatte.

Die zum Teil in den lebenden Tuff-Felsen hineingebaute Burg ist arg zerfallen, nur zwei zierliche gothische Doppelfenster bezeichnen die Stelle des Rittersaales. Der obere Teil, ein steiler Fels, zu dem in den Stein gehauene Stufen führen, war im Mittelalter uneinnehmbar, zumal die Besatzung hier durch eine besondere, noch jetzt erhaltene Zisterne mit Trinkwasser versorgt werden konnte.

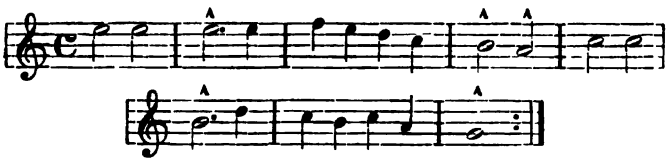
Originell ist der Blick auf die Stadt, die schon nicht mehr den reinsüdlichen Charakter (platte Dächer, Terrassen und Gewölbekonstruktion), sondern der hohen Lage entsprechend Firsten und schräge rote Ziegeldächer zeigt, zwischen denen imposante Kirchtürme breite Zwiebelkuppeln und Pyramiden aus buntglasiertem Thon tragen. Wohl klettert der bedürfnisloſe Feigen-

kaktus an den Felsenwänden noch empor, aber Palmen, Orangen und Olivenbäume, die aus dem fruchtbaren Thalwinkel von Francavilla heraufgrüßen, gedeihen hier nicht mehr, dafür glänzen in der eben schüchtern durchbrechenden Sonne ringsum rostbraune Haselnußwälder, hier und da unterbrochen von Pappeln und Eichen.

Und siehe, jetzt wird der nahe Ätna etwas freier, die unteren Lavafelder schimmern von frischem Schnee, über den ziehenden, noch immer schweren Wolken kann man den kalkweißen Qualm des Gipfels deutlich unterscheiden.

Noch einen Blick in die Runde! Die Sonne zauberte plötzlich in dem Thalschluß von Francavilla sechs verschiedene Töne Grün hervor, während die großen Thonschieferlager des Bergkessels in prächtigem Mausgrau hervortraten und die einsamen alten Nester Malvagna und San Domenico Vittoria an den nördlichen Höhen erkennbar wurden. Noch einen Gruß nach dem Monte Venere hinüber, von dem ich Castiglione oft hatte liegen sehen und der hier nicht wie von Taormina aus majestätisch breit, sondern wie ein kecker Kegel mit jähen Abstürzen nach beiden Seiten erscheint, und weiter ging die Wanderung auf einer mit Lavageröll beschütteten und deßhalb nichts weniger als angenehmen Bergstraße nach der Bahnstation: Castiglione. Wir passierten den der Stadt gegenüber liegenden Friedhof, verwahrlost wie fast alle Friedhöfe des Südens. Eben bewegte sich aus der Pforte eine Prozession, die sich ins Thal hinunter-

ſchlängelte unter unendlicher Wiederholung folgender Litanei:



Wie paßten die ſchweren langgezogenen Töne dieſes Totengeſanges zur Öde dieſer herbſtlichen Landſchaft, zur Melancholie dieſes regneriſchen Allerſeelentages!

Endlich kam das „Zügle“ auf dem kaum einen Meter breiten Gleiſe angebimmelt, eine Lokomotive, ein Wagen zuſammen für die erſte und zweite, ein Wagen für die dritte Klaſſe, ein Gepäckwagen — voilà tout.

„Iſt's Ihnen recht, wenn wir dritte Klaſſe nehmen?“ hatte mich mein Begleiter etwas unſicher gefragt, „ich mache gern Volksſtudien.“

„Ja, ich mache auch gern Volksſtudien.“

„Mit meiner Frau“, fügte er berichtigend hinzu, „reiſe ich in Italien immer erſter, nachdem ich es einmal erlebte, daß es in ein Kupee zweiter Güte oben an mehreren Stellen 'reinregnete, wie'n Waſſerfall. Aber hier . . . .“

Wir fuhren durch Kaſtanien- und Haſelnußwälder, dann durch Getreideſelder und reiche Weinpflanzungen, die nur einmal, durch einen ſchwarzen Schlackenſtrom von etwa einem Kilometer Breite unterbrochen wurden — die noch nicht urbar gemachte Lava von 1879, wo

kaum ein wenig Ginster und Farnkraut bislang Fuß zu faſſen vermochten.

Kurz nach drei Uhr zogen wir in die altertümlichſte der Ätnaſtädte, in Randazzo, ein.

Die Behauptung, daß ſie noch völlig mittelalterlichen Charakter trage, iſt falſch, ſie unterſcheidet ſich im allgemeinen nicht von anderen italieniſchen Landſtädten. Wohl aber bewahrt ſie außer der noch teilweiſe erhaltenen bis fünf Meter hohen Stadtmauer mehrere ſchätzenswerte Gebäude aus dem 13. und 14. Jahrhundert, jener Zeit, da die aragoneſiſchen Könige von Sicilien hier ihre Sommerreſidenz aufgeſchlagen hatten, die ſie ſo lieb gewannen, daß ſie ihrem Erſtgeborenen den Titel: Markgraf von Randazzo gaben.

Wenige Schritte vom Bahnhof wird der Wanderer durch einen normanniſchen Lavabau (von 1239) gefeſſelt, die Domkirche Santa Maria, von deren Rückſeite hoch oben in weißem Marmor das Wappen der alten Reſidenz, ein anſpringender Löwe, prunkvoll herabſchaut. Die Oſtwand, bis auf einige kleine romaniſche Fenſter in der Höhe fenſterlos, zeigt in der Mitte über einer Freitreppe ein hohes Portal, ganz aus Lava. Faſt ſcheint es unmöglich, die wüſten Schlacken zu ſo zierlichen Gebilden, wie es hier geſchehen, zu verarbeiten: gewundenen Säulchen, Weinlaub und Roſetten. Das Schwere, Düſtere der ſchwarzen Quadern wird in der Faſſade und dem unlängſt erneuerten Hauptturm ſehr glücklich dadurch gemildert, daß hier weißer Marmor in den breiten Einfaſſungen der Thore und Fenſter, ſowie in den Fenſterroſen, Sims und Zinnen das vul-

kaniſche Geſtein unterbricht. Leider iſt aber auch von dieſer Prachtkirche kein reiner Geſamteindruck zu gewinnen, im Äußern nicht, da ſie, ähnlich wie die wundervolle Kathedrale von Palermo, durch eine elende Kuppel im Jeſuitenſtil des 18. Jahrhunderts verunziert iſt, im Innern nicht, da die zwölf ſtattlichen Lavaſäulen mit ihren korinthiſchen Kapitälen ſtatt offenen Dachs oder einer kaſſettierten eine höchſt unſchöne, grellbunt bemalte Decke tragen.

Zur zweiten der domähnlichen Kirchen Randazzos, S. Nicolò, gelangt man von der Hauptſtraße durch ein mittelalterliches Gäßchen, das von vier gotiſchen Bogen überbrückt iſt. Auf dem einen dieſer Bogen erhebt ſich — natürlich ebenſo wie dieſe aus Lava — ein hohes gotiſches Zwillingsfenſter, wohl der Überreſt eines alten Palaſtes.

S. Nicolò, jetzt im Umbau begriffen, führt ein Gemiſch aller möglichen Stile vor. Die Rückfront, fenſterlos, mit romaniſchem Sims und Ghibellinenzinnen iſt im normanniſchen Burgcharakter gehalten. Prächtig. Darüber aber, o Schrecken! wird eben wieder die unvermeidliche Kuppel aufgeſetzt, die ja wohl den maßgebenden Perſönlichkeiten als letztes Ideal vorzuſchweben ſcheint, gleichviel ob der Bau im übrigen romaniſch, gotiſch, Renaiſſance oder ſonſt was iſt. Die in gewaltigen Verhältniſſen und kräftigen Formen ſich auslebende Barockfaſſade würde wirken, wenn nicht auch ſie verbaut und verwahrloſt, und wenn der mächtige Kampanile daneben vollendet wäre, nicht als halb wieder verfallener Stumpf ein trauriges Daſein friſtete.

Man muß mehr die Idee als die Ausführung ins Auge faſſen. An demſelben Platz tröſtet übrigens den Kunſtverſtändigen ein reizender kleiner Profanbau, der Palazzo Finochiaro mit mauriſchen Fenſtern und Zierſäulen. So dürfen wir uns ungefähr die Behauſungen Romeos und Julias vorſtellen.

Wenn ſchon gleichfalls unvollendet, ſo weiſt die dritte große Kirche San Martino am öſtlichen Ende der Hauptſtraße, doch noch am meiſten einheitliche Bauart auf. Geradezu ein Schmuckſtück iſt der Glockenturm, in ſeiner jetzigen Geſtalt aus dem Jahre 1282 ſtammend. Dieſe zwei unteren Stockwerke mit den rieſigen gotiſchen Doppelfenſtern, deren wuchtige Säulenbündel wieder den maleriſchen Wechſel von Lava und karrariſchem Marmor zeigen, darüber im Obergeſchoß die prachtvollen Drillingsfenſter, denen trotz ihrer Breite und Höhe durch die ſtützenden Zierſäulen doch jede Schwere genommen wird, dazu die trotzige Zinnenkrönung und der kecke, achteckige Helm oben auf der Plattform — welch feiner Kopf muß der Architekt geweſen ſein, der dieſen Turm komponiert hat! Man möchte wünſchen, er ſtände wieder von den Toten auf, riſſe ſämmtliche Jeſuitenkuppeln und ſonſtigen Geſchmackloſigkeiten von ſämtlichen Kirchen der Stadt herunter und führte ſtatt deſſen ſeine eigenen ſchöpferiſchen Gedanken in ſeinem Stile aus.

Schräg gegenüber von San Martino ſteht ein alter Feſtungsturm aus der ſpaniſchen Zeit, der, früher zu einem königlichen Palaſt gehörig, ſeit Jahrhunderten als Gefängnis dient. Wie gern ich auch das dem mo-

dernen Menschen so fremde Gefühl des Gruselns einmal wieder empfunden hätte, vermochte ich die Eisenspitzen, auf die man einst die Köpfe der Hingerichteten steckte, nicht mehr zu erspähen. Hingegen belustigte es mich zu sehen, wie der Witz der Sicilianer nicht davor zurückscheut, sich auch an einer solchen Stätte menschlicher Erbärmlichkeit zu bethätigen. Über dem Gefängnisthor las ich — frei nach Dante — die Inschrift: „Voi che intrate, lasciate ogni speranza di fuggire."

Vor dem östlichen Stadtthor, von dem nahen Kapuzinerkloster aus genießt man einen eigenartigen Blick auf die beiden eben besuchten Gebäude, auf die alte Stadtmauer und die weithin sich dehnenden Höhen im Süden und Westen. Der Ätna jedoch, dessen Gipfel durch Krater und alte Lavaströme verdeckt ist, hat hier nichts Imponierendes.

Unser Hotel „Italia" — man durfte hier wirklich von einem Hotel sprechen — war für das kleine Landstädtchen als gut zu bezeichnen, und so konnte der Major in seinem Beruhigungstelegramm der Meldung von dem „antico albergo" in Castiglione hinzufügen, daß wir für heute wohl aufgehoben seien und sogar — auf deutsche Art zubereitet — Huhn mit Reis, außerdem Pilze aus den Kastanienwäldern des Ätna auf der Tafel haben würden.

* * *

Am nächsten Morgen schnürten wir beizeiten unseren kleinen Bündel und fuhren mit der „Circum Etnea"

weiter nach Maletto, der mit ca. 1100 m ü. M. höchstgelegenen Station der Bahn. Die vom Eisenstrang durchschnittenen Lavahänge waren, obwohl uralt, doch nur zum Teil urbar gemacht. Weinbaupflanzungen, Winterkorn und Haferfelder wechselten mit den erstarrten Strömen grauschwarzer Schlacke, die sich zuweilen zu kleinen Hügeln auftürmten und wohl noch jahrhundertelang, von der Hand des Menschen ungezähmt, sich sträuben werden, in seinen Dienst zu treten. Zur Rechten passierten wir den kleinen Schneewassersee Gurrita, jetzt bereits ziemlich gefüllt, während er im Sommer austrocknet und dann trotz seiner hohen Lage die Luft mit Malariadünsten verpestet.

Ein eisiger Wind empfing uns hier oben. Aber wir freuten uns seiner; denn nach meinem Kompaß kam er geradeswegs aus Norden. Wenn er über den Süd, der kaum noch in leisen Zügen zwischendurch einmal zu atmen wagte, dauernd die Oberhand gewann, so bekamen wir schönes Wetter.

Wir hatten vor, zu Fuß nach Bronte zu gehen, verfehlten aber den Weg, da wir nicht nach dem wenig anmutigen Flecken hinansteigen, sondern, den gleichnamigen Berg umgehend, den Paß des Monte Corvo gewinnen wollten. Ein Paar Carabinieri, die von der Nachtpatrouille aus dem Simetothal zurückkehrten, wiesen uns zurecht: da am Friedhof vorbei den Feldweg zur Straße.

Friedhof? ich sah keine Mauern, keine Kapelle, keine Grabmäler. Doch — da ragten, von Wind und Schnee zur Erde gebogen, eine Menge schwarzer, kleiner

Kreuze mitten aus dem Acker und dazwischen mit glasierten Ziegeln bedecktes Mauerwerk in Gestalt von Särgen und Dachgiebeln en miniature.

Der Major zog den geraden Feldweg vor, ich quer über den lehmigen Sturzacker — diesen Friedhof mußt' ich sehen. Er war in der That das Trübseligste, was die Phantasie eines unheilbaren Hypochonders aussinnen kann.

Zuerst kam ich zu einer Art Scheune, verschlossen, das schiefe Kreuz auf dem First zeigte an, daß es die Grabkapelle sei. Daneben starrten aus der feuchten Erde die kleinen schwarzen Holzkreuze. Viele waren auch vom Sturm umgeweht, von fast allen die Nummern, das Einzige, was darauf gestanden hatte, weggewaschen. Dazwischen bezeichneten die Aufmauerungen die Ruhestätten der Wohlhabenden, die ansehnlichste war noch ein Denkmal von der Gestalt eines altdeutschen Ofens mit obeliskähnlichem Aufsatz, das Ganze mit blauweiß karrierten Kacheln verkleidet, wovon aber auch bereits viele am Boden lagen.

Einige der Gräber waren mit Zinkblech bedeckt und dieses mit großen Steinen beschwert zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Inschriften fand ich nur zwei oder drei, davon verdient eine, mitgeteilt zu werden, die in wenigen Zeilen ein ganzes verfehltes Leben schildert:

Domenico Azarello fu il mio nome.
Ebbi Industria, Carità e Debolezza.
Gli anni miei furono 55.
Iddio mi chiamò a 30 novembre 1892.

Figli non ebbi nè Consorte.
Sudai pei fratelli e sorelle.
Ma essi? . . . .
Pio lettore prega per me!*)

Schopenhauer, haſt Du doch recht? Dieſe einfachen, von dem Verſtorbenen wohl ſelbſt noch verfaßten Worte übten in ſolcher Umgebung eine geradezu erſchütternde Wirkung auf mich aus: wie ſtimmte dieſes Grab des einſamen alten Junggeſellen zu der Örtlichkeit! Mitten in der weiten, öden Hochebene, einzig belebt durch Ziegen und Schafherden mit ihren Hirten, die ſich frierend in ihren ſchwarzen Filzmänteln mit den ſpitzen Kapuzen gegen den Nordſturm kehrten! Und rings die fleißig beſtellten Felder des armen Dörfchens „Maledetto" — wie wir es auch nennen hörten —, das da oben mit ſeinem weißen Kirchlein und ſeinen niedrigen, roten Ziegeldächern ſich an den Bergabhang drückte, als ſuche es dem andringenden Wind und Wetter zu entgehen!

„Frommer Leſer, bete für mich!" . . . .

Ich erreichte meinen Reiſegefährten kurz vor dem Paß des Monte Corvo. Welche Freude: über dem immer niedriger werdenden Hügel zur Linken ſtieg immer höher der Ätna wolkenrein hervor, in ſeinem vollen Winterſtaat! Auf dem Paß raſteten wir bei einem verſchloſſenen Straßenwärterhaus. Während der

*) Domenico Azarello war mein Name. Ich war fleißig, wohlthätig, aber ſchwach. Meine Jahre bracht' ich bis auf 55. Gott rief mich zu ſich am 30. November 1892. Weib und Kinder hatte ich nicht. Ich mühte mich für Brüder und Schweſtern ab. Sie aber? . . . Frommer Leſer, bete für mich!

Major höchst befriedigt nach zweitägiger Pause wieder zu skizzieren gedachte und zu diesem Zweck aus Feldsteinen unter dem Winde einen Sessel improvisierte, kletterte ich den Monte Corvo ein Stück empor und hielt Umschau.

Zwei Welten, die sich hier schieden! Hinter uns das weite, einsame Hochthal, wie eine Einödalp, die einzigen Farben grau und braun, kein Baum, kein Strauch, nur Feld und Heide, dahinter die bis 2000 m aufsteigenden Linien der Nebroden, aber auch sie nackt und kahl, mit Ausnahme des Monte Sori völlig entwaldet. Gegen Süden welch anderes Bild! Da beginnt wenige hundert Schritte vor uns wieder das Reich der Lava. Eichen, Maulbeerbäume und Kastanien erfreuen mit ihrem verschiedenartigen Grün und eingestreuten herbstlichen Tönen. Den leicht geneigten Abhang des Ätna unterbrechen etwa ein Dutzend Krater, unterhalb des steilen Hauptkegels schlängelt sich schwarz, bis jetzt noch vegetationslos, der große Lavastrom von 1832. Und dazu war der Feuerberg bis tief unter die Waldgrenze, etwa bis 1400 m herab beschneit, die höheren Krater sämtlich weiß bestaubt, wie riesige zuckerbestreute Torten standen sie eine neben der anderen in der sonnigen Landschaft. Dazwischen glänzte freundlich das Braunrot des Laubwaldes, an dem der Schnee nicht haftete. Wie wohl that nach dem Grau in Grau der beiden letzten Tage dieser Blick auf den strahlenden Silbermantel, den der herrliche Berg sich unterdessen heimlich umgethan, und auf das üppige Grün zu seinen Füßen! Alles schien in dem klaren

Licht plötzlich aufzuleben, und auch unser etwas gesunkener Mut hob sich zu neuer Frische. Nach etwa einer Stunde klappte der Major in der versöhnlichsten Stimmung sein Gemäldebuch zu, und weiter führte uns die Straße nach Bronte hinab.

Eine Menge Bauern begegneten uns mit ihren Eseln, die aus den tiefer gelegenen Orten und Meierhöfen indische Feigen nach Maletto hinauftrugen, wo keine Südfrüchte mehr wachsen. Elf Stück erhält man für einen Soldo, genug um den Hunger des anspruchslosen Sicilianers zu stillen. Es ist Sonntag, wo sich auch der Arme etwas gönnt. Da dürfen die Feigenverkäufer selbst in „Maledetto" auf guten Absatz rechnen.

„Die Leute scheinen zu frieren" meinte der Major. „Alle haben sie dicke Wettermäntel um, kaum lugt das Gesicht unter der spitzen Kapuze hervor. Andere haben Tücher um den Kopf gebunden. Merkwürdig. Ich find' es gar nicht kalt."

„Sie würden es wohl auch finden, wenn sie einen sicilianischen Sommer hinter sich hätten. Fünf Monate hindurch bei Tag bis zu 30° R. im Schatten, bei Nacht nicht unter 20".

Es läutete gerade Mittag in Bronte, als wir der tief unter uns liegenden Stadt ansichtig wurden. Zugleich eröffnete sich der Blick auf das obere Simetothal: reiche Maulbeer- und Ölbaumplantagen, aber vielfach von schwarzbraunen Flecken und Streifen durchsetzt — den Stellen, wo die Lava noch nicht zer-

mürbt und urbar gemacht war. Über dem weiten Thal dehnten ſich die Bergzüge des Innern, einer neben und hinter dem andern, duftig in gefälligen Linien.

Bronte, immer noch 800 m hoch liegend, wurde erſt unter Karl V. gegründet und bietet weder geſchichtliche, noch architektoniſche Sehenswürdigkeiten. So benutzten wir unſeren Aufenthalt nur zu einem Frühſtück, das — armer Major! — wieder aus Eiern und Makkaroni beſtand. Verſtändnislos ſah der Major zu, wie ich meine Nudeln auf neapolitaniſche Art mit Salz, Pfeffer, Öl und Pomidortunke miſchte, dann im Löffel um die Gabel wickelte und hinunterſchlang. Er zerſchnitt die feinen in ganz kleine Stücke und ſtreute nur ein wenig Käſe darüber. Als ich meine Verwunderung ausdrückte, wie man auch nur eine Gabel ſolcher „Sägeſpäne“ die Kehle hinabzwingen könne, beruhigte er mich, da er weder das italieniſche Öl riechen, noch die Paradeis vertragen könne, ſo ſchmecke es ihm ſo auch ganz gut. Der treffliche Wein des Herzogs von Bronte tröſtete ihn dann wohl über die Leere ſeines Magens hinweg.

Die Eiſenbahnfahrt von Bronte nach Adernò über nicht weniger als ſechs Lavaſtröme mit zum Teil ganz bizarren Bildungen iſt zugleich durch die ſchönen Fernblicke intereſſant, die ſie auf die Gebirge jenſeit des Simeto gewährt. So manche Erinnerung an frühere Wandertage ſtieg in mir auf, als ich das Häuſergewirr von Centuripe drüben auf dem nackten Höhenzug unterſchied und in dem ſchroffen Abſturz eines langgeſtreckten Felſens fern am Horizont Caſtrogiovanni

wiedererkannte, wo ich vor Jahren einen ſtillen, glücklichen Sommer verlebt hatte.

Die ſich neigende Sonne, die zuerſt Thal und Höhen mit einem ſchimmernden Schleier von Silber und Gold umſponnen hatte, ging dann nicht minder herrlich unter, gerade als wir in Adernò einzogen. Wir eilten zwiſchen den einſtöckigen Lavahäuſern der Vorſtadt einem freien Platze zu, ſetzten uns auf eine Mauer und genoſſen wortlos nebeneinander des unbeſchreiblichen Schauſpiels. Das Purpurrot der Sonne miſchte ſich mit dem veilchenblauen Duft der Berge und zauberte die ſchönſten Farben der Palette an den Abendhimmel: Ultramarin und zarteſtes Roſa, Grünſpan und Schwefel.

Die Unterkunft in Adernò war leider eben noch ſo dürftig, wie ich ſie vor fünf Jahren gefunden, ein Beweis, daß durch die Ätna-Rundbahn der Fremdenverkehr ſo gut wie nicht gehoben worden iſt. Als wir die enge, ſteile Treppe zu unſerer Kammer emporgeklommen waren, die drei ungemachte Betten faſt ganz ausfüllten, grinſte der Major: „Höhö! Dolles Lokal, das ſollte meine Frau ſehn!“ Vergebens ſchauten wir uns nach einem zweiten Waſchbecken um außer dem einen kleinen Finkennäpfchen, das auf dem einzigen Stuhl der Stube ſtand. Erſt auf mein Ehrenwort, daß dies das beſte „Hotel“ am Platze ſei, ließ ſich der Major zum Bleiben überreden. Ich kannte die Grotte nämlich ſchon, hatte damals nach einer eben ſo vergeblichen Wohnungsſuche wie heute in eben dieſem Raum mit meiner Frau genächtigt. Das erzählte ich

dem Major dann ganz harmlos. „Um Gotteswillen!“ rief er „das nenn' ich Mut. Ich glaube, meine führe lieber eine ganze Nacht durch mit 'm Bummelzug, ehe sie sich in so'n Bett legte“.

* * *

Adernò ist eine uralte Gründung der Sikuler. Hier stand der von Älian erwähnte Tempel ihres Feuergottes Hadranos, welchen tausend heilige Hunde bewachten. Diese Hunde besaßen die übernatürliche Gabe, gute von bösen Menschen zu unterscheiden. Wenn nämlich ein Frommer den Tempel betrat, so ließen sie ihn unbehelligt. Diebe, Mörder und andere Unholde fielen sie an und zerfleischten sie. Unter Dionys wurde die Stadt hellenisiert. Zwölf griechische Münzen sind von dem alten Hadronon nachgewiesen, die vielleicht symbolisch zu deutende Tierscenen zeigen: einen Adler, der einen Hasen frißt, einen Seekrebs, der eine Muschel in den Fängen hält, daneben Seepferdchen und Hunde.

Aus dieser ältesten Zeit ist nichts erhalten, hingegen fesseln den Beschauer zwei merkwürdige Bauten aus späteren Tagen, der Turm Salem und das Kloster S. Lucia. Der von Roger errichtete Turm Salem, 34 m hoch und ebenso breit, war mit seinem trotzigen, festungsartigen Unterbau, mit seinen $2^1/_2$ m dicken Mauern einst eine Art Zwinguri für die Sarazenen. Daß deren damals eine Menge, besonders im nahen Simetothal ansässig waren, wird aus der Stiftungsurkunde des Klosters S. Lucia (von 1164) klar; sie führt eine ganze Reihe Araber aus der Umgegend auf,

die Herren: Daachâm, Giberim, Ramedan, Alibên, Eben Hassiz, Ben Rumegellul, Elmochalbel u. a., die alle dem neuen Kloſter tributpflichtig wurden.

Wirkt die alte Zwingburg abends, namentlich im Mondſchein, unendlich viel wuchtiger und unheimlicher denn am Tage, wo ihre grauſame Zerſtörung einen großen Eindruck nicht aufkommen läßt: ſo verlohnt es ſich, die gewaltige Faſſade des nahen Kloſters, wie wir es thaten, auch im hellen Morgenlicht zu betrachten. So wie es jetzt vor uns ſteht — eine lange, ſchloßähnliche Front von hohen Fenſtern, darüber ein mit vorſpringendem Schmiedeeiſen vergitterter Bogengang, das ganze in der Mitte unterbrochen durch die Kloſterkirche, — ſtammt der koloſſale Kaſten aus den Jahren 1451 bis 1596. 145 Jahre wurde daran gebaut. Wie viel Nationalvermögen die tote Hand hier feſtgelegt hatte, zeigt dieſer nach Millionen ſich bewertende Nonnenpalaſt, deſſen Äbtiſſin 1856 eine — gewiß noch viel zu gering veranſchlagte — Rente von 6000 Unzen = 76000 Franken zu verſteuern hatte. Hier hat der Staat mit der Säkulariſation wirklich ein gutes Geſchäft gemacht: nach Verkauf einer Anzahl Liegenſchaften des Kloſters bezieht er aus deſſen ehemaligen Gütern immer noch ein jährliches Einkommen von 30000 Lire, während die noch überlebenden Nonnen von ihm zu ihrer Leibes Nahrung und Notdurft täglich — eine Lira erhalten, tutto compreso!

Ich ſah hinter den vergitterten Fenſtern des Chors bei der Frühmeſſe einige dieſer alten Fräuleins, die vor fünfzig, ſechzig Jahren, da ſie ſich dem Heiland

vermählten, jedenfalls viele Tausende als Mitgift in die geistige Ehe mitbrachten, und jetzt hausen sie, indem eine nach der anderen wegstirbt, die wenigen ganz allein in den hunderten von Prunkzimmern und Gemächern und erhalten den Gnadensold von achtzig Pfennigen pro Tag — eine böse mutatio rerum!

Beim ersten Morgengrauen verließen wir unsere Herberge nach einer höchst ungemütlichen Nacht. Hatte doch der Sturm fast ununterbrochen durch das schlecht schließende, klirrende Fenster mir gerade aufs Bett geweht, so daß ich mich schon auf eine gehörige Bronchitis gefaßt machte. Nur ein Glück — er kam immer noch aus Norden und verbürgte gutes Wetter.

Die Wirtin wollte sich mit dem ausbedungenen Quartiergeld nicht zufrieden geben und das dritte von uns nicht benutzte Bett mitbezahlt haben. Ein verächtliches Zurückwerfen des Kopfes, ein kräftiger sicilianischer Fluch und wohl am meisten die von ihr nicht zu ändernde Thatsache, daß wir stolz erhobenen Hauptes aus ihrer schmierigen Grotte einfach hinausmarschierten, scheuchte sie endlich in ihren Alkoven zurück.

Im Café, dem einzigen dieser 20000 Einwohner zählenden Stadt, wunderte sich der Major aufs neue, wie viele junge und alte Männer da in ihren schwarzen Wettermänteln umhersaßen und -standen.

„Immer und überall sieht man diese herumbummelnden, faulenzenden Kerle. Vorvorgestern war Allerheiligen, vorgestern Allerseelen, gestern Sonntag. Aber heute ist Montag, heute sollten sie doch arbeiten."

Ich konnte bei seiner Zornesrede ein Lächeln nicht unterdrücken: „Arbeiten? Ja, geben Sie ihnen nur zu arbeiten! Hier haben Sie gleich den augenscheinlichen Beweis, warum jedes Jahr Hunderttausende von Italienern auswandern."

„Aber wovon leben sie denn?"

„Das weiß niemand. Übrigens genügen ihnen pro Tag zwei bis drei Soldi, wofür sie sich indische Feigen und Saubohnen kaufen. Die stopfen."

„Wenn ich diese weiten, unbebauten Flächen betrachte — Sie erinnern sich bei Randazzo, ganze Quadratmeilen wüsten Brachlandes — dann sollte ich doch meinen — und wenn nicht die Großgrundbesitzer, so könnte doch der Staat —"

„Ach, der Staat! Sprechen wir nicht davon! Was aber die hiesige Arbeitsgelegenheit betrifft, so macht man sich allerdings in Deutschland davon ganz verkehrte Begriffe. Z. B. treffe ich manchmal deutsche Handwerksburschen. Sie staunen? Ja bis nach Sicilien verirren sich diese wanderlustigen Gesellen. Sie hören mich deutsch sprechen und betteln mich an. Ich gebe ihnen immer reichlich, damit sie sich womöglich bis zum nächsten deutschen Konsul durchschlagen, der sie dann auf einem unserer Dampfer nach der Heimat abschiebt. Vorher pflege ich ihnen aber erst eine kleine Rede zu halten, etwa folgendermaßen: Guter Freund, was wollt ihr eigentlich hier? Wißt ihr nicht, daß es bei uns zu Hause überall Arbeit giebt? Hier könnt ihr mit den kräftigsten Armen, mit den schönsten Zeugnissen fünf Jahre lang herumlaufen und findet keinen

Tag angemessene Beschäftigung. Also, wenn ich euch was raten soll, schleunigst ganzes Bataillon kehrt und im Laufschritt nach Hause!"

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir, der großen Straße nach Catania folgend, nach dem freundlichen Ätnastädtchen Biancavilla und von da nach S. Maria di Licodia gekommen.

Hier trennten sich unsere Wege. Der Major hatte die „melancholische" Lava satt, sie wirke auf die Dauer eintönig. Ihn lockte das Meer. Ebenso hatte er genug trockene Makkaroni und harte Eier gegessen und lechzte nach einem rechtschaffenen Beefsteak.

Ich hinwiederum fühlte, um meine Umkreisung des Ätna würdig zu vollenden, die moralische Verpflichtung, die Monti Rossi und die Valle del bove zu besichtigen.

So setzten wir noch nachträglich das Beruhigungstelegramm an die besorgte Gattin zusammen auf, was gestern unmöglich war — in Adernò kann, glaub' ich, die ganze Stadt in Flammen stehen, ohne daß der Telegraphenbeamte sich bemüßigt fände, am Sonntag-Abend sein Bureau zu öffnen, das er mit derselben beneidenswerten Seelenruhe regelmäßig erst neun Uhr morgens wieder aufschließt. Diesmal war es ein „albergo antichissimo", wovon wir durch die Blume berichteten.

Wir drückten uns die Hände: „Auf Wiedersehen in Taormina!" „Auf Wiedersehen!"

Während der Major bei einer alten Kapelle sich zum Zeichnen niederließ, um die Zeit bis zur Ankunft

des Zuges nach Catania ersprießlich auszufüllen, ging ich allein über Belpasso hinüber nach Nicolosi — eine prächtige Wanderung.

Das Meer, das wir schon bei S. Maria nach der etwas trübseligen Anabasis durch das rauhe Gebirge mit ähnlichen Gefühlen begrüßt hatten, wie seiner Zeit die 10 000 Griechen, blieb dauernd vor mir. Zur Rechten beherrschte die langgestreckten Felsenhöhen, wie ein Haufen draufgeworfener Kiesel, in der Sonne leuchtend, noch immer das alte Centuripe, unnahbar hoch über dem Simetothal, in dessen freundlichem Gelände man die Schlangenwindungen des Flusses meilenweit verfolgen konnte. Die schönen Berglinien und Einzelgipfel des Innern verschwanden allmählich, dafür traten Stadt und Castell Paternò wuchtig und ernst aus der lachenden Ebene hervor. Zur Linken aber tauchte ein Krater nach dem anderen aus den reich bebauten Abhängen des Ätna auf. So schritt ich über der längst urbar gemachten Lava von 1536, immer mit freiem Blick nach allen Seiten, zwischen ehrwürdigen Ölbäumen und üppigen Weingärten hin. Mädchen mit Körben voll indischen Feigen begegneten mir, dann wieder ein langer Zug Esel, mit Most oder jungem Wein, an beiden Seiten die geblähten Ziegenbälge balancierend, und jene wunderlich bemalten zweirädrigen Karren, mit Lavasteinen für den Bau neuer Weinberge beladen. In dem Gezweig der alten Ölbäume saßen Männer, die die reifen Oliven herunterschüttelten oder mit langen Stangen abschlugen, während Frauen und Kinder die Früchte unten auflasen. Überall fröhliches Leben.

In Belpasso kehrte ich in der geräumigen Kutscher-Osteria ein. Wer unverfälschten Wein trinken und unverfälschtes Volksleben schauen will, zieht sie dem Restaurant vor. Mir zu Ehren wurde auf der alten Eichentafel sogar ein Tischtuch ausgebreitet, allerdings von einer Farbe, die dem guten Major wohl von vornherein allen Appetit benommen hätte. Über dem Herde hing an der Wand neben den verschiedenartigsten Rosten in stolzer Pracht eine ganze Sammlung glänzender Kupfergefäße, runde, viereckige, das abenteuerlichste: ein großer, abgestufter Eimer, worin man gleich vier Kilo Makkaroni für zwölf Personen kochen konnte, wie mich die „nipote" des Wirts, das in sicilianischen Wirtschaften übliche Mädchen für alles, belehrte. Ohne den Major um sein Beefsteak zu beneiden, das er wohl eben jetzt in Catania verzehrte, bestellte ich mein Lieblingsgericht, in Öl geschmorten Spargelkohl (broccoli), bei dessen Zubereitung die „Nichte" sich wenig stören ließ durch zwei wundervolle Riesenkater, die um die Wette erst auf den Herd, von da auf den Anrichtetisch, dann auf meinen Eßtisch und wieder die ganze Tour zurücksprangen, bis sie endlich doch mit dem Kohlenfächer hinausgejagt wurden. Mit der Gastwirtschaft war eine kleine Krämerei verbunden. Über der Ladentafel schaukelten von Laub umwundene Körbchen mit köstlichen Birnen und Äpfeln, und an Zwirnsfäden hingen weiße und rote Trauben herunter, die so für längere Zeit frisch erhalten werden. Als ich nach meiner Schuld fragte, dachte ich bei mir: eine Lira und fünfzig willst du gutwillig bezahlen — ohne

das gewöhnliche häßliche Nachſpiel des Abhandelns — für einen halben Liter Wein, Käſe, Brot, Gemüſe, zwei große Äpfel und zwei Weintrauben. Da machte die Nichte nur mit dem kleinen Finger einen Strich durch die Luft — das Zeichen für „halb". Ich traute meinen Augen nicht. Als ich dann aber außer der halben Lira noch zwei Soldi für den servizio hinlegte, ſtrahlte ſie, innig beglückt.

Waren hier noch niemals Fremde geweſen? Oder hatte der pastor loci ſeine Schäfchen ſo gut im Zug, daß die Kleine ihr Gewiſſen nicht einmal durch Ausſaugung eines inglese beſchweren wollte? Es war mir ein neuer Beweis, wie billig man in den vom Fremdenſtrom gemiedenen Gegenden Siciliens noch heutzutage reiſen kann. Zugleich fühlte ich mich in dieſem Augenblick in die „tempi innocenti" zurückverſetzt, von denen alte Leute uns zu erzählen wiſſen, wo man die ſeltenſten Goldmünzen für zehn bis zwanzig Lire erſtehen konnte, die jetzt mit fünfhundert bis tauſend Lire von den Kabinetten bezahlt werden.

Allerdings ſcheint in dieſen Gegenden die Geiſtlichkeit nicht wie ſonſt faſt überall ihre Thätigkeit im Meſſeleſen und Einherziehen in Prozeſſion für erſchöpft zu halten, ſondern auf die Volksmoral erfolgreich einzuwirken. Das Fluchen muß letzthin um den Ätna herum gewaltig überhand genommen haben. In Adernò nun traten wir abends in eine Kirche, wo ſich eine Menge Leute um einen Tiſch ſcharten. Hier wurden von einem Prieſter Flugblätter, das Stück zu einem Soldo, verkauft. Und was ſtand darauf? Gebete zum

hl. Josef, die teils gegen die Sucht, zu fluchen, helfen oder als Sühne für begangenes Fluchen gebetet werden sollten. Auf meiner weiteren Wanderung bis nach Zafferana traf ich dann allerorten an Mauern, Haustüren und Fensterläden Zettel angeklebt mit der gedruckten Aufschrift „Qui non si bestemmia!" Ja sogar in einem Kramwarenladen fand ich statt der sonst üblichen Zettel: „Feste Preise" oder „Nur gegen bar!" die Ermahnung an der Wand hängen: „Hier wird nicht geflucht!"

Diese ganze Gegend westlich und südlich vom Ätna gilt als unsicher, und freilich war es für uns als Touristen nicht angenehm, als wir in Randazzo uns deswegen erkundigten, von einem dortigen Bürger das Sprichwort zu hören:

A Bronte—scassinamagazzini,
A Adernò—assassini.

(In Bronte Einbrecher, in Adernò Totstecher.)

Aber es ist hier, wie überall und gilt nicht nur für Sicilien: bei der Abgeschlossenheit, in der die Leute leben, und bei der hohen Meinung, die jeder von dem Kirchturm hat, der ihm Sonntags zur Messe läutet, lobt man über die Gebühr seinen Heimatsort auf Kosten der Nachbarstadt. Als ich einmal in Mittenwald mich über die vielen oberbayerischen Messeraffairen wunderte, tröstete mich ein biederer Bauer: „Is scho' recht, wir Boarischen stechen, aber in Tirol drüben, da drucken's die Augen aus!"

So wird es in diesen von der Kultur noch wenig berührten Orten nicht schlimmer sein, als sonst im

Innern Siciliens. Die Verbrechen wider die Perſon richten ſich gegen reiche, den kleinen Mann ausſaugende und deshalb verhaßte Grundbeſitzer, Wucherer u. ſ. w. oder entſpringen der Blutrache: der Fremde, der nicht protzig auftritt oder wohl gar ſo töricht iſt, bei jeder Gelegenheit ſeine gefüllte Brieftaſche zu zeigen, dürfte überall unangefochten durchkommen, zumal, wenn er zu Fuß reiſt, was gemeiniglich für ein Zeichen von großer Armut oder von nicht ganz klarem Verſtande angeſehen wird.

Nach Nicoloſi kam ich noch zeitig genug, um nach einer kurzen Raſt die Monti Roſſi zu beſteigen, jenen ſeltſamen Krater, der erſt 1669 entſtanden und woraus damals vielleicht der verderblichſte aller Lavaſtröme des Ätna hervorgebrochen iſt. Der feuerflüſſige Brei wälzte ſich mehrere Kilometer breit bis Catania hinunter, das ganz von ihm verſchlungen worden wäre, hätte ihm nicht der Schleier der hl. Agata kurz vor den Mauern der Stadt Halt geboten. Ähnlich ſchreibt man es lediglich der großartigen Prozeſſion zu, die der Erzbiſchof von Catania in eigener Perſon 1886 aus den Thoren Nicoloſis führte, daß dieſe Stadt damals von dem Lavaſtrom des Monte Gemellaro verſchont blieb.

Von dem Gipfel des Monte Roſſo, auf dem einſt Goethe, Seume und viele andere berühmte Leute ſtanden, hat man einen prächtigen Überblick über die Verwüſtungen, die die Trabanten des alten Feuerbergs im Laufe der Zeiten angerichtet haben.

Gerade ein Dutzend Krater ſteigen in nächſter Nähe auf, von ſehr ähnlicher Bildung, der Rand ge-

wöhnlich tief ausgebogen an der Stelle, wo die Lava ausfloß. In einige der niedrigeren sieht man von hier hinein, ein Teil der Krater ist schon bepflanzt, sogar bewaldet, ein anderer noch ganz kahl. Die Monti Rossi erscheinen wie zwei Berge und sind doch nur Reste eines einzigen Kraters, von dem die Ost- und Westhälfte stehen geblieben, die Nord- und Südseite aber eingesunken ist. Im Innern des ehemaligen Schlundes wuchert Ginster, außen gedeihen bereits Feigen, Oliven, Gemüse und Getreide, aber erst weit unten am Fuß des Berges und immerhin spärlich, wenn man bedenkt, daß über zweihundert Jahre seit seiner Entstehung vergangen sind.

Wunderbar war die Färbung der Landschaft bei sinkender Sonne. Mitten in dem Schwarz und Braun der Lavafelder das glänzende Grün der Pflanzungen, von schnurgeraden Straßen durchschnitten, die aber auch nicht hell, sondern grau, da, wo sie durch junge Lava gehen, gleich dieser sogar schwarz erscheinen. Ganz deutlich sieht man, wie der Strom von 1886 in zwei Zungen östlich vom Berg endigte, ihn aber in einer breiten Zunge westlich umfaßte und Nicolosi bis auf dreihundert Meter nahe kam. Diese Lava ist von einer solch intensiven Schwärze, als wäre sie gestern erst dem Erdinnern entflossen.

Als Gegensatz zu diesem düsteren Bild der Unterwelt, das die Nähe zeigt, leuchtet in der Ferne das heitere Simetothal, das man hier von Adernò bis zur Mündung übersieht, die Hafenstadt Augusta, der Lentiner See, die Berge bei Syrakus mit dem Belvedere,

auf der anderen Seite die schneeweißen Ätnastädtchen Mascalucia, Pedara, Trecastagni und andere, unten an der Küste das Häusermeer von Catania mit dem vorspringenden Molo. Vom letzten Abendstrahl mit überirdischem Licht begossen, taucht wie eine Insel der Seligen aus dem starren Seespiegel Calabrien auf.

* * *

Am nächsten Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen über das Jonische Meer sandte, saß ich bereits hoch zu Esel und ritt nach Zafferana hinüber. Links hatte ich den beschneiten Ätna, rechts das Meer. Rings um mich herum war schwarz die Grundfarbe, die Erde, die Straße, die Mauern, auch die Häuser, soweit sie nicht getüncht waren, alles schwarz. Dazwischen schaute aber überall wohlthuend das vieltönige Grün der Gärten und Obstpflanzungen hervor, vor allem erfreuten Pinien, sonst in Sicilien ziemlich selten, das Auge. Sie scheinen in der Lava vorzüglich zu gedeihen. Düster unterbrachen wieder das regenfrische Grün in einiger Entfernung eine Anzahl erloschener Krater, wie Ringwälle riesiger Gasometer oder wie wenn Cyklopenkinder Mörser mit schwarzem Sand gefüllt und umgestürzt hätten.

Die erste Rast hatte mein Esel dem Markt von Pedara zu verdanken, wo mich der Blick auf den neugierig über die Dächer hereinschauenden Ätna ebenso bannte, wie der Campanile der Hauptkirche. Er versetzt mit seinem doppelten Umgang oben und seiner minarettähnlichen Haubenpyramide aus grünen und gelben Ma-

jolikaziegeln direkt in den Orient. Einen zweiten und längeren Aufenthalt nahm ich bei dem Dom von Trecaſtagni, einem Ausſichtspunkt erſten Ranges. Vor allem trat hier zum erſten Male das herrliche Profil der Berge von Taormina hervor, wie man denn auch in Taormina trotz der Entfernung von 37 Kilometern dieſe Kirche vom Abhang des Ätna ſich deutlich abheben ſieht. Dann ging es an einem nicht minder berühmten Gotteshaus desſelben Orts vorüber, wo zu Ehren des hl. Alfius alljährlich am 16. Mai eine Anzahl ſchlimmer Büßer auf den Steinfließen herumrutſchen und dieſe ſo lange ablecken, bis ihre Zungen nur noch blutrünſtigen Klumpen gleichen.

Der Ätna erſcheint auf dieſer ganzen Strecke als Doppelgipfel mit breitem Joch, da ſein öſtlicher Vorſprung, die Montagnola, als ſelbſtändige Bergkuppe hervortritt, die vom eigentlichen Gipfel das lange Piano del Lago trennt. Vor dieſem mächtigen Hintergrund ſteigen unaufhörlich in der Nähe zur Rechten wie zur Linken neue Krater auf. Zuletzt reitet man unmittelbar zwiſchen zweien von ihnen, dem Monte Jlice und wieder einem Monte Roſſo hindurch und gelangt nach etwa dreiſtündigem Ritt nach Zafferana, dem Ausgangspunkt für die Valle del Bove.

Die Unterkunft in Zafferana war früher durch Mangel an den notwendigſten Kulturerforderniſſen und Überfluß an Wanzen berüchtigt. Jetzt nimmt ein ſauberer und recht freundlicher Gaſthof (Umberto I.) die Reiſenden auf. Indeſſen ich mir einen kleinen Jmbiß gönnte, ließ der gefällige Wirt den Führer rufen. Dieſer

erklärte nun freilich, für den Ausflug in die Valle del Bove müsse man wenigstens 7 Stunden rechnen. Es war elf Uhr, die Sonne ging hier etwa um fünf Uhr unter. Zudem stiegen überall Schirokkowolken auf. So leicht ließ ich mich aber doch nicht werfen. „Wäre es nicht mit Maultieren zu ermöglichen?"

„Die würden nicht weit kommen. Die Wege sind durch den Regen völlig ungangbar geworden."

Also — Rückzug!

Die zehn Kilometer, zum Teil elende Provinzialstraße, nach Giarre hinunter, wurden mir bei der Schwüle doch etwas sauer; dafür hatte ich am Bahnhof von Giarre die unverhoffte Freude, meinen Reisegefährten wieder zu begrüßen, der mit dem Syrakusaner Zug kam. Er hatte sich's gestern in Catania am Hafen, sowie in dem paradiesischen Garten Bellini wohl sein lassen und heute in Acicastello das alte Normannenschloß und die Cyklopenfelsen gemalt — im ganzen 4 Aquarelle in 2 Tagen. Er schien sehr befriedigt.

Da die Eisenbahnbrücke noch nicht wiederhergestellt war, so gestaltete sich der Rest unserer Tour noch etwas ungewöhnlich. Bereits in Fiumefreddo hieß es: Alles aussteigen, dann Wagen nehmen, der bei dem starken Angebot und der geringen Nachfrage uns so billig zu stehen kam, daß der Major etwas von „getrennt marschieren und vereint schlagen" murmelte. Nach einer Stunde war der Alcántara erreicht. Unter Fackelbeleuchtung marschierte alles: Reisende, Hoteldiener, Gepäckträger über den in der Tiefe rauschenden, noch immer hoch angeschwollenen Fluß, dessen Brücke aber

doch in der Zwischenzeit sich so weit ausgebessert erwies, daß der spekulative Bauer mit seiner Leiter verschwunden war. Drüben derselbe Überfluß an Wagen, so daß wir für eine Kleinigkeit in einem bequemen Landauer Platz nahmen, der uns nach einer weiteren Stunde geborgen vor dem draußen niedersausenden Regen nach Taormina führte.

* * *

Zehn Wochen später stieg ich wieder nach Zafferana hinauf, um die früher aufgegebene Tour in das Ochsenthal (Valle del Bove) zu unternehmen. In meiner Begleitung befand sich ein Schiffsarzt aus Posen, der seiner angegriffenen Lunge wegen den Winter im Süden verbrachte, und ein Schriftsteller aus Dresden. Machte ersterer mit seinen gelben amerikanischen Stiefeln, Pumphosen, blauer Brille und buntem Seidenshawl aus Neapel, den er immer malerisch umzuwerfen wußte, den Eindruck eines internationalen Globetrotter, so erinnerte die kleine, gedrungene Gestalt des letzteren, sein dichter, schon etwas angegrauter Vollbart, die buschigen Brauen, hinter denen bald finster forschend, bald vergnüglich lächelnd die kleinen Augen hervorlugten, an einen Berggeist. Ja, wenn er später im wehenden Wettermantel, das grüne Steirerhütchen in die Stirn gedrückt trotz seiner kurzen Beine und seiner vierundfünfzig Sommer mit langen, schnellen Schritten die Lavamauern hinaufstürmte, kam er mir wie Rübezahl vor, der, seiner schlesischen Berge überdrüssig, sich einmal das Gebiet Vulkans und der Cyklopen anschauen wollte.

Nachdem der Wirt und seine Frau mich wie einen alten Freund begrüßt und uns die besten Zimmer zugewiesen hatten, füllten wir den Nachmittag mit einem Spaziergang nach dem Städchen Milo aus. Die Natur war in dieser Höhe noch winterlicher geworden als Anfang November. Die letzten sommergrünen Laubbäume, selbst die Eichen standen kahl, und hinter den öden Vorbergen kamen — ein ganz alpines Bild — die reichbeschneiten Kämme zum Vorschein, die die Valle del Bove umkränzen. Die Straße steigt beständig, so daß die Aussicht von der Kirchentreppe in Milo viel umfassender ist als in Zafferana. Wir erfuhren, daß im Januar 1901 der Schnee hier mehrere Tage über einen Meter tief gelegen habe — ein Beweis für die hohe Lage des Ortes (ca. 900 m). Zugleich war diese Wanderung insofern belehrend, als die Linie Zafferana—Milo bei dem großen Ausbruch von 1852 am meisten bedroht war. Doch wurde damals die Straße nur an einer Stelle (bei dem Weiler Caselle) erreicht, so daß sich heute ein gutes Stück bergan noch Felder, Obstgärten und Haine von Eichen und Kastanien ausbreiten.

Die Stätte jener vulkanischen Verwüstung, die im Jahre 1852 der Valle del Bove eine völlig andere Gestalt gab, war das Ziel unseres Ausfluges am nächsten Tage. Die Sonne stieg nicht triumphierend aus dem Meer, sondern trübselig hinter rötlichgrauen Schirokkowolken auf, ein Grund für mich, zur Eile zu mahnen. Denn ich hatte all die Wochen vorher von meiner Terrasse in Taormina bemerkt, wie an

ſolchen Tagen nach wenigen Stunden abſoluter Klarheit der verdunſtende Schnee ſchon gegen Mittag eine allgemeine Bewölkung gerade jenes Keſſels bewirkte, in den ich wie in einen großen, offenen Kelch hineinſchauen konnte.

Halb acht Uhr war endlich der Proviant verpackt, Führer und Träger zur Stelle, und wir entflohen bald dem Straßentreiben der ſonntäglich geputzten Landleute, die uns drei wunderlichen Reiſenden nachgafften. Denn auch ich machte mit meinem ſchottiſchen Plaid um die Schultern und dem breitkrämpigen Leinwandhut à la Dewet jedenfalls eine ſonderbare Figur in ihren Augen. Dazu begaben wir uns am Sonntag, wo alles behaglicher Ruhe pflegt, auf eine beſchwerliche Tour hinauf in den Schnee, und das auch noch zu Fuße — Pazzi inglesi!

Nachdem wir die letzten Weingärten hinter uns hatten, kamen wir zu dem kleinen Thalgrund der Valle San Giápico (= Giacomo), aus dem gutes reichliches Quellwaſſer teils ober-, teils unterirdiſch bis Zafferana geführt wird. Wo die Waſſerleitung unſeren Weg paſſierte, floß ſie für den Bedarf von Menſch und Tier mehrere Meter offen, ein gutes Zeichen für das Vertrauen, welches die Behörde in die Bevölkerung ſetzt. Wir ſteuerten nun auf den Fili Cóſimu zu, einen alten noch mit Kaſtanien beſtandenen Krater. Nachdem wir ſeine Höhe, ihn öſtlich umkreiſend, gewonnen, befanden wir uns bereits mitten in der Lava von 1852, die nur an den tieferen Stellen bereits zu Aſche zerfallen war, während von den rings aufzackenden ſchwarzen

Klippen kaum hier und da ein beſenähnlicher Ginſter (genista etnensis) Beſitz ergriffen hatte. Mit ſolchem Ginſtergeſtrüpp zu beiden Seiten beladen, begegneten uns dann in einem Hohlweg mehrere Maultiere, ein prächtiger Anblick, wie ſie auf dem holprigen Pfad die beſten Tritte ſuchten und ihre Laſt, womit unten in Zafferana die Backöfen geheizt werden ſollten, vorſichtig balancierten. Die Treiber trugen als Schutz gegen die Morgenkühle noch ihre dicken Tücher um Kopf und Hals — wir hatten unſere Plaids und Mäntel längſt abgethan.

Die Steigung war aber auch ſtellenweiſe ziemlich ſtark. Gleichwohl kletterte auch der Lungenkranke in der köſtlich reinen Luft ohne große Mühe. Rübezahl aber blieb öfter ſtehen, machte Notizen, zeichnete beſonders wilde Lavaformationen, maß die Temperatur und pflückte die letzten Blumen. Dann, wenn er wieder einmal verſchwunden war und wir ihn riefen, tauchte aus irgend einer Spalte unweit hinter uns das kleine grüne Hütchen empor, und bald wie ein Satanum der kriechend, bald mit murmeltierähnlichen Sätzen kam uns der „Berggeiſt" nach. Da blinkte an einer geſchützten Stelle der erſte Schnee. Er ſprang hin und bedachte jeden von uns mit ein paar kräftigen Schneebällen.

Nach anderthalbſtündigem Steigen wurde 1150 m ü. M. der erſte Halt gemacht. Wir ſtanden am Eingang des Chiano (piano) di Calanna einem einſamen kreisrunden Hochthal. Hier war es ſehr unterrichtend zu ſehen, wie die Lava über das breite Joch vor uns — zwiſchen dem Monte Zoccolaro (Pantoffelberg)

und dem Monte Calanna hereingebrochen und die 300 m hohe Berglehne herabgefloſſen war. Der Geſamteindruck aber: dieſe roſtbraunen Steilwände ringsum mit Schnee in den Rillen, darüber der rötlich-gelbe Hauptgipfel — wundervoll! In breiten Zungen hat ſich die Lava in dieſe Alm ergoſſen und nur einen Teil der Thalebene als Weide für Ziegen und als Gartenland für die letzten Apfel- und Kirſchbäume übrig gelaſſen.

Nun geht es am Oſtabhange des Monte Calanna empor. Hier fiel uns eine Stelle auf, wo die Lava in rieſigen Scheiben ſich neben und übereinander getürmt hatte, gleich Schollen beim Eisgang. Wie ein von Giganten erſt aufgebautes, dann eingeworfenes Kartenhaus ſtanden einzelne der erſtarrten Tafeln dachförmig da, aber auch wieder ſo unregelmäßig und ſo maſſig, daß wir uns ſofort überzeugten, kein Menſchenwerk, ſondern ein barockes Gebilde der Natur vor uns zu haben. Alles war hier von dem unterirdiſchen Glutſtrom verwüſtet, der ſich häuſerhoch niedergewälzt hatte. Nur wenige dürre Raſenbüſchel und der anſpruchsloſe Beſenginſter hatten in den fünfzig Jahren ſeit der Kataſtrophe vereinzelt doch wieder Poſto gefaßt. Merkwürdig berührten hier und da künſtlich aufgeſchichtete Kegel, mit Kalk angeſtrichen, ähnlich den „Steinmand'ln" in den Alpen, aber nicht wie dieſe als Wegweiſer, ſondern als Markſcheide dienend. Denn obgleich vielleicht erſt in zwei bis dreihundert Jahren dieſes fünf Kilometer breite Lavafeld ſo zermürbt ſein wird, daß ſich der eine oder andere Nutzbaum anſiedeln

und ein wenig Weide ergrünen wird, und kaum die Urenkel der heutigen Generation einen kargen Ertrag aus dieſem Boden erzielen werden, ſo haben ſich die derzeitigen Beſitzer dieſer Wüſte doch beeilt, ſchon jetzt auf die bezeichnete Weiſe peinlich ihre Grenzen abzuſtecken.

Vierzig Meter unter dem Gipfel des Monte Calanna hatten wir die untere Stufe des Ochſenthals (1300 m) betreten. Rübezahls Thermometer zeigte nur 8° C. im Schatten. Da endlich eröffnete ſich der längſt erſehnte Blick auf das Taurosgebirge, deſſen höchſte Spitze, der Monte Venere bei Taormina, ſchon tief unter uns lag. Vom Feſtland grüßten Cap Spartivento, Monte Altiſſimo und die langgedehnte Küſte Calabriens herüber, im Norden reihten ſich über dem düſtern Durcheinander der Lavazacken und -Türme des Vordergrunds die heiteren Höhen der Nebroden mit dem ſagenreichen Monte Scuderi bei Meſſina. Aber weiter, weiter, damit der bereits aufſteigende leichte Dunſt ſich nicht zum Nebel verdichte, ehe wir unſer Ziel erreicht haben!

Der Weg führt jetzt rein weſtlich an dem oberen Rand des Calannathales hin, die ganze Strecke entlang, wo einſt die Lava über den Abhang geſchäumt iſt. Nun ſahen wir von oben in den Chiano hinein und konnten erkennen, wie weit die einzelnen Zungen in die vor einer Stunde von uns paſſierte Alm ſich vorgeſchoben hatten, dazwiſchen wie Oaſen die Obſtgärten und Weiden. Auch an den Hängen hob ſich das alte gelbliche Geſtein, allenthalben bewachſen, ſcharf von den ſchwarzen Strömen ab, worin die Lava

sich gierig in die Tiefe ergossen, oben die höheren Zacken ebenso umfließend, wie sie unten vor allem der niederen Stellen sich bemächtigt hatte. Geradezu bezaubernd war dieser Wechsel der wie frische Steinkohle glänzenden langen Schuttrinnen der Neubildungen mit den grünen Streifen der alten Formation.

Jetzt galt es nur noch, die obere Stufe des Ochsenthals zu erreichen. Dies geschieht, indem man am südlichen Rande des Lavafeldes unter dem Abhang des Monte Pumiciaro (Bimssteinberges) emporsteigt. Hier sind verborgene Stellen, wo die niedrig kreisende Wintersonne monatelang nicht hinkommt. An solchen lag der Schnee oft fußtief. Der Monte Pumiciaro ist der östliche Endgipfel jenes Höhenzuges, der die Valle del Bove nach Süden zu abschließt, der stolzen Serra del Solfizio. Doch habe ich von Bimsstein nichts wahrgenommen. Dieser prächtige Kegel, den man von Taormina aus als erste scharfe Zacke an der von Osten sanft aufsteigenden Linie der Ätnapyramide deutlich unterscheiden kann, besteht aus Trachyt und Basalt. Nachdem wir ihn halb umkreist und eine Höhe von 1500 m gewonnen haben, stehen wir kurz vor Mittag am Endpunkt unserer Wanderung. Ihn bezeichnet eine Hirtenhütte, so merkwürdig, daß ich mir ihre Beschreibung nicht versagen kann.

Von Mörtel oder Kalk ist nicht die Rede. Man stelle sich ein halb rund, halb eckig von 1 m breiten Lavastücken geschichtetes Gemäuer vor, das oben, wo es wie ein Kaffernkraal konisch zusammenläuft, mit Rasenstücken gedeckt ist. Ein Eingang, den selbst ein Kind von zehn

Jahren nicht ohne Mühe passieren könnte, führt in das Innere, das mit seinem Durchmesser von anderthalb Metern etwa für fünf bis sechs Personen Raum bietet, und dessen ganze Möbelausstattung ein Stuhl, nämlich ein niedriger, aber schön regelrecht sechsseitiger Basaltblock bildet. Eine Vertiefung in den aufeinander geschichteten Platten stellt den Schrank dar, ein aus glatten Steinen gefügtes Lager am Boden, mit Binsen bedeckt, das Bett der armen Hirten, die erst im August ihre Schafe hier heraufführen, um sie Ende September schon wieder hinabzutreiben. Bei Unwetter dient dieses vorweltliche Gebäude auch als Unterkunft für Touristen, dürfte aber nur gegen Regen und Schneegestöber einigermaßen schützen; denn der Wind pfeift, wie ich mich selbst überzeugte, überall durch die Spalten herein. Neben der Hütte sind zwei kleine Plätze von Lavasteinen umfriedet, die Hürden für die Ätnaschafe!

Hier endlich kann man den Schauplatz der Katastrophe nach allen Seiten übersehen. Um sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu begreifen, las ich die wenigen, aber treffenden Worte, die Gsell-Fells darüber verlauten läßt, meinen Begleitern vor:

„Bei dem Ausbruch von 1852 bildeten sich an der Serra di Giannicola siebzehn lange Spalten, dann öffneten sich in der Valle del Bove zwei große Schlünde, der eine ergoß Lava, der andere warf Steine aus. Nach zehn Tagen stand die Lava auf der ganzen Linie Zafferana—Milo, der Gipfelkrater stieß Dampf- und Rauchmassen aus, welche den ganzen Berg verhüllten. Nach dem Aufbruch eines neuen Schlundes erschien die

Flur von Giarre plötzlich weiß von Salzüberzug, und selbst die glühenden Blöcke, in welche der Lavastrom bis Milo zerfiel, waren mit einer Salzrinde überzogen. Aus diesem*) dritten Schlund erfüllten die Laven den nördlichen Teil der Valle del Bove, stürzten über die Lava von 1811 und verwüsteten, bis zur bebauten Region vordringend, viele Fluren." . . . .

Wir waren bald im Bilde. Da oben bei den schneeigen Zinnen der Rocca Giannicola, der Fortsetzung der Serra del Solfizio, 2500 m hoch, hatte die Erdrevolution ihren Ausgang nehmen wollen, konnte aber nicht durch, wie denn seit Jahrhunderten der Gipfelkrater und seine nähere Umgebung keine Lava mehr entsandt hat, sich vielmehr in beträchtlicher Tiefe immer von neuem kleine Auswurfkrater gebildet haben. So auch 1852. Dort, diese etwa drei Kilometer von uns entfernten, fast gleichgeformten Kegel am obersten Rande des Lavameeres sind die Verwüster gewesen, der eine hat Lava, der andere gar Steine gespieen. Und da weiter rechts ist auch der dritte, der merkwürdigste, der zwei Stunden weit Salz gespuckt hat. Leider reichte die Zeit nicht, um diese Kegel zu besuchen. Wir hätten über die haushohe, wie ein Gletscher in Schwarz aufstarrende Lava wohl ein und eine halbe Stunde hin und ebensoviel zurückrechnen müssen. Aber durch das Glas konnten wir die schlimmen Gesellen recht gut beobachten. Alle drei sind höchst steile, etwa 150 m hohe Schuttkegel, durchweg graugelb, nur oben von der Farbe des rotglühenden Eisens, die beiden

*) So lese ich statt: „einem", was unklar wäre.

erſt entſtandenen nahe übereinander. Bei allen iſt der obere Rand nach dem Meer zu etwas niedriger und zeigt eine Hohlkehle, wie das Mundſtück eines Kruges — die Stelle, wo die Lava abgefloſſen iſt, die jetzt dieſes vielleicht einſt fruchtbare Thal ganz ausfüllt.

Valle del Bove — Ochſenthal? Haben hier je Ochſen geweidet und iſt dieſer Ort eine Art „übergoſſene Alm", eine nicht mit Schnee, ſondern Lava übergoſſene? Der Führer wußte keine Auskunft zu geben. Aber wohl ebenſowenig, wie in der benachbarten Valle del Leone im Norden, jenſeits der Serra delle Concazze Löwen gehauſt haben, ſind je Rinder in dieſe Höhe getrieben worden, wo ſelbſt die genügſamen Schafe notdürftig kaum zwei Monate des Jahres ausdauern.

Wir ſetzten uns neben die Hütte, ſo daß wir das heiter glänzende Meer und das grüne Geſtade im Rücken hatten und nur die gewaltige Öde dieſes rieſigen Felſen-Amphitheaters vor uns ſahen. Wir fühlten uns in den Orkus verſetzt. Wahrlich, ein Theatermaler könnte nirgends beſſere Dekorationsmotive für Orpheus in der Unterwelt finden als hier. Etwas wurde der ſchwermütige Eindruck gemildert durch den Schnee, der reichlich an den tauſend Meter hohen Geröllwänden, beſonders aber an den vorſpringenden Trachytfelſen haftete und von den herüberlugenden Spitzen des oberen Randes, der Montagnola und Rocca Giannicola niederleuchtete.

Aber im Juli, wenn der Schnee völlig aus dem Bilde verſchwunden iſt? Nun, dann erſteht an den Abhängen einiges Grün, namentlich drüben auf dem von der Lava unbeſiegten Hügel, wo ſich, unglaublich in

1500 m Höhe, aber wahr — eine Schar ganz ſtattlicher Buchen angeſiedelt hat. Labkraut, Seifenkraut, Hundskamille und das liebliche Ätnaveilchen brechen dann aus ſcheinbar völlig lebloſem Boden hervor. Am meiſten aber erinnert wohl der klare, tiefblaue Himmel, der beſonders in der Sommerſonne mit der ſammetſchwarzen Lava wunderſam kontraſtiert, daran, daß man noch auf der lieben Erde wandelt.

Jetzt im Januar war der Himmel von einem leichten Bleiweiß überſponnen und von Vegetation nichts zu ſehen als ein paar dürre Berggräſer, darunter durch ſeine großen, ſtachligen Kugelbüſche auffallend der ſiciliſche Tragant (Astragalus siculus). Kein Käfer krabbelte, kein Würmchen kroch, kein Falter flatterte, kein Mückchen ſummte. Nur zuweilen gingen von den riſſigen Wänden des Monte Pumiciaro Steinlawinen nieder und donnerten weithin in das einſame Hochthal. Sonſt kein Laut.

„Nun, Herr Doktor", apoſtrophierte ich den Schiffsarzt, der eben ſeinen photographiſchen Apparat prüfte, „ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Lunge. Wer 900 m ſo im Fluge nimmt, wie Sie —"

„Na ja, hier in dieſer Luft! 's iſt ja auch nur eine chroniſche Affektion der Reſpirationsſchleimhäute. Hier geht's. Aber in Berlin, dieſer Staub, dieſe ſchlecht ventilierten Kneipen, der Tabaksqualm in den Cafés, dazu die verdammten Schleppen der Weiber — lauter Reinkulturen für Bazillen." . . .

Rübezahl erkundigte ſich nach allem. „Was giebt's denn für Tiere hier?" Der Führer, der ſchon gar viele

Antworten hatte geben müſſen, die ich aus ſeinem Ätna-Sicilianiſch ſelbſt Mühe hatte, meinen Landsleuten zu verdolmetſchen, meinte: „Lepura, Vurpi (Haſen, Füchſe)."

„Wölfe nicht?"

„Nein, Wölfe nicht."

„Aber das ſteht doch in den Reiſehandbüchern?"

Der Führer zuckte verächtlich mit den Achſeln, als wollte er ſagen: was geht das mich an, was in Euren Büchern ſteht.

„Adler auch nicht?"

„Adler auch nicht."

Auf weiteres dringendes Befragen war nur noch aus ihm herauszupreſſen, daß Rebhühner in dieſen Regionen vorkämen. Auf mehr ließ er ſich nicht ein.

Nun wollte der Dresdener wiſſen, wo der Urkrater ſei. Vom „Urkrater" wußte Giuſeppe nichts.

„Dunque il vecchio cratere, il piu vecchio di tutti questi crateri? Dove è?"*) drang Rübezahl in ihn, ungeduldig, faſt drohend.

„Die ſind alle alt", erklärte Giuſeppe, ſanft lächelnd, mild verzeihend.

Luſtig rief der Schiffsarzt dazwiſchen: „Sie möchten wohl das Geburtsdatum von jedem einzelnen wiſſen?"

„Aber natürlich, als Führer muß er doch Auskunft geben können."

„Ach, wiſſen Sie was, darum kümmert man ſich hier nicht und iſt bloß froh, daß ſie nicht mehr ſpucken."

„Doktor, geben Sie mir mal den Meyer!"

Ich gab ihm den „Meyer". Mein Landsmann

*) Alſo der alte Krater, der älteſte von allen dieſen Kratern, wo iſt er?

vertiefte sich in Gsell-Fells' Beschreibung unserer Tour, sah sich aufmerksam um, las wieder und brach los:

„Jetzt ist's mir klar, ganz wie ich mir schon dachte, das ist der Urkrater."

„Was? wie? wo?"

„Hier, der ganze Kessel, wir sitzen mitten drin."

„So?"

„Hier steht: Die Valle ist ein Einsturz des östlichen Kegelmantels des Ätna, der Balzo del Trifoglietto wahrscheinlich der ursprüngliche Krater des Ätna. Dieser südliche Teil heißt nach der Karte doch Trifoglietto?

Aber der Balzo, d. h. der Absturz, die Felsenstufe ist dort die Südwestecke, hinter dem Buchenhügel, sehen Sie, da unter der Schneepyramide der Montagnola. Die Geologen nehmen an, daß —"

„Also sitzen wir nicht drin", schloß Rübezahl resigniert die Debatte und sah zum Trost nach seinem Taschenthermometer, den er im Schatten des Lavakraals aufgestellt hatte, es zeigte nur 4° C. Dann stellte er es in die Sonne, wo es bald auf 19° stieg.

Nachdem wir nach diesen seelischen Genüssen auch unseren Leib einigermaßen gestärkt und uns mit köstlichem weißen Ätnawein — an Moselblümchen erinnernd — erquickt hatten, ging es ans Photographieren. Denn der Schiffsarzt wollte seiner Bildersammlung aus New-York, Sansibar und Bombay auch eine echte rechte Ätna-Aufnahme hinzufügen. Es war hohe Zeit; überall stiegen jetzt Nebel auf, die die Sonne kaum noch auf halbe Minuten durchblicken ließen. Nach zwanzig Minuten waren wir rings von Wolken ein-

gehüllt, es wurde auf einmal so kühl, daß wir den Hauch vor dem Munde sahen. In der That blieb das Taschenthermometer unentwegt auf seinen 4° stehen. Wie einen kostbaren Schatz legte es Rübezahl zusammen und steckte es sorglich in die Brusttasche. Auch wir anderen machten uns zum Abstieg fertig. Dieser nahm ohne Aufenthalt bei rüstigem Ausschreiten doch $2^1/_4$ Stunden in Anspruch. Über die schwarzen Trümmerhalden fegten dichte Nebelschwaden, benahmen völlig den Blick in die Ferne und ließen die bizarren Formen der Lava zu beiden Seiten des Wegs deutlicher hervortreten. Wie freuten wir uns, als wir das erste lebendige Grün im Calannathal wieder erblickten und zugleich tief unter uns zwischen Wolkenfetzen im einfallenden Sonnenlicht einzelne Teile der Küste sichtbar wurden! Als wir aber endlich dem zerklüfteten Lavameer und bald darnach auch den wallenden Nebeln entflohen waren und das lachende Gelände von Zafferana in strahlendem Glanz vor uns lag, da atmeten wir befreit auf.

Diese Tour in die Valle del Bove ist nicht nur für Geologen interessant (wie Bädeker meint), sondern auch für gewöhnliche Menschenkinder. Sie ist von Taormina leicht in anderthalb Tagen auszuführen, und in Zafferana wird man bei dem strebsamen Wirt des sauberen Gasthofes mit der Aufnahme recht zufrieden sein. Selbst wer den Ätnagipfel bestiegen hat, wird zur besseren Erkenntnis der merkwürdigen Gestaltung des Ätna-Gebirges wohl daran thun, diesen echt alpinen Ausflug zu unternehmen.

Deutſche Dichter in Sicilien.

Ich denke mich hier nur mit jenen Dichtern deutſcher Zunge zu beſchäftigen, die Sicilien noch vor der Zeit der Eiſenbahnen und Telegraphen beſucht haben. Aber auch nicht mit allen. Nur wenige einleitende Zeilen kann ich Auguſt Kopiſch und dem Grafen Platen widmen.

Kopiſch verbrachte einen Teil ſeines Aufenthalts in Italien (Mitte der 1820er Jahre), auch in Sicilien. Ein dauerndes Verdienſt hat er ſich durch die Sammlung ſicilianiſcher Volkslieder (in den „Agrumi", Berlin 1838) erworben, ſeine eigenen Dichtungen, die hier entſtanden, ſind verſifizierte Sagen (die „Meerfei" und „Donna Clara"), ferner Bruchſtücke zu einem Epos „Die Normannen in Sicilien" im Charakter von Herders „Cid", aber holperig im Versmaß und jugendlich unreif, endlich ein Fragment „Anapios und Amphinomos", das in achtfüßigen Trochäen einen antiken Ätnaausbruch ſchildert, ebenſowenig nach unſerem Geſchmack. Kopiſchs dichteriſche Kraft wurzelte im Vater-

lande: seine deutschen Schwänke und Geistergeschichten sind bis heute unübertroffen. Aber im Süden, wo die großen Linien in Landschaft und Geschichte seiner Vorliebe für Kleinmalerei nicht günstig waren, wo der helle Himmel und die heiße Sonne keine Zwerge, Kobolde und andere dämmerhafte Gestalten aufkommen lassen, wo vor allem die beste Seite seiner Begabung, der Humor, keine rechte Nahrung finden konnte, hier war seines Bleibens nicht. 1828 verließ er Italien und hat es nie wieder gesehen.

Das Gegenteil ist bei Platen der Fall. Er liebte sicher Italien mehr als Deutschland. Und er sollte im fernen Süden sich „sein Leichentuch verdient" haben. Aber gerade Sicilien hat er nur oberflächlich und in der letzten, trübsten Periode seines Lebens kennen gelernt. In seinen Tagebüchern, soweit sie Sicilien betreffen, erklingen fast nur Klagen über schlechte Verpflegung, schlechtes Wetter, häßlichen Menschenschlag und langweilige Gegend. So hat er offenbar die Majestät des Ätna nicht begriffen. „Der Ätna verödet alles", schreibt er, und über Catania urteilt er: „Man kann kaum sagen, daß die Lage von Catania schön sei". Wie sich aus seinen Tagebüchern ergiebt, reiste der Graf am 27. April 1835 von Neapel nach Palermo, bereits mit Dampfboot. Von Palermo begab er sich Anfang Juni nach Catania, dann nach Taormina, das endlich Gnade vor seinen Augen findet: „Die hiesige Natur entspricht den schönsten Gegenden am Golf von Neapel". Im griechischen Theater umherwandelnd, dichtete er endlich wieder.

Den großen Eindruck, den dieſe klaſſiſche Stätte in ihm hervorrief, ſchildert in begeiſterten Strophen ſein Feſtgeſang „An die Brüder Frizzoni“ (12. Juni 1835). Auch die Elegie „Im Theater von Taormina“ (9. Juni) beginnt ſchwungvoll:

„Zarte, vergängliche Wölkchen umfliegen den ſchneeigen Ätna“,

verliert ſich aber bald in allerhand Betrachtungen über griechiſche und deutſche Litteraturgeſchichte und endet mit einem ſchwermütigen Seufzer. Ein ſprechender Zeuge ſeiner ſchon damals gebrochenen Lebensenergie.

Mit welch hohen Erwartungen Platen auf der Inſel gelandet war, verrät ſein Lied an Aphrodite (6. Mai):

Inbrünſtige fromme Gebete
Dir, Kypria, ſend' ich empor,
Indem ich die Küſten betrete,
Die Haine, dir eigen zuvor!

— ein ſehr ſchönes Gedicht, formvollendet und gedankentief. Deſto größer war ſpäter die Enttäuſchung. In dieſer Stimmung blieb ihm der gefällige Ton des leichten Liedes verſagt, den er kurz vorher noch einmal gefunden hatte in der bekannten, vielleicht preiswürdigſten aller ſeiner Schöpfungen:

Süß iſt der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht . . .

In der That, wenn wir noch das im Herbſt (16. September) entſtandene: „Wohl lieblich iſt die Stadt Panorm“ ausnehmen, werden wir bei allen übrigen, den Feſtgeſängen „an Hermann Schütz“, „an die Herzogin von Leuchtenberg“, „auf den Tod des

Kaisers" (Franz II.), dem „Hymnus auf Sicilien", das Gefühl nicht los, als habe der Dichter die verzwickten Versmaße, worin sie sämtlich gehalten sind, erst spitzfindig ausgeklügelt und dann danach — nicht ohne ängstlich mit den Fingern zu skandieren — die zahlreichen Strophen mühselig zusammengegrübelt. Alles rhetorisch, pathetisch, überladen, schwerflüssig. Wie unendlich fern liegt unserem heutigen Empfinden solcher Schwulst!

Über Messina trat Platen am 19. Juni die Rückreise nach Neapel an, kehrte aber bereits am 10. September nach Palermo zurück, „um in Sicilien die Winterquartiere zu beziehen". In Palermo feierte er zum letzten Male seinen Geburtstag („nie habe ich einen traurigeren erlebt") und kam nach einer langen, beschwerlichen Tour quer durch die Insel am 11. November in Syrakus an. Hier erkrankte er am 22. schwer und starb am 5. Dezember in den Armen seines Gastfreundes Don Mario Landolina, der ihn im Garten seines Landhauses bestatten ließ. Im ganzen sind sie eine öde, selbst mit traurig stimmende Lektüre, diese Tagebuchblätter Platens aus Sicilien.

Ganz anders berühren uns die Beschreibungen und zum Teil auch die dichterischen Leistungen, wozu ihre sicilianischen Reisen drei andere Männer der Feder begeistert haben: Goethe, Seume und Waiblinger.

Alle drei sahen Sicilien noch unter der Herrschaft der Neapeler Bourbonen und ohne die modernen Verkehrsmittel. Bädeker gab's noch nicht, wonach man alles Sehenswerte selbst finden kann, man war überall

auf Führer angewieſen, und ſo läßt ſich z. B. Goethe in Palermo von einem Läufer (Kurier) des Vizekönigs, in Catania und Girgenti von Geiſtlichen, in Meſſina von einem Konſul herumführen. Man lernte durch ſolche mündliche Erläuterung wohl manches beſſer verſtehen, als jetzt durch die kurze Notiz im Buch, aber man ſah eben auch nur das, was den jeweiligen Führer von ſeinem Standpunkt aus intereſſierte, und mußte — wohl das ſchlimmſte — an den herrlichſten Ausſichtspunkten, bei den erhabenſten Kunſtgegenſtänden viel unnützes Geſchwätz mitanhören.

Noch zu Seumes Zeit gab es nur zwei Fahrſtraßen auf der ganzen Inſel — von Palermo nach Termini und von Palermo nach Monreale. Wer alſo nicht zu Fuß gehen wollte, war auf Eſel oder Maultier angewieſen. Vornehme Perſonen reiſten in Sänften, die von zwei Maultieren getragen wurden. „Durch den Mangel an Kommunikation", klagt Goethe, „wuchs die Entfernung gleichſam ins Unendliche". Sicher, die Beſchwerlichkeit einer ſicilianiſchen Reiſe vor hundert Jahren und auch die Koſten waren größer, wie wenn jetzt jemand nach Grönland oder nach Perſien pilgern wollte.

Dieſe von der unſeren völlig verſchiedene Art des Reiſens — Gott ſei Dank nur aus Büchern! — kennen zu lernen, hat für uns verwöhnte Kinder des 19ten Jahrhunderts einen großen Reiz. Wir ſchätzen uns wieder einmal glücklich, daß wir's ſo herrlich weit gebracht; aber wir erſehen aus jenen alten Aufzeichnungen auch, daß das Reiſen heutzutage längſt nicht mehr ſo

originell, so reich an kuriosen Begebnissen und seltsamen Eindrücken ist wie damals. Wie im großen und ganzen, so ist auch hierin unser Leben schablonenhafter, maschinenmäßiger und damit kaum tiefer und genußreicher geworden.

Verfolgen wir Goethe zunächst an der Hand seiner „Italienischen Reise" auf seinen Wanderungen in Sicilien, um dann zu erfahren, wie diese auf ihn wirkten, was er sann und trieb, und welchen litterarischen Gewinn er davon mit nach Hause brachte!

Großes Aufheben macht er, als er Ende März 1787 in Neapel sich zur Fahrt nach Palermo rüstet. Feierlich nimmt er in einem letzten Briefe von seinen Freunden in Weimar Abschied.

Die Seereise in einem Paket-Segelboot war allerdings nicht so bequem und auch nicht so ungefährlich, wie heute mit dem „Elettrico", dem schönen Schnelldampfer der italienischen Schiffsgesellschaft. Jetzt kann man sich jeden Abend in Neapel einbarken und am anderen Morgen im Hafen von Palermo erwachen. Goethe mußte erst mehrere Tage auf günstigen Wind warten. Während er dann in der Kabine seekrank die beiden ersten Akte des „Tasso" durcharbeitete, kam das Schiff so weit ab, daß man Ustika zur Linken hatte, hierauf steuerten sie auf Cap Gallo los, endlich wieder nordostwärts. So brauchte er vier volle Tage zur Überfahrt. In derselben Zeit kommt man jetzt von Neapel nach Ägypten.

Vom 2. bis 18. April hielt sich Goethe in Palermo auf und feierte hier das Osterfest, wozu ihm als vor-

nehmem Fremden im Hotel zwei königliche Läufer zeremoniell gratulierten, ihn gleichzeitig zur Tafel des Vizekönigs einladend. Das Reisen großer Herren war damals eine Haupt- und Staatsaktion. Ähnlich wie jetzt noch in Armenien oder Beludschistan, brauchte man aber solche hohe Verbindungen, und die Gunst des Vizekönigs war Goethe später in dem unwegsamen Innern recht förderlich. Seine Zeit benutzte er, indem er in dem öffentlichen Garten, der „Flora" (jetzt „Villa Giulia"), die Odyssee las und seinem Begleiter, dem Maler Kniep, daraus übersetzte; auch zu Ausflügen in die Umgebung, so nach Monreale, nach dem Monte Pellegrino und zu der Villa des verrückten Prinzen Pallagonia, über dessen Statuensammlung er sich derartig aufregt, daß er ihr vier zornerfüllte Seiten widmet. Dann reitet er über Alcamo nach Castelvetrano und besucht den Tempel von Segesta, nicht dagegen die an seinem Weg liegenden gewaltigen Ruinen von Selinunt. In Girgenti, wo er in Ermangelung eines Gasthofs bei einer Familie Privatquartier nimmt, hält er sich lange, vom 23. bis 28. April, auf, wohl nur deshalb, weil Kniep für ihn hier allerhand „umreißen" mußte. Den Abstecher nach Syrakus giebt er auf, um die großen Getreidefelder im Binnenland zu sehen. Ein doppelt unglücklicher Gedanke. So reitet er, meist auf entsetzlichen Wegen, durch das trostlos einförmige Innere der Insel über Caltanisetta und Castrogiovanni, wo er seiner Enttäuschung in entrüsteten Worten Luft macht, nach Catania.

Aus der sengenden Sonne gerät er in einen tage-

langen Regen. Solch ein ſicilianiſcher Frühlingsregen ſieht ſich jetzt aus einem Coupé erſter Klaſſe recht behaglich an. Aber auf einem ſtörriſchen Maultier, oft zwanzig Kilometer vor und hinter ſich kein ſchützendes Obdach, ohne Brücken über die zu Strömen angeſchwollenen Bäche, die wohl oder übel durchritten werden müſſen, iſt ſo etwas weniger angenehm.

Ebenſo umſtändlich war die Verköſtigung. Die mußte ſich der Reiſende gewöhnlich ſelbſt beſorgen. Goethe ließ durch ſeinen Eſeltreiber Hühner, Makkaroni u. ſ. w. einkaufen, die dieſer dann für das Eſſen vorrichtete. Den Wein führten ſie in einem Fäßchen hinter dem Mantelſack mit ſich.

Nicht minder ſchwierig war oft die Unterkunft. In Caltaniſetta waren keine Matratzen aufzutreiben. So ſtellte ſich Goethe ſelbſt eine her: er ließ ſeinen großen Juchtenſack, der ihm wohl ſtatt eines Koffers diente, mit Häckerling füllen. Aber auch die Bettſtelle mußte er improviſieren und die Bretter, welche auf die Böcke (die noch heute üblichen Cavaletti) gelegt wurden, ſich erſt bei einem Tiſchler borgen. In Caltaniſetta, wohin ſich auch jetzt noch ſelten ein Reiſender verirrt, erregte die Ankunft eines vornehmen Fremden wahres Aufſehen. Die Honoratioren, die auf dem Markt nach antiker Weiſe herumſaßen, wollten alles mögliche von Goethe wiſſen. „Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Teilnahme an dieſem großen Könige war ſo lebhaft, daß wir ſeinen Tod verhehlten, um nicht durch eine ſo unſelige Nachricht unſeren Wirten verhaßt zu werden.“

Der schlaue Diplomat und gewandte Hofmann verleugnet sich auf keiner Seite. So läßt er in Catania ein Empfehlungsschreiben an einen Abbé überbringen, den Hausgeistlichen des Fürsten Biskari, wird diesem und dem ganzen fürstlichen Hause vorgestellt und „macht natürlich auch der Fürstin Mutter seine Aufwartung". Ebenso „wartet er in Messina dem Gouverneur auf, das sei wo nicht unumgänglich notwendig, so doch wohlgethan". Wenn jetzt die Tausende von Italienreisenden überall den Präfekten der 67 Provinzen des Königreichs, die sie zufällig durchqueren, ihre Anstandsvisite machen wollten! Wie erschwerte man sich damals das Reisen! Wie glücklich die Touristen von heute, die bei keinem Gönner rechts und links anzuklopfen brauchen, sondern ihren Weg gehen, wie und wohin es ihnen gefällt!

In Catania war Goethe bis zum 6. Mai geblieben, am 7. finden wir ihn in Taormina, vom 9. bis 13. Mai in Messina. Hier war er froh, einen französischen Segler zur Rückfahrt zu bekommen, da die weiße Flagge Frankreichs (die Trikolore gab's noch nicht) vor dem Seeraub der Barbaresken sicherte, mit denen la belle France, wie's scheint, damals auf besonders gutem Fuße stand.

Goethe hat sich also sechs Wochen auf der Insel aufgehalten — eine längere Zeit, als die meisten Reisenden heutzutage auf Sicilien verwenden zu dürfen glauben.

Das Gefühl, das man bei der Lektüre seines Tagebuchs hat, ist das der Verwunderung. Merkwürdig

erscheint vor allem, womit er sich auf dieser Reise beschäftigt. Zunächst mit seiner Lehre von den Kotyledonen, mit dem Problem der „Urpflanze", das ihn im botanischen Garten von Padua bereits gepackt hatte, ihn selbst in Rom und Neapel nicht los ließ und nun auch bis hierher verfolgte. Daneben widmet er sich geologischen Fragen. Überall beschreibt er das Gestein und läßt sich eine ganze Sammlung Achate und Marmorstücke aus Palermo nachschicken. Nun ist ja die geologische Bildung der Insel sehr vielgestaltig und die Flora, namentlich im Frühling, überaus reich und herrlich. Aber das Hauptinteresse, das heute den Besucher gefangen nimmt, liegt in ihrer zweieinhalb Jahrtausend alten, wechselvollen Geschichte und den gewaltigen, eigenartigen Bauten, die den Wandel der Zeiten überdauert haben.

Bei dem Ausflug nach Monreale beschreibt er sehr genau die sicilianische Kalkgewinnung: dasjenige, weshalb jedem Welschlandfahrer unserer Tage die über der Conca d'oro thronende Stadt bekannt und teuer ist — den wundersamen Dom, der mit seiner Marmormosaik auf der ganzen Welt seinesgleichen sucht, worin die Porphyrsarkophage der alten Normannenkönige jeden halbwegs Gebildeten in weihevolle Stimmung versetzen, erwähnt er ebensowenig, wie den Kreuzgang des nahen Klosters mit seinen 216 musivischen Säulen. Kein Wort über den ganz einzigen Dom Palermos, kein Wort über dessen köstlichstes Juwel aus der Normannenzeit, die Capella Palatina. Von der Ziza, der Kuba, der Martorana, San Gio-

vanni (der vollständig erhaltenen Moschee) nichts, nichts. Das alles hat auf Goethe gar keinen Eindruck gemacht. Überhaupt das halb Morgenländische, das für Palermo zusammen mit dem spanischen Barock so charakteristisch ist, sieht er nicht. Im Gegenteil: die Vermischung des Vergangenen und Gegenwärtigen ist ihm geradezu unangenehm. Seinem Führer, der ihm im Oretothal die Stelle der Elefantenschlacht zeigt, „verweist er unfreundlich das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster" (4. April 1787). Dafür sammelt er im seichten Flußufer für seine Mineraliensammlung fleißig herabgeschwemmte Steine, im ganzen vierzig Stück, und freut sich königlich, konstatieren zu können, daß er Jaspis, Thonschiefer und Muschelkalk gefunden hat. Selbst die griechische Welt, die im einsamen Tempel von Segesta uns eines ihrer edelsten Denkmäler hinterlassen hat, scheint ihm — damals wenigstens — noch nicht in ihrer hehren Größe aufgegangen zu sein. Nach einer stimmungslosen Beschreibung des Tempels — der reine Bädeker! — fängt er gleich wieder von Gips, Kieselerde und Hornsteingeschieben an.

Von „Gegenwärtigem" allerdings entgeht nichts seiner Aufmerksamkeit, von den Zwergpalmenbesen, womit die Häuser gefegt werden, bis zur Stallfütterung der Maultiere, von der Art, wie man Puffbohnen pflanzt, bis zur Makkaronifabrikation — das alles findet ausführlich Platz in seinem Tagebuch. Und zehn Seiten allein widmet er einer damals freilich „sensationellen und aktuellen" Angelegenheit, die aber doch einem so hohen Geist nur ein ganz geringfügiges

Intereſſe hätte abgewinnen ſollen, nämlich den Familienverhältniſſen des Zauberkünſtlers Caglioſtro. Nicht nur, daß er dem geduldigen Leſer den Stammbaum dieſes Schwindlers bis zu den Urgroßeltern mit ſämtlichen Taufpaten vorſetzt: nein, er macht durch ein kleines Lügenmanöver, wie ein moderner Reporter, die Bekanntſchaft der Palermitaner Verwandten Caglioſtros und interviewt ſie! Konnte, ſo fragt man kopfſchüttelnd, der große Goethe die wenigen Tage, die ihm an einer ſo erhabenen Stätte wie Palermo vergönnt waren, nicht beſſer ausfüllen, als mit ſolchem Prozeßklatſch?

Nun wäre Goethe aber nicht er ſelber geweſen, hätte ihn nicht die völlig neue, großartige Natur, die echt homeriſche Landſchaft zum poetiſchen Schaffen angeregt. In der Villa Giulia, bei dem Studium der Odyſſee, deren Sinn er erſt hier in ſolcher Umgebung voll erfaßte, kam ihm der Gedanke einer Nauſikaa-Tragödie. Dieſen führte er dann am Meeresufer bei Taormina, in einem Orangenbaum ſitzend, aus, während der arme Kniep — mehr Reiſeſklave als -begleiter — oben das griechiſche Theater für Goethe malen mußte. Goethe hat ſeinem eigenen Geſtändnis nach über jenem „Vorſatz“ ſeinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Teil ſeiner übrigen ſicilianiſchen Reiſe verträumt. Den Entwurf hat er nicht wieder vorgenommen, ſei's, daß er im Norden, den anregenden Eindrücken entrückt, nicht mehr die nötige Inſpiration fand, wie er ſelbſt andeutet, ſei's, daß er das Unglückliche dieſer Idee erkannte, ihn ſein Genius vor der Dramatiſierung des rein epiſchen Stoffes bewahrte, wie ich glaube.

So iſt von einer dichteriſchen Ausbeute eigentlich nicht zu reden. Das einzige Gedicht, das meines Wiſſens in Goethes Werken ſicilianiſchen Urſprungs iſt, haben wir in einer Nachdichtung eines Volksliedes, welches er aber nicht auf der Inſel gehört, ſondern ſpäter oder früher in irgend einer Sammlung geleſen haben mag. Es iſt das bekannte:

Ihr ſchwarzen Äugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuſer ein,
Es fallen Städte u. ſ. w.

Das Endergebnis ſeiner ſicilianiſchen Reiſe faßt Goethe in einem Brief an Herder in die Worte zuſammen: „Ich finde mich recht glücklich, den großen, ſchönen, unvergleichlichen Gedanken von Sicilien ſo klar, ganz und lauter in der Seele zu haben.“ Es iſt uns Modernen wohl erlaubt, hinter dieſe prunkenden Worte im Geiſte ein kleines Fragezeichen zu ſetzen.

Auf den immer etwas gedrechſelten, im unnahbaren Pluralis majestatis gehaltenen Reiſebericht des reichen Hofmannes und Optimiſten Goethe iſt es doppelt intereſſant, das urwüchſig geſchriebene Tagebuch des armen Peſſimiſten und Demokraten Johann Seume zu ſtudieren. Bewegte ſich jener ſtets zu Pferd und Wagen fort, ſo vertraute dieſer meiſt nur der Kraft und Ausdauer ſeiner großen Pedale. Goethe muß eine ganze Ausſtattung ſich haben nachſchleppen laſſen — man erinnere ſich nur an den koloſſalen Juchtenſchlafſack —: Seume hatte als ganzes Gepäck einen Torniſter aus Seehundsfell. Den trug er, geſtützt auf ſeinen guten

Knotenstock, selbstbewußt auf dem durch unendliches, unverschuldetes Leid doch nicht gebeugten Rücken von Grimma bis nach Sicilien. In Palermo freilich, als er seine Rundreise durch die Insel antrat, ließ er ihn zurück; denn man hatte ihn gewarnt, sein Tornister werde soviel Beifall finden, daß er bloß seinetwegen totgeschlagen würde. So rückt er denn mit einem Habersack, wie ihn die Markteſel tragen, aus, worin er sein ganzes Gepäck, bestehend in einem Hemd, zwei Büchern und einigen Toilettensachen, verwahrt. Eine köstliche Figur!

Seume hat den historischen Sinn, der Goethe völlig abgeht, in hohem Grade. Aber nicht aufdringlich wird er uns mit solchen Reminiscenzen. Immer weiß er gefällig am rechten Ort das Bedeutsame einzuflechten, seine Beschreibung z. B. des Trümmerfeldes von Alt-Syrakus, worin er geradezu plastisch Landschaft und Geschichte in Beziehung setzt, wird immer ein klassisches Muster solcher Art Darstellungen bleiben.

Indessen auch für die Gegenwart hat Seume einen offnen Blick, und die politischen und religiösen Zustände der Insel, worüber Goethe kein Wort verlauten läßt, erfaßt er mit scharfem Auge. Goethe hatte Sicilien am Vorabend der französischen Revolution besucht, in den letzten Jahren des Absolutismus: 1802 befand man sich bereits mitten in den Napoleonischen Wirren, die das Königreich beider Sicilien wie vielleicht kein anderes Land in ihren Strudel hineinzogen.

Ferdinand IV. lebte in einer Art Verbannung bereits seit drei Jahren in Palermo und hatte Neapel

den Franzosen räumen müssen, die ihrerseits wieder die Herrschaft an die Republikaner daselbst abgetreten hatten. Der Friede war zwar äußerlich wieder hergestellt; aber schwer hatte nicht nur Neapel, sondern auch Sicilien unter diesem doppelten Krieg zu leiden gehabt. Auf die unseligen inneren Verhältnisse bezieht sich folgende Notiz Seumes über Catania: „Hier ist es von ganz Sicilien am hellsten und vernünftigsten. Hier fängt man wenigstens an, das Unglück des Vaterlandes, die schrecklichen Wirkungen der Unterdrückung und des dummen Aberglaubens recht lebhaft zu fühlen". Ein gutes Lob! Aber ach, wie lange sollte es noch dauern, wie viel Blut und Thränen sollten fließen, bis endlich die Enkel der damaligen Generation deren Ideale wenigstens zum Teil verwirklichten in der Abschüttelung der bourbonischen Willkürherrschaft und Säkularisation der Kirchengüter!

Wenn dann Seume weiter aufzeichnet: „alle vernünftigen Insulaner sind völlig überzeugt, daß sie beim nächsten Krieg die Beute der Engländer oder Franzosen sein werden", so erfüllte sich diese Ahnung bereits nach vier Jahren, als Ferdinand IV. zum zweiten Male nach Sicilien fliehen mußte und sich hier nur mit Hilfe der englischen Kriegsschiffe und Kanonen gegen Napoleon halten konnte.

Aber ich vergesse über allgemeinen Bemerkungen ganz das persönliche: wie schlug sich dieser gelehrte „arme Reisende" vor hundert Jahren durch die unwirtliche Insel?

Fünfzehn Frühlinge nach Goethe, in der Fasten-

zeit des Jahres 1802 beſtieg Seume in Neapel das „Kauffahrteiſchiff“ nach Palermo. Seine Verproviantierung auf acht Tage war unnötig geweſen: er erreichte den Hafen von Palermo bereits in 36 Stunden. Auch die Furcht vor den Seeräubern erwies ſich als grundlos: gleichwohl hatte das Schiff unterwegs die Kanonen ſcharf geladen und vierzig große Musketons fertig, um im Notfall ſich der Korſaren erwehren zu können.

Kaum angekommen, nahm Seume ſeinen Theokrit aus dem Torniſter und überſetzte „den verliebten Polyphem“, um ſo die Stunden nützlich auszufüllen, während welcher ſein einziges Paar Stiefel neu beſohlt wurde. Barfuß durch die Straßen Palermos zu laufen getraute er ſich denn doch nicht.

Hat man nur fünf Zeilen von ihm geleſen, ſo muß man ihn lieb haben. Dieſen prächtigen Realiſten mit ſeinem kernigen Humor, dieſe knorrige, wetterfeſte Eiche. Ein echter Deutſcher!

Auf ſeiner Rundtour füttert er ſich wohl oder übel mit Apfelſinen und Makkaroni durch. Aber trotz ſeiner Armut heißt ihn ſein edles Herz, das letzte Stück gutes Brot, das er aus Palermo mitgebracht hat, unter ſeine Reiſegefährten — eine Rotte Maultiertreiber — zu teilen. Mit dieſen Maultiertreibern freundet ſich der Naturburſche Seume an. Er trifft ſpäter auf ſeinen Kreuz- und Querzügen immer wieder den einen oder anderen von ihnen, die ihn dann hocherfreut als Don Juan begrüßen, da ſie ſeinen Familiennamen natürlich nicht ausſprechen können. Gelegentlich prellen ſie ihn auch um ein paar Unzen, aber er kommt im

ganzen recht gut mit ihnen aus und reiſt ſicherer in ihrer Geſellſchaft, wenn er freilich auch einmal darüber ſeufzt, daß „er immer die Ehre hat, für alle Eſeltreiber der ganzen Inſel zu bezahlen“. Dazwiſchen macht er dann wieder Beſuche bei Prälaten, Rittern und Grafen, an die er von Palermo aus empfohlen iſt. Da ſpricht er mit den geiſtlichen Herren lateiniſch, mit den eleganten Damen franzöſiſch. Übernachtet er heute in einem behaglichen Gaſthof mit ſchöner Ausſicht, ſo ſchläft er morgen in einem Stall auf Heu unter einem Schafpelz und wird von ſeinen ärmlichen Wirten „Eccellenza“ tituliert. Bald pilgert er mit ſeinem Haberſack auf dem Rücken in der glühenden Sonne dahin und verzehrt einſam unter einem alten Carrubenbaum ein paar ſelbſtgepflückte Apfelſinen oder getrocknete Oliven, bald läßt er ſich vom Feſtungskommandanten von Auguſta mit Ale und Muskatwein traktieren und reitet mit dem reichen, gelehrten Landolina in Syrakus aus, mit allen wie ein Gleicher unter Gleichen verkehrend.

Seine Reiſe quer durch die Inſel iſt eine vollſtändige Irrfahrt. Von Palermo will er nach Girgenti über Alcamo und Trapani, ausnahmsweiſe zu Eſel. Sein Treiber weiß jedoch nur den gewöhnlichen Weg (über Termini), was der verſchmitzte Sicilianer aber wohlweislich verſchweigt. So kommt Seume um den Beſuch dreier wichtiger Punkte: des Monte San Giuliano (der alten Eryx), ſowie der Tempel von Segeſta und Selinunt. In Girgenti wird ihm das Reiten doch zu teuer. Er mietet alſo einen Führer zu

Fuß, giebt ihm zwei Unzen*) im voraus und zieht los. Er kommt nicht weit mit ſeinem neuen Mentor. Dieſen packt bereits hinter dem Städtchen Palma fürchterliches Bauchgrimmen, weil er zu viele Makkaroni gegeſſen habe. Er wirft ſich nieder, wälzt ſich auf der Erde und ſchreit vor Schmerz. Soviel ich die Sicilianer kenne, war das Ganze nichts als eine Komödie. Der Führer hatte ein gut Teil ſeines Lohnes vorausbezahlt erhalten, wozu man ſich nach einem ſicilianiſchen Sprichwort niemals verleiten laſſen ſoll, und nun einfach die jedem Südländer unbequeme Fußwanderung ſatt. Seume zieht alſo allein weiter.

Hinter Terranova verfehlt er den Weg. Statt an der Küſte fort zu gehen, kommt er wieder ins Innere, nach Caltagirone und verirrt ſich nun noch dreimal, indem er ſtatt geradeswegs nach Syrakus erſt nach Palagonia, dann nach Lentini, zuletzt nach Auguſta gerät. Er ſcheint eine ganz unzureichende Karte, einen Kompaß aber überhaupt nicht mit ſich geführt zu haben.

Am erſten April 1802 läuft er in dem Endziel ſeines „Spazierganges", in den Thoren von Syrakus ein. Hier wäre er bei einem Haar gleich nach ſeiner Ankunft in den Sümpfen des Anapo ertrunken. Er iſt eben ein Draufgänger. Trotz ſeiner Kurzſichtigkeit möchte er im erſten Anlauf die halbe Welt ſtürmen: welch ein Gegenſatz zu dem bedächtigen, Gefahr und Widerwärtigkeit ſtets ängſtlich vermeidenden Goethe!

In Syrakus hält er mit Landolina manch gelehrtes Geſpräch und lieſt an der Arethuſaquelle

*) etwa 25 Lire.

Theokrit im Urtext. Dann geht er zu Fuß über Catania und Taormina nach Meſſina und kehrt die Nordküſte entlang nach Palermo zurück.

Die intereſſanteſte Epiſode dieſer Tour iſt ohne Zweifel ſeine Ätnabeſteigung, die er mit fünf engliſchen Offizieren aus Malta am 6. April 1802 ausführte, alſo zu einer Jahreszeit, wo auf den Abhängen noch ungeheuer viel Schnee liegt. Um Mitternacht geht es, acht Mann ſtark, ſämtlich hoch zu Roß, mit Laternen ab. Er ſingt mit den Engländern: „Gode save the king“ und „Britannia rule the waves“, er, den einſt Sereniſſimus als Söldling an eben dieſen König verkauft hatte, um die Amerikaner um ihre Freiheit zu bringen. Welch toller Humor! Es iſt bitterkalt. Die Tiere, die im tiefen Schnee nicht vorwärts kommen, müſſen ſie weit unten zurücklaſſen. Bei Sonnenaufgang ſind ſie erſt am Philoſophenturm. Bereits hat einer der Engliſhmen die Finger erfroren. Seume, der nicht wie die Engländer ſich durch Rum ſtärkt, ſondern mit unterwegs gefrorenen Apfelſinen — er ißt eben fortwährend Apfelſinen und packt immer und überall ſeinen Sack damit voll — und mit Schnee die ſchwindenden Lebensgeiſter zu halten ſucht, iſt „zur Ehre der deutſchen Nation“ der erſte oben. Er hat wirklich am 6. April 1802 auf dem Gipfel des Ätna geſtanden. Mehreren Engländern erfroren dann beim Abſtieg noch die Zehen: unſer Seume kam ſo geſund und vergnügt nach Nicoloſi zurück, wie er ausgezogen war.

Meſſina findet er ebenſo wie Goethe von dem Erdbeben von 1783 her noch großenteils in Trümmern

liegen. Hier sieht er am Palmsonntag 1802 die Prozession. Alles trägt Palmenzweige. Der Erzbischof fährt in einer großen, vergoldeten Karosse auf, die vier Maulesel ziehen. Solchen Prunk sieht man jetzt höchstens noch in Palermo am Rosalienfeste.

Überhaupt ist es interessant, an der Hand von Seumes Schilderungen Vergleiche zwischen einst und jetzt anzustellen.

Ein Trost für uns Nachgeborene: schon damals wurden selbst arme Fremde unverschämt übers Ohr gehauen. Für ein paar junge Tauben — jetzt für eine Lira erhältlich — muß Seume, der „sich durch das ewige Makkaroniessen den Magen nicht vollständig verkleistern will", ungefähr einen Thaler bezahlen, für eine einzige indische Feige, allerdings Ende März, fast einen Gulden! Für die Benutzung eines Esels wird außer Futter und Verköstigung des Treibers von diesem eine Unze (= 12 Lire 25 Cts.) täglich verlangt. Und weil er ein Fremder ist, gehen sie mit dem Preis nicht herunter, der sich für den Einheimischen noch heute kaum auf den dritten Teil belaufen würde, und verzichten lieber auf den rechtmäßigen Gewinn. Zwei Burschen, die Seume über einen angeschwollenen Fluß tragen, stellen eine ähnlich hohe Forderung, und er erfüllt sie, da sein Führer ihn leise warnt, sie „möchten sonst bösartig werden und ihn mit ihren Knitteln in eine andere Welt liefern". So halten noch jetzt die Insulaner sogleich gegen den Ingleſe zusammen, jeder ein geborner Mafioſe.

Hingegen ist es mit der Sicherheit bedeutend besser

geworden, die unter den Bourbonen allerdings alles zu wünschen übrig ließ. Deshalb ging damals jedermann außerhalb der Stadtthore mit Dolch und Flinte bewaffnet. Die Eseltreiber können sich nicht genug über Seumes Verwegenheit wundern, daß er zu Fuß reise. An der Südküste bei Licata wird er denn auch einmal, „während er am Strande Muscheln sucht und ein Liedchen von Anakreon summt", von drei Reitern angehalten, alle bis an die Zähne bewaffnet. Aber seine Uhr hatte er wohl versteckt und sein Tagebuch nebst den Goldunzen in einer Tasche unter dem linken Arm verborgen. So ließen sie ihn nach einem strengen Verhör wieder ziehen. Jedenfalls hat ihn hier nur „seine armselige Figur" gerettet. Noch bezeichnender für die damalige Unsicherheit ist die kleine Episode in Lentini, wo sein Führer nach Syrakus den Lohn schon voraus haben wollte. Und warum? „Wenn Seume unterwegs geplündert oder erschlagen würde, wie sollte er da zu seinem Gelde kommen?"

Überall muß er den Leuten sogleich seinen ganzen Lebenslauf erzählen. Diese Neugier ist bei einer noch in den Kinderschuhen der Kultur steckenden Bevölkerung leicht erklärlich. Ich habe sie nur selten und nur in ganz entlegenen Gegenden erfahren. Aber die törichte Leidenschaft für das Spiel ist jetzt gewiß noch eben so groß, wie zur Zeit Seumes, der beständig von wildfremden Menschen gefragt wurde: „Versteht Ihr das Spiel? Wißt Ihr die Nummern (des nächsten Lottos)?"

Wenn er sich ferner über die „Bigotterie und Ketzerverdammung neben grober Unsittlichkeit" entrüstet,

ſo iſt letztere allerdings noch vielfach vorhanden, und niemand findet noch heute darin etwas Abſonderliches. Bekehrungsverſuche hingegen, denen Seume häufig ausgeſetzt war, da er ſich mit deutſcher Ehrlichkeit immer als Proteſtanten bekannte, werden jetzt kaum noch gemacht. Die Geiſtlichen halten ſich von den Fremden meiſt ſcheu zurück. Die Männer ſind, wie die Italiener überhaupt, gleichgiltig gegen Religion, und mit Frauen ſpricht man über derlei Dinge nicht. Das Bild, das Seume von einem gaunerhaften, kaltherzigen, ausſchweifenden und ſcheinheiligen Steuerreviſor entwirft, war für die damaligen Zeiten der Anarchie vielleicht typiſch. Heute trifft man zum Glück ſelten ſolche Exemplare, in denen alle Kardinalfehler der Nation wie auf einer Muſterkarte vereinigt ſind.

Seume iſt kein Lyriker. Darüber ſind ſich auch ſeine Verehrer nicht im unklaren. Deshalb iſt es beſſer, ſeine dichteriſchen Verſuche mit Stillſchweigen zu übergehen, auch ſoweit ſie Sicilianiſches zum Gegenſtand haben. Der Ruhm aber, unter hunderten von Proſaiſten der Empire-Zeit, die alle der Vergeſſenheit anheimgefallen ſind, in ſeinen Schriften heute noch zu leben, mit ganz wenigen anderen, und nicht nur in den Litteraturgeſchichten, ſondern im Volke, dieſer Ruhm iſt kein geringer. Ihn verdankt er namentlich ſeinem „Spaziergang nach Syrakus", von dem die Kapitel über Sicilien einen weſentlichen Teil bilden. Kein Deutſcher, der nach dem Süden reiſt, ſollte unterlaſſen, dieſes Buch mit in ſeinen Koffer zu packen.

Übrigens bin ich es den Manen deſſen ſchuldig,

der neben Luther, Beethoven und Bismarck zu unſeren Größten zählt, daß ich die wohl nicht allgemein bekannte Urſache angebe, weshalb die „Italieniſche Reiſe" trotz einiger vorzüglicher Stellen und mancher trefflichen Bemerkungen enttäuſcht und gegen jenes Werk eines ungleich geringeren und einſeitigeren Geiſtes abfällt. Goethe ſtellte erſt viele Jahre ſpäter aus einzelnen Notizen und Briefen, die er von der Reiſe an Freunde geſchrieben, ſein Buch über Italien moſaikartig zuſammen, zu einer Zeit, wo ſeine herrliche Kraft ſchon bedenklich im Schwinden war: Seume ſchrieb, noch voll der Eindrücke in Welſchland, ſein Werk ſogleich in einem großen Zuge nieder. Es erſchien bereits 1803 und, ein Beweis, welchen Anklang es gefunden, in zweiter Auflage 1805. Dieſer Erfolg gründete wohl nicht nur in der rückſichtsloſen Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit des Verfaſſers, ſondern vor allem in der Friſche und Unmittelbarkeit ſeiner Darſtellung, die Goethe abgehen mußte, als er ſich an der Schwelle des Greiſenalters die ſüdlichen Bilder wie einen entſchwundenen Jugendtraum wieder vor die Seele zu zaubern ſuchte.

Von den eingangs angeführten letzten Poeſieen Platens abgeſehen, haben wir bisher noch kein deutſches Originalgedicht über Sicilien vernommen. Dieſe Lücke füllt der dritte der oben genannten litterariſchen Charakterköpfe aus, der Schwabe Wilhelm Waiblinger. Freilich bleibt zu bedauern, daß er, der Mode jener Zeit folgend, Gefühle und Gedanken mehrfach in derſelben undeutſchen, zu Schwulſt und unendlicher Weit-

schweifigkeit verleitenden Form wiedergab, wie sein Vorbild, eben: Graf Platen. Waiblingers Oden: „Syrakus", „Villa des Timoleon", „Tempel von Agrigent", „Kaiser Friedrichs II. Sarg" sind kaum lesbar. Aber die ganze Ursprünglichkeit seines Talents spüren wir in seinen „Sicilianischen Liedern", einer Art poetischer Reisebeschreibung in schön fließenden, temperamentvollen Distichen, die man den römischen Elegien Goethes wohl an die Seite stellen kann. So lebendig ist die Empfindung, so untadelig die Form.

Im Gegensatz zu Goethe, der sich in Sicilien mit der unglücklichen Idee seiner Nausikaa-Tragödie trug und dazwischen Geröllschichten untersuchte; im Gegensatz aber auch zu Seume, dessen sicilianische Dichtungen, wie seine Elegie „an die Ceres" beweist, traurig mißglückten, und der ebensowenig zu einem reinen Genusse kam, da er sich durch die unleidlichen Zustände der Gegenwart allzu oft die Freude an der hehren Vergangenheit verkümmern ließ: hat Waiblinger nicht nur wertvolle, unvergängliche Früchte der Muse auf der Insel geerntet, sondern konnte überdies im September 1829 aus Palermo an einen Freund folgendes berichten:

„So bin ich denn am Ende meiner Wanderung und habe nur noch die nördliche Küste zu durchreisen. Dann habe ich aber auch alles gesehen, und wie? Unverhofftes, ungetrübtes Glück habe ich bis heute gehabt, Gesundheit, Heiterkeit, Lebenslust und das hellste Wetter haben alles verschönt, was an mir vorüberging. Und dessen ist so viel, daß ich nicht weiß, wie behalten, wie anwenden, wie verarbeiten. Ich bin eigentlich

übersättigt von höchster Wollust und fast stumpf. Denn Sie wissen, wie lebhaft und hastig ich lebe, genieße, sehe und fühle." *)

Dann schwärmt er von den schönen, unvergeßlichen Tagen unter dem Ätna, in den Kaktusdörfern bei den trefflichen Ätnabewohnern .... „in Syrakus lebte ich über eine Woche wie im Elysium" .... „Enna ist wert, heute noch von Proserpina bewohnt zu sein" ... „Girgenti ist mir mit goldener Schrift ins Herz geschrieben" u. s. w.

Aber ich rede von Waiblinger wie von einem aller Welt Bekannten? Das ist er doch wohl nicht, er, den bis auf einen sämtliche deutsche Litterarhistoriker sechzig Jahre lang totgeschwiegen haben, und der erst kürzlich durch die liebevollen Bemühungen Eduard Grisebachs wieder ans Licht gezogen worden ist.**) Deshalb hier einige kurze Daten aus seinem Lebensgang.

Am 21. November 1804 in Heilbronn als Sohn eines Subalternbeamten geboren, besuchte Waiblinger die Gymnasien in Reutlingen und Stuttgart, dann das Predigerstift in Tübingen. Hier hielt er es aber nicht lange aus: obgleich er — ein köstlicher Scherz des Schicksals! — sogar einmal in Tübingen die Kanzel bestiegen hat, trieb er alles andere, nur nicht Theologie. Durch die klassischen Studien war der Heide in ihm erwacht, zugleich glühte in ihm eine Sehnsucht nach

*) W. Waiblingers ges. Werke. Hamburg 1840. 9. Band.

**) Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien. Reclam, Univ.-Bibl. Nr. 1470 und 3351—52.

Italien, durch nichts zu bändigen. Dieſe Sehnſucht durfte er endlich ſtillen: an ſeinem 23. Geburtstag zog er in Rom ein, „eine nach Norden verirrte ſüdliche Natur, die jetzt erſt ihre wahre Heimat gefunden hatte".

Von hier aus tritt er im Juli 1829 eine Reiſe durch ganz Sicilien an, von der er erſt Ende Oktober nach Rom zurückkehrt.

Er landet in Meſſina und hält ſich hier, durch die wunderbare Natur bezaubert und von einem kleinen Liebeshandel gefeſſelt, längere Zeit auf. Dann wandert er an der Oſtküſte hin „an den blühenden Gärten des Ätna." Am Cyklopenfelſen bei Acireale ruht er aus und vergleicht ſein Los mit dem des Odyſſeus. Zugleich mahnt ihn Polyphems verſchmähte Werbung um Galatea an ſein eigenes Unglück in der Liebe:

... Wie der griechiſche Wand'rer mir oft die eigene Irrfahrt
Auf der flüchtigen Welt täuſchenden Bahnen gezeigt:
Kehrt mir vergangene Liebe zurück und vergangener Kummer,
Und am Ufer erſchleicht manche Erinnerung mich.

Eine lange Epiſtel ſchickt er, der ehemalige Theologe, nach Tübingen an „die heiligen Frömmler der Heimat", die „dem Abtrünnigen ſein trinakriſches Glück neiden":

Schweigt, o Kinder des Lichts, ihr auserkorenen Lämmer!

und:

Hör's, engbrüſtig Geſchlecht, ich verberge Dir nichts, ich bekenne
Stolz und freudig, wie Zeus reich mir die Tage geſchenkt.
Bald am Anapus weil' ich, es gleitet der Kahn zu der Quelle,
Und auf dem flüſſigen Pfad ſchattet die Blume des Nils.
Bald umſchweben die Göttinnen mich im ſeligen Enna,
Und die Stunde, da mir Helios einſt ſich erhob
Über des Ätnas Rieſengebild, nicht, glaub ich, ihr gleichet,
Währt es auch Ewigkeit, all euer Leben an Wert.

Bald in duftigen Hainen beſuch' ich des Akragas Tempel,
Einen ganzen Olymp birgt mir das liebliche Grün.
Selinunts Titanenruin und der ſtolzen Segeſta
Troiſches Säulenhaus ladet den Glücklichen ein.
Unter Marſala's Palmen und heſperidiſchen Reben
Wandr' ich zum heiligen Berg, hört es, zum Eryx hinan.

Dieſe Verſe aus dem vierten der ſicilianiſchen Lieder zeigen, daß er trotz der glühenden Sommerſonne keinen wichtigen Punkt des Innern unbeſucht ließ, und wie er, in beſtändiger poetiſcher Erregung trotz der bedeutenden Strapazen mit ganzer Seele jede der Stunden genoß, die ihm auf dem hiſtoriſchen Boden ſchlugen.

Wie tief und reich ſchöpft der 25jährige Feuergeiſt Waiblinger hier aus dem ſo lang erſehnten Born der klaſſiſchen Schönheit! Und nicht mit ſchulmeiſterlicher Pedanterie betrachtet er die Denkmäler einer verklungenen Zeit, eines untergegangenen Volkes. Auf dieſer Erde fühlt er ſich als Grieche: und wenn er die alten Götter anruft, die einſt in den verfallenen Tempeln herrſchten, ſo dünkt es uns geradezu, als ſei's ihm völliger Ernſt damit, als glaube er ſelbſt noch an ſie mit der kindlichen Naivität eines Homer. Beſonders bezeichnend hierfür iſt außer der frommen Verehrung, die er für ſeinen „Gefährten" Bacchus an den Tag legt (vergl. das zehnte Lied: „auf die Weine"), ſeine Beſteigung des Eryxberges, wo einſt das berühmte Heiligtum der Aphrodite ſtand. Nicht der wundervollen Ausſicht wegen unterzieht ſich der Dichter dieſer Mühe, ſondern:

Eine Wallfahrt gebot ihm das Herz; zum Tempel der Venus
Trieb ihn die Andacht, es trieb ernſtlicher Dank ihn empor.

Hier oben dankt er der Göttin, der er gern „Jugend und Kraft zu Dienſte geweiht", für ihre Gunſt. Zugleich bittet er ſie aber mit komiſchem Ernſt, dieſe ihre Gunſt von dem Schwarm, der ſie verleugne (den Frömmlern und Heuchlern), hinwegzuwenden, und erfleht für ſich:

Nimm mein Opfer und gieb mir ins Leben Schönheit in Fülle!

Goethe erwähnt der ſicilianiſchen Frauen kaum, der ernſte, faſt vierzigjährige Seume findet erſt am Ende ſeiner Reiſe in Meſſina und Palermo „einige artige Weibergeſtalten". Im übrigen „war er mit ſeinen griechiſchen Idealen aus dem Theokrit traurig durchgefallen". Anders der junge, leidenſchaftliche Schwabe. Nachdem er in ſeinem achten Lied auf der Meerfahrt bei Catini (dem antiken Hykkara) die Tochter dieſer Stadt, die ſchönſte der Griechinnen: Lais gefeiert, widmet er das ganze neunte Lied den ſicilianiſchen Frauen. Überall findet er bald ein Liebchen, und jede Stadt hat Mädchen von eigenem Reiz. Palermo giebt er den Preis: wie ſie „die erhabenſte der Städte, eine hohe Königin", ſo iſt ſie auch „die Mutter der ſchönſten Frauen, der zarteſten Blumen der Menſchheit". In Palermo iſt in der That der arabiſche Typus noch heute am reinſten anzutreffen.

Mit einer Menge dichteriſcher Pläne im Kopf nimmt Waiblinger endlich Abſchied von der Inſel, wo ihm alles, was er ſah und hörte, zum tönenden Vers wurde. Schweren Herzens beſteigt er das Schiff in Meſſina, und auf der Fahrt gen Norden löſt ſich ſein überſtrömendes Gefühl in lang dahinflutenden Strophen,

die beweiſen, was ihm Sicilien in den wenigen Monaten geworden war:

O Brautgeſchenk, das einſt am Hochzeittage
Proſerpinen der große Vater gab,
Der Ceres Liebe wie der Ceres Klage,
Dianens Wieg' und der Giganten Grab,
O ſchönſte Heimat frommer Götterſage,
Dem Königsſcepter und dem Hirtenſtab,
Der Nachtigall, dem Veilchen und Cyanen,
Der Flamme heilig und des Bergs Orkanen;

Noch einmal, teures Eiland, laß mich denken,
Was deine Berg' und Meere mir gezeigt!
Im Purpurglanz mit ihr mich zu verſenken,
Der Sonne, die zum goldnen Bad ſich neigt,
Vermöcht' ich der Geſtirne Lauf zu lenken —
O Luſt, und wenn ſie wieder ihm entſteigt,
Dich wiederſehn am Morgen! Doch vergebens;
Mir blieb Erinnerung nur, der Mond des Lebens.

So nimm mein Lebewohl, o Blumenwiege
Der Heldenfabel, wunderreichſtes Land;
So je noch griech'ſches Ufer mir erſtiege,
Begrüß' ich's als vertrauten Heimatsſtrand,
So je ich das Verhängnis noch beſiege,
Das manchen Kranz um meine Schläfe wand,
So mag die Mutter freundlich mich empfangen;
Denn ihre Locher küßt' ich auf die Wangen.

Er ſollte Griechenland nie ſehen und auch nicht wieder nach Sicilien zurückkehren. Dieſe Reiſe war ſein letztes Glück. Kaum nach Rom gekommen, erkrankte er an Lungenentzündung und ſtarb am 16. Januar 1830. Am 20. Januar begruben ihn ſeine Freunde bei der Pyramide des Ceſtius.

Klingt es nicht wie eine Ahnung ſeines nahen Geſchicks, wenn der damals noch ſo Lebensmutige,

Glücksfrohe die Abſchieds-Elegie an Sicilien in die Worte austönen läßt:

Schon ſchwimmen Aeol's Inſeln mir entgegen,
Die wandernden, und Stromboli's Vulkan,
Und ferner ſtets auf rauſchend ſchönen Wegen
Geſchaukelt wird das Schiff auf grüner Bahn:
Nun könnt' ich ruhig in mein Grab mich legen,
Da meine Augen ſolche Schöne ſahn;
Doch, daß ich ihrer würdig, euch zu zeigen,
So leb' und ſing ich, Ungeweihte ſchweigen.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Römiſche Reminiscenzen und Profile.

Von **Sigmund Münz.**

Zweite Auflage.

Broſchiert 5 Mark, in Leinenband gebunden 6,75 Mark.

Inhalt:

Deutſche in Rom. Die Deutſche Kolonie. — Kurd von Schlözer. — Zwei deutſche Kardinäle. (Hohenlohe und Melchers.) — Johannes Brahms. — Theodor Mommſen. — Graf Bülow. — Elpis Melena. — Malwida von Meyſenbug. — Joſeph Kopf. — Simeon Bavier. Das italieniſche Rom. Ein Spaziergang durch Rom. — Italien im Wahlkampfe. — Francesco Crispi. — Bei Guido Baccelli. — Bei Baron Blanc. — Graf Nigra. — Oh! mia Sicilia. Das päpſtliche Rom. Eine Dominikanerpredigt. — Kardinal Galimberti. — Kardinal Sanfelice. — Das Domjubiläum in Orvieto. — Villa Falconieri bei Frascati. — Re Umberto.

Moderne Staatsmänner.

Biographieen und Begegnungen.

Von **Sigmund Münz.**

Zweite Auflage.

8°. Broſchiert 5 Mark, in Leinenband gebunden 6,50 Mark.

Inhalt:

Deutſchland. Zwei Kanzler. I. Fürſt Hohenlohe. II. Graf Bülow. Rußland. Fürſt Lobanow. — Die Murawiews. — Pobedonoszew. England. Aus dem Zeitalter der Königin Victoria. Sechs Premiers: I. Lord Palmerſton. — II. Lord John Ruſſel. — III. Lord Beaconsfield. — IV. Gladſtone. — V. Gladſtones letzter Kampf mit Salisbury. — VI. Lord Roſebery. — Lord Randolph Churchill. — W. E. Lacky. — Sir Henry Layard. Italien. Graf de Launay. — Iſacco Artom. — General Cialdini. — General Manabrea. — Coſtantino Reſſmann. — Francesco Genala. — Marcheſe Visconti-Venoſta. — Guiſeppe Zanardelli. — Giovanni Giolitti. — Marcheſe di Rudini. — Marcheſe Cappelli. — Regiſter.

Ferner sind erschienen:

Herbsttage in Andalusien.

Von **Georg Wegener.**

Mit 21 Vollbildern.

—— Dritte Auflage. ——

Inhalt:

Vorspiel. — An Bord der „Fulda". — Mittelmeerfahrt. — Hinüber nach Afrika. — Cadix. — Die Stadt der Grazie. — Die Kolumbus-Feste in Huelva. — Die Kupfermimen von Rio-Tinto. — Cordoba. — In den Bergen Granadas. — Die Alhambra. — El Rayo. — Zur Genesis von Andalusien. — Die Steppe von Baza. — Einsame Pfade. — Spanische Berieselungskünste. — Ein Idyll in Murcia. — Schluß.

8°. Broschiert 6 Mk. Elegant in Kaliko gebunden 7 Mk. 50 Pf.

An der Westküste Klein-Asiens.

Eine Sommerfahrt
auf dem Ägäischen Meere

Von

Paul Lindau.

Mit 15 Vollbildern.

Zweite Auflage.

Inhalt:

Vor der Abfahrt. — Dardanellen und Tenedos. — Lesbos. — Mytilene. — Smyrna. — Chios. — Samos. — Patmos. — Rhodos. Lindos. — Heimkehr.

8°. Broschiert 6 Mk. Elegant in Kaliko gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Sicilien
und die Sicilianer

Von

Dr. Alexander Rumpelt

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1902

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei
Schöneberg-Berlin